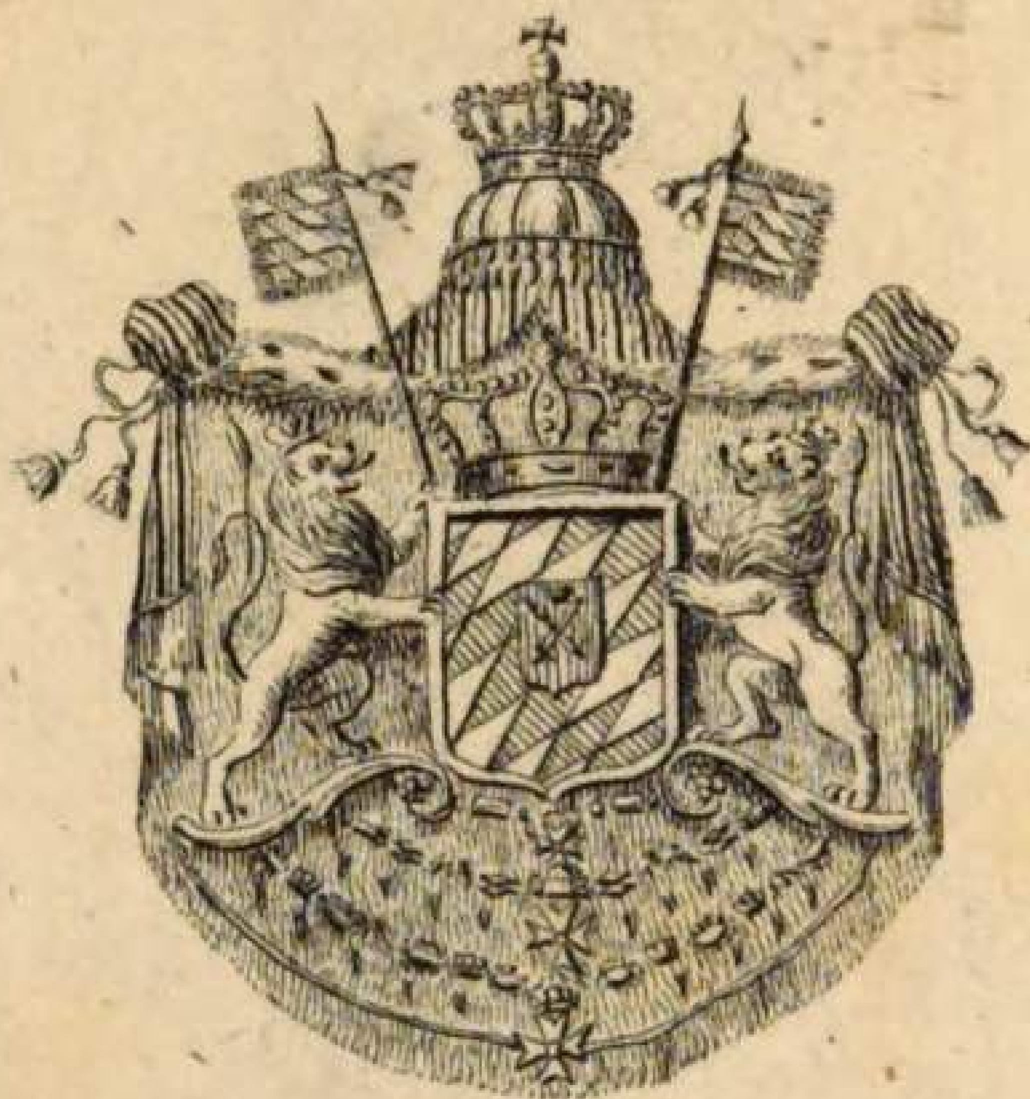


Oekonomische Hefte,

oder

Sammlung

von

Nachrichten, Erfahrungen und Beobachtungen

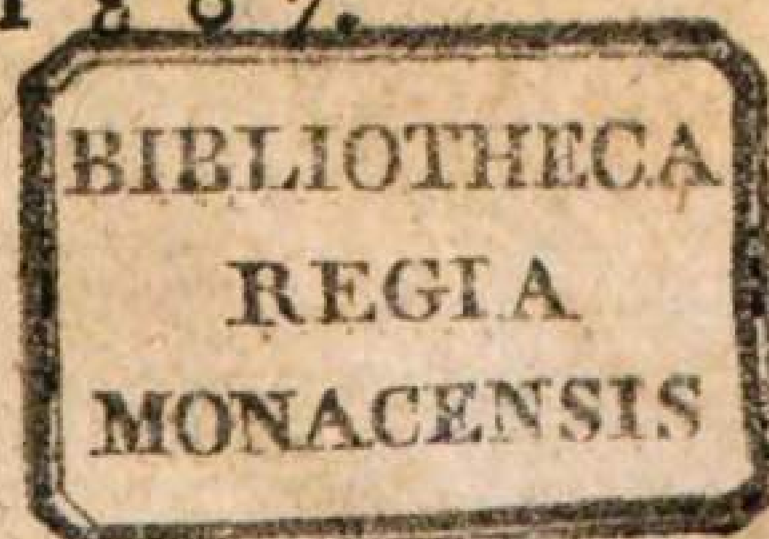
für den

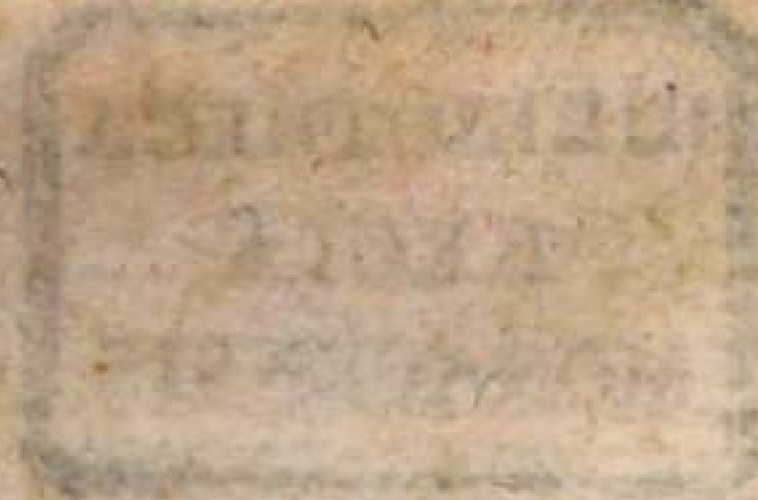
Stadt- und Landwirth.

Neun und zwanzigster Band.

Juli bis December 1807.

Leipzig,
in der Niemannschen Buchhandlung.
1807.





Oekonomische Hefte
für den
Stadt- und Landwirth.

Juli 1807.

I.

Wie habe ich das Moos aus meinen Gärten und Wiesen weggebracht?

Nachlässige, geitzige, oder auch unwissende Landwirthe lassen ihre Wiesen und Gärten so vermoosen, daß sie wenig Gras bauen. So fand ich meine Gärten und Wiesen so vermoost, daß ich darauf denken mußte, wie ich mehr Gras bauete, besonders, weil ich die Stallfütterung einführte.

Zuerst brauchte ich in meinen Gärten Salzbötzig, und da gerade ein heißer Sommer war, so

so beitzte dieses zwar das Moos, aber auch das Gras weg, und ich hatte zu thun, daß ich an diese Orte wieder gutes Gras brachte.

Dann nahm ich ausglaugte Asche, welche gute Dienste that, aber auch wegen lange anhaltenden Sonnenscheins das Gras mit wegbeitzte. Das sind bekannte, aber auch gefährliche, Mittel.

Endlich verrieth mir ein alter Freund und Oekonom, nur Leinknoten auf die moosigen Flecke in den Gärten und Wiesen zu streuen, ich würde mit Erstaunen sehen, wie nach Jahr und Tag das Moos weg sein würde. Ich verfuhr nach Vorschrift, und meine Gärten und Wiesen haben kein Moos mehr und tragen reichlich Gras, und ich baue weit mehr, als mein Vorfahrer, so daß alle Vorübergehenden voll Verwunderung den Kopf schütteln und sich fragen: Wie ist das möglich? —

Aber wie brachte ich wieder Gras an die gebeitzten Orte? Gar sehr leicht. Bei jedem Aufheben des Getreides sammelte ich den Staub und hob ihn auf, und kurz vor dem ersten Schnee, oder auch auf denselben, oder gleich darnach, streuete ich denselben auf die öden Flecke, und zum Erstaunen wuchs das Gras, viel und dick, wie ein Filz, wie man zu sagen pflegt. Gewöhnlich werfen unwissende Landwirthe diesen Staub vor die Scheunen; der Regen schwemmt ihn in die Düngstätte, wo er im Frühjahre wieder mit aufgeladen und auf die Aecker

gefah-

gefahren wird; daher ist so mancher Acker voll Unkraut. Hätte der unwissende oder faule Landwirth diesen Staub aufgehoben, und mit Anfang des Winters auf seine Wiesen und in seine Gärten gestreut, so würde er besser gethan, und dadurch seine Wiesen und Gärten verbessert haben. Denn in diesem Staube sind unendlich viel Samenkörner von allerhand Kräutern, die das Vieh frißt, und die wegen ihrer Leichtigkeit gegen das Getreide entweder zurückbleiben, oder beim Getreidefegen durchfallen. In der Oekonomie darf nichts ungenutzt bleiben, und wer jedes anzuwenden weiß, dem wird es nicht schwer, an seiner Oekonomie zu bessern. Die Verbesserung der Oekonomie, es versteht sich, daß sie rechter Art ist, hat noch Keinen gereut, und wird nie Jemanden reuen. Wohlan, meine Herren Kollegen! wir wollen stets unsere Oekonomie zu verbessern suchen, und das werden wir thun, so lange wir nicht irrig wähnen, daß wir sie auf die höchste Stufe der Vollkommenheit gebracht haben. Bei dieser Verbesserung können öfters Kleinigkeiten große Wirkung thun, wie die Leinknoten, oder der Staub vom Getreide, und diese Kleinigkeiten wollen wir einander mittheilen — denn non omnia possumus omnes.

II.

II.

Bienenstöcke haben zu verschiedenen Zeiten und in verschiedenen Gegenden andere Formen und andere Materien, wie folgende Tabelle zeigt:

Namen des Orts.	Form.	Materie.
A. Europa.		
I. Teutschland.		
a) Die alten	Glockenartig.	Stroh.
im Ganzen	Cylinderartig.	Stroh.
b) Die neuen mit einzelnen Ringen.	Viereckig.	Breter.
II. England.	Achteckig.	Breter.
III. Portugal.	Cylinderform.	Korkrinde, oder Pantoffelholz.
IV. Ungarn.	Viereckig.	— — —
B. Asien.		
Griechenland um den Berg Hymettus.	Oben weit, unten enge.	— — —
C. Afrika.		
Aegypten.	Cylinder von 6 bis 8 Zoll im Durchmesser, und 6 bis 12 Fuß hoch.	Zerstoßene Kohlen und Thon.

In

In Rom hatte man zu Plinius Zeiten viereckige Bienenstöcke von Horn *). In den neuesten Zeiten bedienten sich auch die berühmtesten Bienecker gläserner Bienenstöcke, um die Bienen in ihren Geschäften zu belauschen.

Thorley hieß der Erfinder der achteckigen Bienenstöcke in England.

Der Oberpfarrer Christ zu Homburg vor der Höhe erfand die viereckigen hölzernen oder breternen Kasten. So wie Pastor Werner dir cylinderartigen Ringe von Stroh erfunden hat. Diese haben bis jetzt bei echten Bienenkennern in Teutschland den Vorzug, besonders in der Magazin-Bienenzucht.

Die glockenartigen von Stroh findet man besonders bei den Landleuten.

Uebrigens wird die Bienenzucht in Teutschland nicht so betrieben, wie sie zum Nutzen betrieben werden könnte, und als ein Theil der Oekonomie betrieben werden sollte. Man sagt freilich, man verstehe die rechte und künstliche Behandlung der Bienen nicht — das mag sein; je weniger aber mit den Bienen gekünstelt wird, je simpler sie behandelt werden, desto einträglicher sind sie. Man glaube doch ja nicht, daß die künstliche Behandlung

der

*) Hist. Nat. L. IX. Cap. 16, p. 599, alveis cornu laternae translucido factis.

der Bienen einträglicher sei, als die simple. Freilich wird es nicht an Bieneckern fehlen, die über diese Aeußerung lachen werden; mir wird es aber auch erlaubt sein, über sie zu lächeln.

III.

Recension.

Allgemeines Teutsches Garten-Magazin ꝛc. Dritter Jahrgang. 1806. Neuntes bis Zwölftes Stück.

Neuntes Stück. II. Gartenbaukunst. Ueber die Gartenwohnhäuser, S. 343. III. Treib- und Gewächshaus-Gärtnerei. Bemerkungen über den Bau der Gewächshäuser, S. 345. IV. Blumisterei. 1. Ueber die künstliche Befruchtung der Blumen, S. 349. 2. Zwei schöne neue Zierpflanzen, S. 354. V. Gemüsebau im Garten und auf dem Felde. 1. Beitrag zur Berichtigung, was von dem sogenannten Canadischen Lauch gesagt worden, S. 356. 2. Beschreibung der Spargelerbse, ihrer Kultur und ihres Nutzens, S. 360. 3. Versuch einer Eintheilung und Bestimmung der nützlichsten Erbsensorten, in Rücksicht auf Gärtnerei und Sämereihandel, S. 362. VI. Obstkultur. Die Fortpflanzung

zung und Vermehrung edler Obstbäume ohne Samen, Ableger, Steckreiser und ohne Veredlung der Wildlinge, S. 366. X. Garten-Litteratur. Neue Garten- und botanische Schriften von der Michaelis-Messe 1806, S. 375. XI. Garten-Miscellen. 1. Der Saffran, und Anweisung zum Anbau desselben in Teutschland, S. 376. 2. Leichte Vertilgung schädlicher Insekten, S. 379. 3. Echtes und erprobtes Mittel zur Vertilgung der Erdflöhe auf den Pflanzenbeeten, S. 380. 4. Noch ein Mittel, die Erdflöhe zu vertreiben, S. 381.

Hr. Arch. Sturm ist der Verf. der ersten Abh. über die Gartenwohnhäuser, die keinen Auszug leidet. — Hr Schneevoogt in Haarlem vertheidigt S. 345 in den Bemerkungen die Engländer und Holländer gegen die Beschuldigung des Hrn. R. R. Medikus, als wären sie keine guten Pflanzenkenner, und als wenn sie immer nach dem alten Schlendrian ihre Gewächshäuser bauten, und beweist, daß der Bau gegen Mittag (nach dem alten Schlendrian) der beste sei. Die Abhandl. des Hrn. R. R. Medikus steht in Neuenhahns Blumenzwiebel-Gärtner, Leipz. 1804. Von diesem Buche sagt Hr. Schneevoogt: Ein Buch, worin sich viele Artikel befinden, wobei noch gegründete Anmerkungen zu machen wären. — Ueber die künstliche Befruchtung der Blumen, S. 349, trägt ein Anonymus das schon hundert Mal gesagte, zum hun-

hundert und ersten Male wieder auf. — Die zwei Zierpflanzen sind die Lavatera phoenicea und Campanula aurea. — Hr. Münzel sagt in dem Beitrag u. s. w., S. 356: „Ich habe sie (die Aegyptische Zwiebel, Alliun Canadense, *Linn.* oder Allium proliferum, *Scholl.*) einige Jahre hindurch selbst gebaut, und gereitzt durch das häufige Schreiben (nämlich im Reichs-Anz., in der Garten-Zeit. und im Allg. Gart. Mag.), so genau es mir nur immer möglich war, beobachtet, zwar nicht mit dem zergliedernden Auge des Botanikers, aber doch mit dem berichtigenden des ernstlichen Beobachters u. s. w. und sagt S. 359: Aus dem allen leuchtet ein, daß die proliferirende Zwiebel (All. prolif.) des Hrn. Past. Scholl. keine andere ist, als das All. Canad. des Linne', und vielleicht durch Vermischung des Samenstaubes von All. Cepa die dieser ähnliche Gestalt des Blumenschaftes angenommen hat. — Hr. Sup. Schröter beschreibt die Spargelerbse S. 360, ihre Kultur und ihren Nutzen. In Sicilien wächst sie wild. Weich gesotten kann man sie mit Baumöl und Essig als Salat speisen; man kann sie, wie den Spargel, mit Sahne speisen; und als Gemüse mit Kalbfleisch gekocht geben sie eine herrliche Mahlzeit. — Der Versuch u. s. w. S. 362, ist von Hrn. H. 2, und ist dieser:

I. Die

I. Die Zuckererbse (Pisum sine cortice duriore).

1. Die große, weißblühende Zuckererbse, auch Englische große weißblühende Zuckererbse (Französ. Non Pareille).
2. Die große Holländische weiße Zuckererbse (sehr große weißblühende Englische Zuckererbse, Holländische späte weißblühende Zukkererbse u. s. w.).
3. Die große Schwert- oder Säbel-Zuckererbse.
4. Die wohltragende grüne Zuckererbse (Dänische und Schottische Zuckererbse).
5. Die frühe Zwerg-Zuckererbse (die Englische the Grazie).

II. Die Ausbrech-, Läufer- oder Ausmacherbse.

1. Die große Klunker- oder Fontanell-Erbse Pis. hort. maj. C. B.).
2. Die große weiße Gartenerbse (große Erfurter, Englische Ausbrecherbse).
3. Die große grüne Gartenerbse (auch grüne Französisch-Haagische Gartenerbse).
4. Die große Spanische Ausbrecherbse.
5. Die Kronen- oder Büschelerbse (Traubenerbse, Rosenerbse, Bouquet-Erbse).
6. Die frühzeitige Ausbrecherbse.
7. Die gemeine gelbe und grüne Felderbse.

S. 363 in der Note sagt der Verf., daß die Behauptung im VII. Heft des T. G. Mag. 1806, S. 274, daß die Englische Frühzuckererbse durch Kultur aus der gemeinen Felderbse entstanden wäre, grundfalsch sei, weil aus einer Felderbse auch in dem besten Boden nie eine große Klunker- oder Fontanell-Ausbrecherbse, geschweige denn eine Erbse mit eßbaren Samenhülsen entstehen könne. Recens. merkt dieß hier deßwegen noch an, weil er sich die Stelle beim ersten Lesen auch angemerkt, beim zweiten aber dieselbe übersehen hat, um diese Bemerkung zu machen. — Die Fortpflanzung und Vermehrung edler Obstbäume u. s. w., S. 466, ist die Wurzelimpfung nach Agricola. Doch sind noch einige schöne Nachrichten von Holyk, Agricola u. A. angebracht. Von E. 3. — Die Garten-Litteratur enthält die Titel von 15 Garten- und botanischen Schriften. — Die Garten-Miscellen enthalten 1. S. 376. Den Saffran u. s. w. von H. 2. Der Saffran kann überall in Teutschland gebaut werden. Zwei Schriften

Ulrich Petrak. Praktischer Unterricht, den Niederösterreichischen Saffran zu bauen. Wien, 1797. 8.

Wagner. Der Wiener Saffran in Baiern, oder vollständiger Unterricht, wie man den Wiener Saffran eben so gut in Baiern, als in Oestreich erziehen kann. Mit 1 Kupf. München.

geben

geben außer Klotz'ens Gartenkunst, III. Thl. S. 260 u. s. w. Unterricht. — Die leichte Vertilgung u. s. w. 2. S. 379, besteht in dem allgemein bekannten, die Schmetterlinge durch Kinder wegfangen zu lassen. — 3. Echtes und erprobtes Mittel u. s. w., S. 380, besteht darin, daß Hr. Dr. Wundram in einer Weite von anderthalb bis 2 Fuß von einander Breter in dem Pflanzenlande aufstellte, die er mit Theer bestreichen ließ. In andere Beete steckte er hin und wieder Stäbe ein, die mit klebrichten Sachen bestrichen waren, als wozu auch Letten oder Lehm und Kuhmist, zu einem steifen Brei gemengt, sehr dienlich ist. Man muß aber die Pflanzen begießen, damit die Erdflöhe hinan fliegen. Ein Zufall führte Hrn. Dr. Wundram darauf. Er ließ ein Spalier mit Oelfarbe anstreichen; weil diese Farbe langsam trocknet, so blieb dieselbe immer so klebricht, daß die Erdflöhe, die beim Begießen der Pflanzen darauf flogen, daran hängen blieben. Recens. ging einst spazieren, und fand im Frühjahre die Erlenvorschüsse sehr klebricht, nahm einige mit, und steckte sie auf das Pflanzenbeet. Beim Begießen der Pflanzen setzten sich viele an, und konnten nicht wieder herab. Es muß aber öfters wiederholt werden. Und weil es bei den Frühpflanzen nicht gebraucht werden kann, indem die Vorschüsse noch nicht da sind, so fiel er auf die Leimruthen, womit man die Fliegen

in den Stuben fängt. Das ist auch ein echtes und erprobtes Mittel. — 4. S. 381, gibt Hr. Schullehrer Jasow zu Ricklingen noch ein Mittel an, die Erdflöhe zu vertreiben, welches darin besteht: wenn der Same gesäet ist, so tritt man das Land mit den Füßen fest zu, und wenn die Pflanzen aufgegangen sind, nimmt man auf 1½ Pfund Samen ½ Pfund schlechten Tabak zu 1 G. 4 P., kocht selbigen in 4 oder 5 Kannen reinem Brunnenwasser, läßt es kalt werden, und begießt mit dieser Lauge die Pflanzen, und die Erdflöhe sind gleich vertrieben. — Recens. bemerkt noch, daß auch Einige Hühner- oder Taubenmist empfohlen haben, weil die Erdflöhe den Geruch nicht vertragen könnten. Allein nicht der Geruch davon vertreibt die Erdflöhe, sondern das schnelle Wachsen der Pflanzen, die dann härter werden, und also den Erdflöhen aus den Zähnen wachsen. — Schließlich bemerkt Rec. noch, daß des Hrn. Jasows Mittel einzig und allein auf der 381. Seite steht, so daß also noch ⅔ von der Seite leer sind, und doch als bedruckt bezahlt werden müssen.

Zehntes Stück. II. Gartenbaukunst. Einige Bemerkungen über Garten-Monumente, S. 384. VI. Obstkultur. 1. Charakteristik der Obstsorten. A. Die Labermanns-Kirsche, S. 386. B. Die kleine Ratafiat-Kirsche, S. 387. 2. Uebersicht

sicht des pomologischen Kabinets, so weit es dermalen fortgerückt ist, S. 388. IX. Samenbau, Sämerei- und Pflanzenhandel. 1. Ueber Gemüse-Samenbau, Sämereihandel und Samenverfälschungen, S. 395. 2. Eintheilung der sämmtlichen Feld- und Gartengemüsearten, in Rücksicht auf bessere Ordnung in den Verzeichnissen der Samenhändler, S. 400. XI. Garten-Miscellen. 1. Ueber den Kaffee und seine verschiedenen Stellvertreter in Teutschland, S. 404. 2. Das Fortkommen der Gewächse in einer neuen Ansicht genommen, S. 420.

Hrn. Arch. Sturms Aufsatz: Einige Bemerkungen u. s. w., S. 384, leiden keinen Auszug. — Von der Labermanns-Kirsche sagt Hr. Past. Sickler, daß sie eine Schwester der Lauermanns-Kirsche sei, und daß er sie beide für eine und dieselbe gehalten habe, weil es sehr leicht sei, daß statt des u ein w — Lawermanns-Kirsche — gestanden habe, welches ein Anderer vom Hörensagen Labermann — mit b — geschrieben haben könnte; aber nach der Versicherung des berühmten Kirschenforschers, Hrn. Major von Truchses, sei ein Unterschied zwischen beiden. Die Lauermanns-Kirsche ist im T. O. Gärtner, Bd. XVIII, S. 101 — 106, beschrieben. — Die kleine Ratafiat-Kirsche, sagt Hr. Past. S., sei aus dem Jardin des Plantes in Paris hier angezogen worden. Sie gehört zu den Glaskirschen, und ist

nicht

nicht die S. 290 des Christischen Handbuchs angeführte Ratafia Weichsel. Hr. Past. S. bemerkt, daß bei der genannten noch ein t angehängt sei; kann es aber bei Christ nicht ein Druckfehler, oder Irrthum des Verfassers sein? — Die Uebersicht u. s. w., S. 388, gehört gar nicht in das Allg. T. Garten-Mag., sondern in das Intelligenz-Blatt. Sechs volle Seiten und darüber müssen hier abermals widerrechtlich bezahlt werden, und Hr. Past. S. verdient so leicht einen Louis'dor. Die Entschuldigung, daß er dadurch die vielen Anfragen ausführlich beantworten könne, welches in einzelnen Briefen nicht geschehen kann, rettet ihn nicht gegen die Kritik; auch im Intelligenz Blatt hätten sie es gelesen, wie weit das pomol. Kabinet fortgerückt sei. — Hr. H. L. redet S. 395 1. Ueber Gemüse-Samenbau, Sämereihandel und Samenverfälschungen, und S. 402, 2. Eintheilung u. s. w. sehr schön; Recens. sollte aber glauben, daß für die Samenanzieher sowohl, als für den Samenhändler, Vieles in den Wind geredet sei. S. 398 gibt derselbe aus Reichardt die Dauer und die Keimfähigkeit des Samens an. Recens. will nur einige davon anführen und einige Bemerkungen dazu machen.

Borago, oder Boretsch, behält seine Dauer 2 Jahre. — Vergl. hiermit Nr. VIII, S. 321 des Allg. T. G. Mag. 1806.

Löfel-

Löffelkraut, behält seine Dauer 2 Jahre. — Vergl. hiermit Nr. VIII. des Allg. T. G. Mag. 1806, S. 329.

Salat, oder Lattich, behält seine Dauer 4 J. — Nach S. 318 ebendas. 6 bis 7 Jahre.

Kohl, behält seine Dauer 5 J. — Recens hat ihn nach 7 Jahren ausgesäet, und er ist noch aufgegangen.

Dazu kann noch gesetzt werden:

Großer Spanischer Sauerampfer, behält seine Dauer 3 J. in Kapseln. Ebendas. S. 323.

Der Garten-Miscellen sind 2, S. 402, 1. Ueber den Kaffee und seine verschiedenen Stellvertreter, von Hrn. Theuß in Jena, ist sehr schön. Der Kaffee-Baum war schon lange in Arabien einheimisch; Gemaleddin, Mufti von Aden in Arabien, ist der erste gewesen, der den Kaffee-Trank daselbst eingeführt hat, im 9. Jahrh. der Hegira (d. h. im 15. Jahrh. nach christl. Zeitrechnung). Bei seiner Reise nach Persien sah er daselbst einige seiner Landsleute Kaffee trinken. Einige Zeit nach seiner Zurückkunft in Arabien befiel ihn eine Krankheit, er erinnerte sich des Kaffee-Tranks, und machte an sich selbst, zur Wiederherstellung seiner Gesundheit, einen Versuch damit; er wurde gesund — und so wurde der Kaffee auch in Aden gemein; von wo aus er nach Mekka und dann nach Medina und

Groß-Cairo in Aegypten kam — wo er anfänglich nur von Derwischen und Mönchen, des Nachts munter zu bleiben, getrunken, nachher aber allgemein wurde. — Von Arabien und Aegypten kam er nach Damaskus und Aleppo in Syrien. — In Europa kam er zuerst nach Konstantinopel. Schems von Damaskus und Heckin von Aleppo waren die ersten, die hier unter der Regierung Solimans des Großen im J. 1554 (und also 100 Jahre nach der Einführung des Kaffees in Arabien) Kaffee-Häuser eröffneten. — Wohin er von Konstantinopel aus seinen Weg genommen, liegt im Dunkeln; wahrscheinlich aber nach Venedig. — Nach Marseille kam er direkte durch einige vornehme Herren, welche den Hrn. de la Haye dahin begleitet hatten; im J. 1660 wurde er gemeiner, und 1672 wurde das erste Kaffee-Haus daselbst angelegt. — Nach Paris brachte ein gewisser Hr. Thevenot *), der den

*) Ein gewisser Thevenot — welcher? es waren zwei Thevenot, Onkel und Neffe. Der Beisatz: der den Orient durchreiset hatte, deutet auf den jüngern Thevenot, der wirklich den Orient durchreiset hat. Allein das Jahr 1657 widerspricht diesem Vorgeben, denn der jüngere Thevenot kam erst 1659 nach Paris zurück. Mithin war es der ältere Thevenot, der aber nicht den Orient durchreiset hat, und nicht weiter gekommen ist, als nach Konstan-

den Orient durchreist hatte, 1657 den ersten Kaffee. Der Türkische Ambassadeur, Soliman Aga,

stantinopel und die dasige Gegend. Daß der ältere Thevenot zu verstehen sei, beweist auch das Jahr 1669, denn da war der jüngere Thevenot schon 6 Jahre wieder auf Reisen. Von diesen beiden Thevenoten sehe man Beckmanns Vorrath kleiner Anmerkungen über mancherlei gelehrte Gegenstände. 2. Stück. Göttingen, bei Röwer 1803, S. 275, Nr. 11. (Vergl. Thevenots Morgenländische Reise.) S. 281 bemerkt Hr. Beckmann, daß er nicht der erste (und auch nicht der letzte, setzt Recens. hinzu) war, der behauptet habe, Thevenot sei nicht im Orient gewesen. Meusel habe es in seiner Bibl. hist. II. 1. pag. 257, behauptet, der es wahrscheinlich aus des Dr. Lüdeke Beschr. des Türk. Reichs I. S. 415, habe, der aber Thl. III, S. 150, seinen Irrthum verbessert habe; dieser habe es aus dem Dictionnaire historique — portatif des Ladvocat. — Recens. setzt hinzu: In des Abts Güyons Geschichte von Ostindien. Frankf. u. Leipz. 1772. S. 383, heißt es: Der wohlgereiste Herr Thevenot war der erste, der bei seiner Rückreise von Konstantinopel Kaffee mit sich nach Paris brachte; denn in Asien selbst ist er niemals gewesen, ob er gleich eine Reisebeschreibung durch dasselbe geschrieben hat. — Güyon verwechselt also 1744 auch die beiden Thevenote. — Bellermann in seinem Handbuche der bibl. Litteratur. 2. Thl. Erf. 1790. S. 81, schreibt: Die Reise durch den Orient verfertigte der übrigens sehr gereiste

der um diese Zeit nach Paris reisete, brachte einen großen Vorrath mit. Im J. 1671 legte ein Armenier, Namens Paskal, in Paris das erste Kaffee=

treiste Verf. auf der Stube (Thevenot); schöpfte aus Arvieux u. s. w. — Dieß sei genug zur Berichtigung des gewissen Thevenots; nur bemerkt Rec. noch, daß der jüngere Thevenot in s. Morgenländ. Reisebeschreib. 1. Thl. Kap. XXIV, S. 45, den Cahvé der Türken beschreibt, und sagt, daß man in einer Cahve hane — so nennen sie den Ort, wo er ganz zubereitet wird — (d. h. ein Kaffee=Haus; d. Recens.) — solchen haben könne. — In des angeführten Abt Güyons Geschichte von Ostindien, S. 360 ff., findet sich eine Abhandlung über den Ursprung und Gebrauch des Kaffees bei den Arabern. Nach dieser wächst der Kaffee=Baum wild in Abyssinien, von woher Kit Chadely, und zwar aus der Landschaft Zeila, Pflanzen von dem Baume Kat *) und Pflanzen und Früchte von dem Kaffee=Baum nach Arabien verpflanzt habe u. s. w. Liebhaber mögen diese Abhandlung selbst nachlesen, wodurch die Theußische vermehrt werden kann. — Nach Olearius Moskowitischer und Persian. Reisebeschr. Schleswig 1656. Fol. S. 598, bekamen damals die Perser aus Misser, d. i. Aegypten, den Kaffee.

*) Wahrscheinlich des Olearius Kraut, S. 559, a. a. O., welches die Usbekischen Tatarn von Chattai in Persien holen.

Kaffee-Haus an, und bald darauf waren dreihundert Kaffee-Häuser in Paris. — In London wurde das erste Kaffee-Haus durch einen Griechen, Namens Pasqua, 1652 angelegt. Die im J. 1685 aus Frankreich vertriebenen Hugenotten waren wahrscheinlich die ersten, die in Teutschland Kaffee getrunken haben. — Van Hoorn, Gouverneur in Batavia, war der erste, der, auf Veranlassung des Bürgermeisters Nicolaus Witsen zu Amsterdam, einigen Samen des Kaffee-Baumes aus Arabien sich verschaffte und in Batavia aussäete. 1690 schickte er schon einige Pflanzen nach Amsterdam, und 1718 entstand die erste Holländische Kaffee-Plantage zu Surinam. 1714 schickte der Magistrat zu Amsterdam eine schöne Kaffee-Pflanze mit reifen Früchten an den König Ludwig XIV. nach Frankreich. — Herr de la Motte Aigron, Gouverneur von Cayenne, brachte 1722 mit List eine Pflanze von Surinam weg, und 1725 hatte er schon tausend Pflanzen,

Kaffee. S. 599 führt Olear einen Persischen Vers über den Kaffee an, der in der Teutschen Uebersetzung also lautet:

Cahvvae, du schwarzes Angesicht,
Daß man dich doch mag leiden,
Wo du hinkommst, muß man da nicht
Die Lust und Beischlaf meiden?

zen, wovon einige 1727 nach Martinique, und von da 1732 nach Jamaika verpflanzt wurden. —

S. 408 folgt nun die Geschichte der Kaffee-Surrogate — Weitzen, Roggen, Gerste — 1767, 1768 — gehören zu den schlechtesten. — Die Erfindung des Cichorien-, Teutschen Kaffees fällt in die Zeit des Amerikanischen Krieges. Er ist in Teutschland ein wichtiges Handels-Produkt geworden. In Braunschweig *) und Magdeburg sind große Fabriken davon. — Skorzoner-Wurzel, gelbe Möhren. — Futterbohnen, Erbsen, Kichern, Buchnüsse, Runkeln, Kartoffeln u. s. w. — Die Eicheln gehören unter die ältesten Kaffee-Surrogate. Wenn aber S. 411 Hr. Th. sagt: Dieses Sur-

*) In Braunschweig bestehen 17 Cichorien-Fabriken, welche dem Teutschen Vaterlande jährlich 3 Millionen Thaler Ausgabe ins Ausland erhalten, und überdieß noch gegen 2000 Menschen Brot geben. (Ach! diese Armen in diesen kriegerischen Zeiten!) Ein gewisser Hr. Bleibtreu hat die erste etablirt. In Bremen sind 6 Fabriken, eben so viel in Magdeburg und 10 in Hannover u. s. w. — also = 39 Cichorien-Fabriken, die sich bis Michaelis 1806 alle gut standen! — Dieß wollte Recens. noch aus S. 410 hier anführen, weil er in der Erzählung keine Einschaltungen machen wollte.

Surrogat kostet gar nichts — als die Mühe, es zu suchen und zuzubereiten — so irrt er, wenigstens für die Gegend des Recens., wo erst die Eicheln von der Herrschaft gekauft werden müssen. Schade, daß Recens. ihn nicht trinken kann, weil er mit Sahne getrunken werden muß, und Recens. dieselbe nicht trinken darf. — Die Roßkastanie 1800, Erdmandeln 1804, Spargelsamen, von Dr. Hasenbalg (andere von Pastor Stoll) vortrefflich —

¾ Loth gebrannter und gemahlner Spargelsamen, ¼ Loth Möhren-Kaffee, ½ Loth guter Indischer Kaffee — gibt einen vortrefflichen und starken Kaffee, den man dem eigensinnigsten Kaffee-Trinker als echten vorsetzen kann, besonders, wenn er mit Sahne getrunken wird.

½ Loth gebr. und gem. Spargelsamen, ½ Loth Möhren-Kaffee, ¼ Loth guter Indischer Kaffee — schmeckt wegen des größern Zusatzes von Möhren lieblicher, kommt aber dem echten Kaffee des vorigen nicht bei u. s. w.

Aber woher den Spargelsamen? — Eine wichtige Frage; und zuletzt wird dieser so theuer, als der Kaffee, so wie 1 Pfund von der Erdmandel für 1 Fl. ausgeboten wird, S. 412 vergl. Nr. 33, 2. Bdes. der Hall. Garten-Zeitung.

Gewinnt das Ganze dabei, wenn wir an die Stelle der Cichorien- und Möhren-Wurzeln

zeln den Spargelsamen setzen? Diese Frage untersucht Hr. Th. und beantwortet sie S. 415 mit Nein! — Nachdem Hr. Th. noch einiges in Rücksicht des Cichorien- und Spargel-Baues berichtigt hat, kommt er S. 420 auf das Fr. Pf. Heimische Kaffee-Surrogat — Hanf, das sie Hanfee nennt — und verwirft es. — Das Fortkommen u. s. w., S. 420, von Hrn. Horsting, mögen Liebhaber selbst nachlesen.

Am Ende ist noch ein Druckfehler des vorigen Heftes zu bemerken. S. 364, 1. Spalte, 9. Zeile v. u. lies: die wohltragende graue statt grüne, welches Recens. hier noch anführen, und S. 387 den unrichtigen Ausdruck: Sommerseite, und S. 388 Sommerseite und Winterseite, vom Hrn. Past. Sickler selbst, noch bemerken wollte.

Eilftes Stück. V. Gemüsebau im Garten und auf dem Felde. 1. Methode, frühen Kopfsalat zu gewinnen, S. 425. 2. Einige Bemerkungen über den Spargel, S. 426. 3. Vom Schnittkohl, vorzüglich dem Englischen, S. 418. VI. Obstkultur. 1. Ueber den Bildungstrieb in den Obstbäumen, S. 433. 2. Versuch einer systematischen Darstellung der Krankheiten der Obstbäume, S. 442. 3. Beobachtungen über das Abschälen der Obstbäume S. 454. XI. Garten-Miscellen. 1. Merkwürdigkeiten des Jahres vom Herbste 1805

bis

bis 1806, und ihr Einfluß auf verschiedene Blumen, S. 455. 2. Ueber die Antipathie des Weinstocks und des Kohls (Brassicae) nach der Meinung einiger Alten, S. 461.

Hr. Dr. Wundram in Wulften tritt hier zum ersten Male als Mitarbeiter am A. T. G. M. auf, und liefert sowohl die Methode, frühen Kopfsalat zu gewinnen, S. 425, als auch einige Bemerkungen u. s. w., S. 426. Die Methode besteht darin, daß man 3 oder 4 gute (Körner, d. Rec.) Salatsamen nach der Schnur in einiger Entfernung, ½ Zoll tief in die von der Natur oder Kunst angefeuchtete Erde lege. — Diese Methode ist Recens. nicht neu, so wenig, als die, daß man in einiger Entfernung auf dem Samenbeete einzelne Pflanzen zum Samen stehen läßt. — Die Bemerkungen über den Spargel gehen über den verschiedenen Geschmack des Spargels, der theils durch verschiedenen vielen Dünger, und selbst durch das Erdreich, verändert wird; theils durch langes Aufheben im Keller; theils in der Spargelpflanze selbst, die theils männlich, theils weiblich ist; diese trägt rothe Beeren, jene nicht, welche aber milder und besser ist. Vielleicht sagt Hr. Dr. W. ist dieses eine nicht bemerkte Entdeckung, daß es zweierlei Geschlechter des Spargels gibt, welche im Geschmacke verschieden sind. — Hr. Sup. Schröter redet S. 428 vom Englischen Schnittkohl sehr schön, und verbessert S. 431 in

der

der Note Krünitz ökonom. technolog. Encyklopäd. Bd. XLII, S. 562, Anmerk. und 563. Zum Beschluß dieser Abhandlung sagt Hr. Sup. Schr.: „Aber ich mache eine Erfahrung bekannt, die ich dieses Jahr (1806) gemacht habe. Ich brachte nämlich im Herbste 1805 einen im Freien erbauten Krauskohl in die Erde in dem freien Garten, um ihn im Winter aufzubewahren, und nach und nach (freilich nicht auf ein Mal) zu verspeisen. Im Frühjahre darauf ließ ich die Wurzelstrünke, deren Köpfe ich gespeist hatte, zum Samentragen *) in eben diesem Lande **) stehen, und fand, daß sie nicht nur häufig Samenstängel trieben, sondern daß

*) Man hat immer behauptet, daß man, um guten Samen vom Krauskohl zu erziehen, die Köpfe nicht verspeisen dürfe, sondern dieselben oben kreuzweise aufschneiden müsse, damit daraus der Hauptstängel getrieben werde und Samen trage, so wie alle Nebenäste abgeschnitten werden müßten. Recens. hat mehrere Jahre dieß beobachtet; als er auch mit einigen Strünken den Versuch machte, und nicht nur guten Samen zog, sondern auch die größern und kleinern Zweige bemerkte, die hervorsproßten. Bald steckte er lauter Strünke aus, und entblätterte zu seiner Zeit die größern und kleinern Blätter zum Verspeisen — und das schon seit 11 Jahren.

**) Können auch in anderes versetzt werden.

d. Recens.

daß auch eine Menge kleinerer und größerer Zweige und Blätter hervorsproßten, die statt des Blattkrautes genossen werden konnten, und dieß dauerte den ganzen Sommer hindurch. Freunde vom Gemüse könnten also ein Gartenbeet mit Krauskohl, denn von andern Kohlarten habe ich keine Erfahrungen *), zugleich zum Samentragen und zum Blattkraute nutzen, was vorzüglich denen angenehm sein dürfte, deren Gemüsegärten zu klein sind, als daß sie mit den Beeten verschwenderisch umgehen dürften." — Ueber den Bildungstrieb in den Obstbäumen, S. 433, sagt Hr. Past. Sickler ganz wahr: „Wenn es möglich ist, daß der Botaniker seine Pflanzen beim Botanisiren auch dann erkennt, wenn sie ohne Blüten sind, und er nur das Kraut oder den Stängel vor sich hat, und bestimmen kann, unter welche Klasse und Ordnung sie gehören, und wie (sie, setzt Recens. hinzu) heißen, und wo diese Kenntniß auch schon durch die bloße Uebung, durch die Vorstellung ihres Bildes sich erwer=

*) Recens. hat Erfahrungen vom Blumenkohl und Weiskraut; um aber von diesem zu einem Gerichte zu bekommen, muß man viel Strünke ausstecken (NB. Recens. entblättert den Winter über die Köpfe, und braucht die Blätter zum Salat; die Strünke tragen so guten Samen, als die Köpfe); denn es ist sehr weich, und schwindet gar sehr. Es ist aber ein sehr angenehmes Gericht.

erwerben kann, so muß der Pomologe sich doch auch wohl eine ähnliche Kenntniß von seinen Bäumen verschaffen und wissen können, von welchem Geschlechte, Gattung und Art sein Obstbaum sei, auch wenn keine Früchte sich an demselben befinden. Er (sie — welches dabei steht, muß weggelöscht werden; d. Rec.) kann dieß aber, wenn er auf die Eigenthümlichkeit einer jeden Gattung und Art, die sie vor andern an sich hat, merkt, und das Bild, das der Baum auch wohl nur durch seinen Wachsthum und Krone gibt, sich fest einprägt u. s. w." — Recens. ist schon mehrere Stunden in seinen Baumgarten gegangen, um an den Bäumen Etwas zu finden, wodurch ein Geschlecht und eine Art von der andern unterschieden werden könnte, er war aber nicht so glücklich, eine Eigenschaft derselben aufzufinden. Hrn. Past. Sickler ist es geglückt, in der Baumschule die aufbrechenden Knospen, Blätter und Farbe der äußersten Spitzen der jungen Triebe zu beobachten, und das Eigenthümliche einer jeden Art zu bemerken, welches er uns hier a) an der langen grünen Winterbirn, b) Sommerblutbirn, c) Winterborsterapfel (Borsdorferapfel), d) Herst-Veilchenapfel, e) Bergamotte von Saulers — deren Vorschüsse hier in Kupfer sehr schön zergliedert werden, anzeigt, wodurch der Leser und Anschauer sogleich in den Stand gesetzt wird, zu sagen — das ist der Apfel, die Birn. — Wenn

nicht

nicht nur diese 5 Aepfel und Birnen, sondern auch noch mehrere nach und nach einzeln ausgegeben würden, so würde dem Pomologen damit eine ungemeine Freude gemacht werden. Hr. Past. Sickler hat sich den Dank aller Pomologen hierdurch erworben. — Hr. Theuß gibt 2., S. 442, einen Versuch einer syst. Darstellung, die jeder Baumliebhaber selbst nachlesen muß. — S. 454, 3. findet man vom Freiherrn zu Innhausen und Knyphausen, königl. Preuß. Kammerherrn, Beobachtung über das Abschälen der Obstbäume. — Amerikanische Dammhirsche hatten junge Aepfelbäume von 4 bis 5 Zoll im Durchmesser von der Wurzel bis zur Krone abgeschält. Sie hielten den harten Winter 180$\frac{4}{5}$ aus, trieben 1805 mit den übrigen Bäumen, blühten reichlich, und brachten verhältnißmäßig eben so viel Obst als die gesunden Bäume. So auch im folgenden Jahre. Sie unterscheiden sich in der Krone nur dadurch von andern Obstbäumen, daß sie weniger belaubt sind, als diese. Der Freiherr schließt diese Beobachtung mit folgenden Worten: „Ich glaube, den Naturforschern und Gartenfreunden die Mittheilung dieser mir bisher unbekannt gebliebenen Erfahrung schuldig zu sein, die, sowohl über den Umlauf der Säfte des Baums, als über die Lebenskräfte und über die Behandlung der Rindenbeschädigungen Aufschluß geben kann, wenn sie wirklich so neu ist, wie ich glau-

glaube. — Der Freiherr wohnt zu Lütetsburg in Ostfriesland. Wir wissen aus dem T. O. G. sowohl, als aus den beiden Abhandlungen von Spitz über das Schälen der Bäume, und aus dem Reichs-Anzeiger, daß diese Beobachtung nicht neu — aber dennoch ein schätzbarer Beitrag zur nähern Kenntniß des Abschälens der Bäume ist. — Unter den Garten-Miscellen, S. 455, übergeht Recens. 1. Merkwürdigkeiten u. s. w., weil sie nach Art der Sicklerischen Uebersicht u. s. w. eingerichtet ist, und keinen Nutzen hat, und bemerkt, daß sie, wie 2. S. 461, Ueber die Antipathie u. s. w. von Hrn. Sup. Schröter ist. *Cicero* de natura Deorum, L. II. T. IV. C. 47. pag. 585 sq. Ed. *Ernesti* — *Plin.* hist. Nat. L. XX. C. 36. ed. *Müller.* T. II. p. 182 und andere Stellen werden richtiger übersetzt und erklärt, als Große und andere Uebersetzer gethan haben. Die Abhandlung läßt sich recht angenehm lesen.

Zwölftes Stück. II. Gartenbaukunst. Ideen zu einem Wintergarten, S. 467. V. (nicht II.) Gemüsebau im Garten und auf dem Felde. 1. Uebersicht der Gartenbohnensorten, und Anweisung zur Erziehung derselben, S. 470. 2. Einige Bemerkungen über Fortpflanzung, Behandlung und Benutzung der Kartoffeln, mit Hinsicht auf Zeitbedürfnisse, S. 481. VI. Obstkultur. Charakteristik

der

der Obstsorten. Birnen. A. Die große Herbst-Bergamotte, S. 493. B. Die Galbas-Birn, S. 494. XI. Garten-Miscellen. Witterung im Verlaufe des Jahres 1806, wie sie von Tage zu Tage beobachtet worden, mit Bemerkung auf ihren Einfluß, vorzüglich auf die Obstkultur, S. 496.

Hr. Arch. Sturm liefert die Idee u. s. w., S. 467, welche Liebhaber selbst nachlesen mögen. — In der Uebersicht der Gartenbohnensorten u. s. w., S. 470, von P. T., ist alles gesagt, was nur darüber gesagt werden kann. Recens. bemerkt nur dabei, a) daß S. 474, 81, Phaseolus pretiosus, Dukatenbohne u. s. w. angeführt wird. Recens. hat aber auch eine Abart von derselben, da er sie neben weiße Bohnen gepflanz hatte, die auch Gotthold in Arnstadt sogleich als etwas Neues ausposaunte. Hier hat er sie nicht finden können. Die Schoten werden bei der Zeitigung der Bohnen röthlich. b) daß S. 475, 2) Phas. Turcicus (die Dattelbohne) vorzüglich zum Anbau empfohlen wird. Es ist aber dabei zu bemerken, daß die Bohnen an den Stöcken gern hart werden, und also früh abgenommen werden müssen. — S. 481 findet man eine Abhandlung über einige Bemerkungen, über Fortpflanzung, Behandlung u. s. w. von einem Anonymus aus W., worin alles, was bisher über die Erdäpfel gesagt worden ist, genau angeführt wird. Recens. bemerkt nur zu

S. 483,

S. 483, wo es heißt: „Es wäre zu wünschen, daß bei diesem Versuche (in der Schweiz 1773) in alle Löcher nur ein Stück von jeder Pflanzsorte eingelegt sein möchte, um über das Verhältniß des Ertrages einer jeden Sorte noch bestimmter entscheiden zu können." — Daß dieß, wo nicht unmöglich, doch äußerst schwer ist, weil bald eine innere, bald eine äußere Ursache da sein kann, welche das Wachsthum der Pflanzen, und also auch den Ertrag vermindert, wird Jeder einsehen. S. 492 führt Hr. Anon. an, „daß selbst das Kartoffelkraut im R. Anz. 1801, Stck. 231, als ein gutes Futterkraut empfohlen werde; es sei leicht zu trocknen, und gebe so gute Fütterung, als getrocknetes Gras. Dagegen sagt Hr. Past. Leopold," fährt er fort, „in Agrikola, S 413 f., daß dieß Thorheit sei." — Er selbst hat also gar keine Erfahrung davon. Recens., der mehrjährige Erfahrung hat, will sie hier mittheilen. Anfangs ließ er, wie jeder andere Nachbar, das Kartoffelkraut zur Fütterung nach Hause tragen; er bemerkte dabei, 1) daß das Kuhvieh dasselbe gern fraß, aber auch 2) an der Milch abbrach, und 3) den Durchfall gar sehr davon erhielt; inzwischen fütterte es. Nach einigen Jahren ließ Recens. das Kartoffelkraut nicht mehr bloß und allein vorlegen, sondern mit Gras halb und halb vermischen, und die oben bemerkten Stücke hörten eben so halb und halb auf:

Recens.

Recens. bekam mehr Milch, und der Durchfall ließ ziemlich nach. Es ist und bleibt ein Futterkraut — aber allein lasse ich es seit mehrern Jahren nicht mehr füttern. — Von den Obstsorten, der großen Herbst-Bergamotte, S. 493, und der Galbas-Birn, S. 495, läßt sich weiter nichts anführen, als daß diese vom Hrn. Hofrath von Güntherode in Darmstadt unter diesem Namen an Hrn. Past. Sickler geschickt worden sei, und nun daselbst gezogen werde, und daß hier abermals Sommerseite vorkommt. — Unter den Garten-Miscellen, S. 496, ist, wie schon bei dem vorigen Jahrgange erinnert worden, die jährliche Witterung von keinem Nutzen, ob sie gleich an 16 Seiten einnimmt, die besser hätten benutzt werden sollen. — Ein mageres Wortregister von 7 Seiten, und 1 Seite Verzeichniß der Kupfer zu diesem Bande beschließen diesen Jahrgang. Daß das Wortregister mager sei, erhellet schon aus dem Artikel: Abschälen der Rinde der Bäume 150 f., wo nicht einmal S. 454 angeführt steht, da dort doch auch davon gehandelt wird. Wenn Recens. Lust hätte, mehreres anzuführen, so könnte er noch einige dutzend Belege aufstellen.

IV.

Werden die Bauern und Pachter verderben, wenn der Preis des Getreides fällt?

Diese Abhandlung scheint sich für die Oekonom. Hefte nicht zu eignen — sie eignet sich aber doch für dieselben, wenn man ihr genauer ins Angesicht sieht, und deßwegen befürchte ich keinen Tadel von den Lesern derselben.

Es ist wahr, es ist zu verwundern, wie von einer Woche zur andern die Preise des Getreides fallen *), in diesem Jahre, in welchem die vielen Durchzüge kriegerischer Völker alles aufzehren, und in dem der Vorrath des vorigen Jahres dürftig war. Denn im vorigen Jahre sind in dem östlichen Franken nicht über $\frac{2}{3}$ gebauet worden. Man mußte recht glücklich sein, wenn man von 12 Simmern Roggenaussaat 30 bis 32 Sr. bauete, da man

*) Im östlichen Franken, im Coburgischen und Meiningischen. Dieß kommt eigentlich daher, weil in dem Würzburgischen und Bambergischen die herrschaftlichen Vorräthe verkauft werden. Das Getreide selbst soll zum Theil auch darnach sein, daß man es wohlfeil geben kann und muß. d. Eins.

man sonst von eben dieser Aussaat gern 80 bis 90 Gr. gebauet hat.

Daher schreit man jetzt, die Bauern — weil sie entweder ihre Güter theuer gekauft, oder in der Erbschaft theuer angenommen haben — und die Pachter — weil sie hoch und theuer gepachtet haben — müssen verderben —! Ist das auch wahr? fragt der Kapitalist ängstlich, der ihnen Gelder ohne Bürgen geliehen hat; fragt überhaupt der rechtliche Staatsbürger, der doch den Bauer, der freilich in den Augen so Mancher eine verächtliche Kreatur ist, und ohne den sie doch nicht leben würden, auch leben lassen möchte. Diese Frage kürzlich zu beantworten, ist der Zweck dieser Abhandlung.

Um dabei das in Frage seiende Thema richtig zu beantworten, müssen wir einige Jahre zurück gehen. Und da bemerken wir, daß seit beinahe 20 Jahren beide Flühre mit einander nicht angeschlagen sind. Dadurch wurden nach und nach die Vorräthe aufgezehrt, und dabei stieg der Preis des Getreides von einer Zeit zur andern. Selbst dann, wenn viel Getreide gebaut worden war. Mit dem immer steigenden Preis des Getreides stiegen auch die Feldgüter, und es ist unglaublich, aber dennoch wahr, daß sich die Feldgüter, Höfe und Domainen seit 50 Jahren über das Alterum tantum erhöhet ha-

haben. Nach den hohen Preisen des Getreides richteten sich auch die Pachtbedingnisse. Wenn nun der Preis des Getreides fällt, so müssen Bauer und Pachter verderben. So schließt man — freilich nach den Regeln der Rockenphilosophie, aber nicht nach den Regeln der Ueberlegung und Erfahrung, als woraus die Beweise für die Verneinung des in Frage seienden Themas genommen werden müssen.

Die Preise fallen jetzt, a) weil die herrschaftlichen Vorräthe im Bambergischen und Würzburgischen wohlfeil verkauft werden; b) weil jeder Bauer und Pachter seinen kleinen und großen Vorrath zu Markte führt, indem beide Flühre gut stehen und den herrlichsten Segen versprechen, und dadurch überführen sie den Markt mit Getreide, und es muß abschlagen. Da aber erst in 6 Wochen geerntet wird, so sind die kleinen Vorräthe bald alle. — Doch wir wünschen selbst billige Preise der Lebensmittel — und der Preis bleibt sich entweder gleich, oder nimmt noch mehr ab, wenn besonders die heurige Ernte beider Flühre gut ausfällt. Auf beide Fälle bleibt der Bauer und Pachter fest stehen, und die Kapitalisten und Bürgen brauchen sich nicht leid sein zu lassen. Dieß will ich ihnen an folgendem Exempel zeigen, das ich aus der Erfahrung habe. Ich nehme nur ein kleines

Gut

Gut, von 20 Simmern Aussaat, um die Sache leichter übersehen zu können.

In den vorigen Jahren bauete man

	Sr.		Sr.	Fl.	Kr.		Fl. Kr.
von	12	Roggenaussaat	30	à	6	=	180
,	8	Weitzenaussaat	20	à	8	=	160
,	10	Gerstenaussaat	25	à	5	=	125
,	8	Haferaussaat	32	à	4	=	128
,	2	Erbs. Lins. Wick.	6	à	5	=	30
							623

Jetzt bauet man:

	Sr.		Sr.		Fl.	Btzn.		Fl. Kr.
von	12	Roggenaussaat	80	à	3	3	=	260
,	8	Weitzenaussaat	46	à	4	—	=	184
,	10	Gerstenaussaat	60	à	2	6	=	132
,	8	Haferaussaat	60	à	1	9	=	96
,	2	Erbs. Lins. Wick.	12	à	1	9	=	19
								691

Daraus folgt: die körnerreichen, gesegneten Jahre sind für den Bauer auch bei niedrigen Preisen, wo nicht besser und reicher, doch nicht schlimmer als die ungesegneten bei hohen Preisen. Denn hier bleiben doch schon 68 Fl. Kr. übrig. Nimmt man 20 Jahre, als wie lang er sie entbehren müssen, so hat er in denselben einen Verlust von 1360 Fl. Kr. erlitten, den er nicht gehabt haben würde, wenn die

die Ernten gesegneter und wohlfeile Zeiten gewesen wären *).

V.

Fortgesetzte Bemerkung über den Sibirischen Lein **).

Unter andern Vorzügen, die der Sibirische Lein haben soll, wird auch dieser gerühmt, daß er vier bis fünf Jahre perennire. Hätte er diesen Vorzug, so würde ich ihn allgemein empfehlen. Allein ich habe in diesem Frühjahre 1807 die unläugbare Erfahrung gemacht, daß er nicht perenniret. Denn auch nicht eine Pflanze schlug aus, welches doch hätte geschehen müssen, wenn er perennirte, sondern alle waren bloße

*) Eine ähnliche Abhandlung findet Einsend. dieses in den Obersächs. Provinzialblättern, Mon. Juni 1804, S. 480 f. unter der Aufschrift: Welche Jahre sind für den Bauer die besten? die gesegneten, in welchen das Getreide wohlfeil ist, oder die ungesegneten, in welchen das Getreide theuer ist?

**) Vergl. Oekon. Hefte, Decbr. 1806, S. 566 ff.

bloße Stoppeln. Ich habe aber dieses Jahr abermals Lein davon ausgesäet, und zwar auf ein anderes Beet, um zu erfahren, ob etwa das Erdreich Ursache davon sei. Es würde mir sehr lieb sein, wenn ich obgenanntem Lein seinen so hoch gepriesenen Vorzug des Perennirens zusprechen könnte; aber, wie gesagt, bis jetzt muß ich aus Liebe zur Wahrheit ihm diesen Vorzug absprechen.

VI.

Schneckenbegattung.

Die große Schnecke mit dem Hause ist es, deren Begattung ich beschreiben will, wie ich sie mit meinen Augen beobachtet habe, und die vielleicht von Niemanden noch beobachtet worden ist *).

Am

*) Der große Naturkündiger Palazzo in seinen Opere fisico mediche, L. III. p. 284, behauptet, daß die nackenden Schnecken sich außen mit ihren Geburtsgliedern verwickeln, und gleichwohl die mentulam nicht in vaginam uteri einlassen. Hätte er die Begattung der großen gehäusten Schnecke gekannt, wie sie hier beschrieben ist, er hätte sie gewiß auch angeführt. Aber so war sie ihm und vielen andern Naturkündigern vielleicht bis heute unbekannt.

Am 27. Mai 1807, Vormittags 9 Uhr, ging ich an meinem Hopfen auf dem Grasrain spazieren. Bald kam ich auf einen Fleck, den die Viehmagd abgegraset hatte, und sah 2 große Schnecken — in der Umarmung, wenn ich so reden darf, das heißt, die Lappen, mit denen sie auf dem Grase sich fortbewegen, waren fest an einander. Wie lange sie in dieser Lage waren, kann ich nicht bestimmen. Ich sahe nun genau zu, welche Bewegungen sie machen würden. Es schien, als wenn die genannten Lappen sich immer fester anschlössen. Manchmal berührten die sogenannten Fühlhörner einander, und sie zogen sich ein bischen ein. Nach einer Viertelstunde meines Zusehens kamen unter den Fühlhörnern bei beiden zwei andere, die ich vorher schon ein wenig bemerkt hatte, zum Vorschein; sie waren aber nur halb so groß, und halb so dick, und hatten vorn — wenigstens die des Weibchens — schwarze Punkte. Diese kleinen Fühlhörner des Männchens berührten, ohne zu fehlen, die Spitzen der kleinen des Weibchens drei Mal *). — Die kleinen zogen sich beiderseits darauf ein — selbst die Schnecken fingen

*) Ob nicht vorher schon ein oder das andere Mal diese Berührung vorgegangen, und die Verliebten durch meinen Fußtritt und Bewegung aus einander gekommen waren, kann ich nicht sagen. Künftiges Jahr werde ich genauer darauf merken.

fingen an, sich einzuziehen, und bald waren beide aus einander. Dieses muß die Begattung gewesen sein. Das Männchen war auf dem Rücken etwas schwärzlich, wovon bei dem Weibchen nichts zu sehen war. Die Spitze des Schneckenhauses des Männchens sah nach Westen, und die des Weibchens nach Osten; und es scheint, daß sie nur in dieser oder gerade in der umgewandten Lage sich begatten können.

VII.

Revision einiger angegebenen Ursachen des Brandes im Weitzen.

Krünitz führt in seiner Encyklopädie u. s. w. 1. Thl., unter dem Worte Brand, S. 398, 77 Schriften an, die über den Brand im Weitzen geschrieben worden sind; und seit der Zeit, bis jetzt 1807, sind gewiß wieder 77 Schriften, im Ganzen also 154, und numero rotundo — anderthalb hundert Schriften geschrieben worden, und doch wissen die gelehrtesten Oekonomen die Entstehung des Brandes im Weitzen nicht. Dieß beweisen die vielerlei neuen Meinungen gelehrter

lehrter Oekonomen und anderer, die ich jetzt, so viel ich habe finden können, anführen will.

Die Gelehrten machen eine Unterschied im Brande des Weitzen. Den einen nennen sie Kohlenbrand (Uredo, Urica, Urigo, Französ. Charbon), den andern Steinbrand (Ustilago; Griechisch εμπυρισμος). In wie fern dieser Unterschied gegründet oder ungegründet ist, will ich hier nicht entscheiden, sondern nur bemerken, daß die wenigsten einen solchen annehmen, und allgemein vom Brande im Weitzen reden. Und davon soll die Ursache sein:

Nässe während der Blütezeit. — Landwirtschaftl. Zeit. 1804, S. 496.

Nebel zur Saatzeit. } Ist es gewiß
— zur Blütezeit. } nicht, denn wie könnte der Nebel auf das Saatkorn Einfluß haben?

Wetterleuchten zur Blütezeit.

Regen bei Sonnenschein zur Blütezeit *).

Unvollkommenheit des Saatkorns. Dieß ist die alte allgemeine Meinung; weil die Weitzenpflanze zur Hervorbringung eines vollkommenen

*) Diese 4 Ursachen habe ich mir zwar so angemerkt, aber nicht, wo sie stehen. d. E.

menen Samens nicht Kraft genug besitze, da das Mutterkorn selbst seine Vollkommenheit nicht erreicht habe. S. Oekon. Botan. Garten-Journal von Dietrich, 2. Bdes. 1. Stck. S. 17.

Erhitzung eingekalkten Weitzens — feucht eingebracht, erhitzt und dumpfig gewordene Samenkörner. Tillet. Ldw. Zeitung, 1803, S. 18 f.

Kalte Nässe zu der Zeit, wenn die Aehre in der Blattscheide sich entwikkelt. Ebendas. S. 133. Ist es nicht; denn 1800, 1, 2, 3 und 4 war keine kalte Nässe, und es gab doch Brand genug im Weitzen.

Eine schwächliche Wurzel. Ebendas. S. 224.

Durch ein Insekt. Ebendas. S. 274. Needham. Schkuhr. Daß er nicht davon entstehen könne, hat noch Niemand bewiesen. Riem.

Infusions-Thierchen. von Münchhausen.

Schlechter einmal verdorbener Same. Ldw. Zeit. 1803, S. 340.

Mist von brandigem Weitzenstroh, ist ansteckend, und wo er hinkommt, da entsteht Brand. Tillet.

Dage-

Dagegen Riemschneider.

Die Hitze zu der Zeit, da das Korn in der Milch steht. Anon.

Allzu starke Düngung von Pferde- und Schafmist in einer Reihe von Jahren. Ebenders.

Asche, als Düngung. Frenzel. Ist es nicht; sonst müßten die Weitzenäcker vom Brande frei sein, die nicht mit Asche gedüngt werden.

Erwärmung des Samens. Ders.

Brand ist ein Schwamm. Rafn.

Brand ist eine Krankheit, wie jeder andere Brand.

Schon aus diesem Wenigen erhellet, daß man sich viele Mühe gegeben, die Ursache dieser Krankheit zu ergründen, und deßwegen sehr viele, verschiedene Hypothesen aufgestellt hat, die alle mit der Natur wenig oder gar nicht übereinstimmen, und sogar einander zum Theil widersprechen. Jeder aufmerksame Beobachter des Brandes im Weitzen wird gefunden haben, daß die brandige Aehre schon aus der Blattscheide komme, und daß das geübte Auge des Kenners die brandige Aehre in der Blattscheide schon kenne. Inzwischen darf man bei der Verschiedenheit der Meinungen über den Brand im Weitzen nicht zweifeln, daß derselbe

noch

noch durch ein probates Mittel ausgerottet werden könne. Wahr ist es, daß ein Acker mit brandigem Weitzen die Aussaat, Düngung und Ackerlohn nicht bezahlet. Inzwischen gibt es doch bis jetzt auch schon ziemlich gute Mittel, den Brand des Weitzen zu vermindern. Vielleicht sind unsere Nachkommen so glücklich, ihn ganz von ihren Feldern zu verbannen.

VIII.

Die Linde. (Tilia. *Linn.*)

„In Hinsicht auf die Größe der Blätter und auf die Blühzeit gibt es einige Abänderungen, welche unter dem Namen Sommerlinde und Steinlinde bekannt sind. Sollten nicht die Standörter diese Abänderungen erzeugen?"

So schreibt Hr. Hofgärtner Dietrich zu Eisenach in seinem Buche: Die Weimarische Flora u. s. w. Eisenach 1800. S. 212. Einsender dieses wundert sich nicht wenig, wie Hr. Hofgärtner Dietrich die unterstrichenen Worte niederschreiben konnte. Denn die Linde mit dem großen Blatt ist eine ganz andere Art, als die mit dem kleinen Blatt, und von dieser blüht eine zu Johan-

Johannis und die andere zu Jakobi. Der Unterschied von Blatt zu Blatt, von der Blütezeit (Johannis) der einen bis zur Blütezeit (Jakobi) der andern ist zu auffallend, als daß er nicht Jedem beim ersten Blick bemerklich werden sollte. In meinem Orte stehen fünf Linden; drei mit dem kleinen Blatt, wovon zwei sehr gut, d. h. an einem Wasser, wohin ihre Wurzeln laufen, stehen, und die dritte auf der Höhe, wo die zwei andern mit dem großen Blatt stehen. Hier erwartet man gewiß das große Blatt nicht, wohl aber bei den zweien, die am Wasser stehen; und doch haben diese und nicht jene, außer einer, die großen Blätter. Sie blühen aber alle drei zu Johannis. Drei Viertelstunden von meinem Orte entfernt stehen zwei Linden mit dem kleinen Blatt, von denen eine zu Johannis, die andere zu Jakobi blüht.

Eine andere Eintheilung macht der Engländer Johann Dick in seiner vollständigen *) Einleitung in die Gartenkunst — von Zeiher. — Leipz. 1774. gr. 8. Bd. 1. S. 704. und gibt auch nur zwei Arten von Linden an, 1) Linde mit Blumen ohne Honigbeutel, 2) Linde mit

*) Wenn Einsend. dieses diese Einleitung recensiren sollte, so würde er durch mehr als hundert Exempel beweisen, daß sie nicht vollständig ist.

mit Blumen und Honigbeutel, und behauptet, daß die erste Art in Europa, die andere in Amerika wachse. Er sagt aber auch, daß die Europäische verschiedene Arten unter sich begreife. Der Uebersetzer dieses Dickischen Buchs, Hr. Zeiher, setzt in Parenthese hinzu: Die hier erwähnten Spielarten sind wahre verschiedene Arten (das meint Einsender dieses auch), die erste ist die gemeine großblätterige Linde, sonst Wasserlinde, auch Lastholz genannt. Die zweite Art ist die Stein-, Wald-, Sandlinde. — Diese zwei Arten rechnet Hr. von Linne für Spielarten; — sie bleiben aber beständig, pflanzen sich durch den Samen fort, und arten daher nie aus. Es ist daher nöthig, sie zu unterscheiden, weil das Holz der letztern fester und brauchbarer ist, und sie deßwegen vorzüglicher sind, da sie hingegen in Alleen und Pflanzungen zwischen den breitblätterigen einen Uebelstand machen.

Linne', Dick und sein Uebersetzer Zeiher, wissen also nichts, gar nichts von einer Linde, die vier Wochen später blüht, die keine Spielart, sondern eine wirkliche Art Linde ist. Wie dem großen Linne' diese spät blühende Linde entgehen konnte, da sie doch gewiß in ganz Europa ausgebreitet ist, verstehe ich nicht. Im Herbste werde ich Samen sammeln und Liebhabern davon mittheilen. Ob man gleich die Linden auch durch

Steckreiser fortpflanzen kann, so werden doch die Stämme, die aus Samen gezogen werden, weit größer und schlanker, als die aus den Steckreisern gezogen wurden. Und da sie sehr schnell wachsen, so kann man in 10 Jahren schon Linden von 12 Schuh Höhe haben; nur muß der Same bald nach seiner Reife im Herbste auf gutes Land, und wo möglich in Schatten gesäet werden, wo die jungen Linden 4 bis 5 Jahre stehen bleiben müssen — und dann erst werden sie an den bestimmten Ort, so viel wie möglich, ohne Verletzung der Pfahlwurzel, gesetzt. Die Ableger müssen 6 Jahre lang in der Baumschule stehen bleiben, und dann erst an ihren Bestimmungsort gesetzt werden. — Da das Holz zu Tischlerarbeit sehr gut gebraucht werden kann, so ist zu verwundern, daß nicht mehrere Linden angepflanzt werden.

IX.

IX.

Bäumen und Gärten schädliche Thiere und Insekten, nebst Mitteln, sie zu vertilgen *).

1. Die Waldmaus (Mulot), welche das Mittel zwischen der Ratte und Maus hält, und fahles Haar hat, macht sich ihre Löcher und Schlupfwinkel unter den Wurzeln der Bäume und frißt die Früchte, vorzüglich aber die Körner, selbst in der Erde. Man fängt sie mit Fallen, die aus einem platten Stein, oder einem Stück Bret, mit einem Stein beschwert, bestehen, die über einem andern platten Steine, Brete oder sonst platten Stelle durch drei kleine Stückchen Holz, Fig. 1. 2. 3. schwebend erhalten werden, welche zusammen eine Falle, wie Fig. 5. bilden. Das Wesentliche derselben besteht darin, daß sie so aufgestellt werde, damit bei der geringsten Bewegung, welche das Thier an dem großen Stück dd macht, wenn es von der daran befestigten Lockspeise zu fressen sucht, alles aus einander gehe und das Bret oder den Stein auf dasselbe fallen lasse.

Diese

*) Nach einer Französischen Handschrift.

IX.

Bäumen und Gärten schädliche Thiere und Insekten, nebst Mitteln, sie zu vertilgen *).

1. Die Waldmaus (Mulot), welche das Mittel zwischen der Ratte und Maus hält, und fahles Haar hat, macht sich ihre Löcher und Schlupfwinkel unter den Wurzeln der Bäume und frißt die Früchte, vorzüglich aber die Körner, selbst in der Erde. Man fängt sie mit Fallen, die aus einem platten Stein, oder einem Stück Bret, mit einem Stein beschwert, bestehen, die über einem andern platten Steine, Brete oder sonst platten Stelle durch drei kleine Stückchen Holz, Fig. 1. 2. 3. schwebend erhalten werden, welche zusammen eine Falle, wie Fig. 5. bilden. Das Wesentliche derselben besteht darin, daß sie so aufgestellt werde, damit bei der geringsten Bewegung, welche das Thier an dem großen Stück dd macht, wenn es von der daran befestigten Lockspeise zu fressen sucht, alles aus einander gehe und das Bret oder den Stein auf dasselbe fallen lasse.

Diese

*) Nach einer Französischen Handschrift.

Diese Falle wird folgender Maßen aufgestellt: Man hebt das Bret in die Höhe, bringt an den vordern Rand desselben das Stück, dessen kleiner Haken, a Fig. 5. nach oben gekehrt ist, hebt das Bret mit der linken Hand und hält dasselbe Stück mit den Fingern an. Hierauf bringt man das schmale Ende des zweiten Stücks b in die Kerbe des Stücks a und zieht das andere Ende nach außen, welches dann durch die Schwere des Bretes eine Art von Hebel bildet. Endlich bringt man das große Stück an, so wie es die Zeichnung lehrt. Aber die beiden Enden des Einschnittes cc dürfen die Enden von d und a nur ganz leise berühren.

Die Lockspeise besteht aus einem kleinen etwas gerösteten Stück Speck und der Hälfte oder dem vierten Theile einer Nuß, das an das spitzige Ende des großen Stücks Fig. 4. bei c angesteckt und festgebunden wird.

Wir haben diese bekannte Falle deßwegen angeführt und umständlich beschrieben, weil sie sehr leicht zu bauen ist, wenig kostet und nur Wenige sie gehörig aufzustellen verstehn. Sie fängt eben so wohl Mäuse, als Ratten, Igel und Siebenschläfer.

Wenn man große Ratten oder Igel auf diese Weise fangen will, so müssen die Theile der Falle länger und stärker, und das Bret stärker beschwert, oder der Stein größer sein.

Man

Man vergiftet die Waldmäuse und Mäuse mit Möhren, in kleine Würfel geschnitten, wozu die ganz gelben die besten sind. Man macht eine Schicht von diesen kleinen Stückchen auf ein Stück starkes Papier, überpudert es mit Arsenik, oder ätzendem Sublimat, oder mit gepülverter Brechnuß; dann noch mehr Schichten darüber, und jede, besonders die letztere, überpudert. Man schlägt das Papier über das Ganze zusammen, umwindet es mit Bindfaden und drückt es stark, damit das Gift in die Möhren eindringe. Davon thut man drei bis vier Stückchen in die Löcher der Waldmäuse oder Mäuse, sucht aber solche Löcher, wo man die Fahrt am Rande sieht, und also sicher ist, daß dergleichen Thiere darin sind. Da dieser Fraß ein Leckerbissen für sie ist, so fressen sie gewiß davon und man findet sie einige Tage darauf krepirt. Um die Waldmäuse herbei zu locken, ist es gut, auch einige vergiftete Möhrenstückchen an die Ränder der Löcher zu streuen.

2. Der Siebenschläfer (le Loir) *) ist eine Art von großer Ratte, welcher alle Früchte, so

 wie

*) Der Siebenschläfer, Schlafratte, große Haselmaus (Myoxus glis) hält sich, in den südlichen Theilen von Europa und Asien, in Waldungen, besonders von Eichen und Buchen auf, wo er auch in hohle Bäume nistet. Der Körper desselben wird ungefähr 6 Zoll, der Schwanz 5 Zoll lang. Er hält

wie sie reif werden, benagt und anfrißt. Da er den Winter über schläft, und, so bald es Früchte gibt, in keine Falle geht, so muß man ihn vom Monat Mai an zu fangen suchen.

Man kann dieses mit der beschriebenen Falle thun, indem man sie größer macht, als für die Waldmäuse. Aber da der Siebenschläfer nicht auf die Erde herab geht, sondern lieber auf Mauern, Zäunen und Spalieren klettert, so muß man ein Bret auf eine Stange befestigen und die Falle darauf stellen. Statt des Specks nimmt man einige Stückchen von Früchten oder von folgender Komposition als Lockspeise:

Es wird Brechnuß auf einem Reibeisen gerieben und mit Fett oder frischer Butter über gelindem Feuer frikassirt, ohne es kochen zu lassen, indem man es mit einem hölzernen Spatel wohl umrührt. Von dieser Lockspeise thut man etwas auf Ziegelsteine oder kleine Stücken Holz und legt diese auf die Mauern, Zäune u. s. w. auf ein auf zwei

hält einen langen und festen Winterschlaf, nährt sich von Eicheln, Nüssen, Obstkernen u. s. w. und wird im Herbste sehr fett. Das Fleisch desselben ist schmackhaft, und er wurde von den Römern, welche ihn in eigenen Behältnissen (Glirarium) mästeten, sehr geschätzt. Er wird auch noch jetzt in Italien gemästet und gegessen, und das Fell desselben zu Kirschnerarbeiten benutzt. d. Ueb.

Pfählen ruhendes Bret. Man muß sich hüten, diese Masse mit den Fingern zu berühren, weil dann die Siebenschläfer, die einen äußerst feinen Geruch haben, nicht davon fressen würden. Dann muß man bei dem Aufstellen irgend eine Decke darüber anzubringen suchen, damit es nicht beregnet und naß werde. Diese doppelte Vorsicht ist durchaus nöthig. Man sehe Fig. 6.

Man kann auch längs der Querlatten des Gitterwerks, oder Spaliers, worauf die Siebenschläfer laufen, oder auf einige Aeste, woran Früchte hängen, Schlingen von feinem Messingdrath legen, so daß sie nicht vorbei können, ohne sich mit dem Kopf darin zu fangen. Die Oeffnung der Schlinge muß dem Aste gegenüber stehen, ohne ihn zu berühren (Fig. 7), damit das Thier mit den Vorderpfoten den Knoten zusammenziehe und sich fange. Man könnte die Schlingen auch von Pferhaar machen; aber die Siebenschläfer zerbeißen dieselben, um sich in Freiheit zu setzen.

3. Der Maulwurf thut den Wurzeln der Bäume viel Schaden; bei seinem Unterwühlen zerstört er die Fasern derselben und setzt sie dem Einwirken der Luft, Kälte und Hitze aus, wovor man sie nicht genug bewahren kann.

Man fängt die Maulwürfe auf vielerlei Art; die beste aber, nach meiner Methode, dürfte folgende sein: Man nimmt ein Stück rundes Holz,

oder

oder einen Cylinder, einen Fuß lang und $2\frac{1}{2}$ Zoll im Durchmesser, das der Länge nach 2 Zoll weit ausgehöhlt ist, aber nur bis an das eine Ende, welches verschlossen bleibt, und worein man bloß ein kleines Loch bohrt, um etwas Licht hinein zu lassen.

Das andere Ende muß beim Eingange inwendig einen kleinen, bloß einige Linien hohen Rand haben.

Beim Eingange des Lochs und innerhalb dieses Randes hängt man vermittelst eines Fadens ein kleines Züngelchen oder eine Klappe von schwachem und sehr leichtem Holz auf, welche sich in die Röhre zurücksenken, aber nicht heraus kann, indem sie sich inwendig an den kleinen Rand stemmt.

Mit einem Grabscheit oder einer Schaufel hebt man die aufgestoßene Erde von dem Maulwurfsloche sorgfältig weg, setzt den Cylinder mit der Oeffnung gegen über, und bedeckt ihn leicht mit Erde, so daß der Maulwurf auf seinem Wege hinein geht, indem er die kleine Klappe fortstößt, die sich, sobald er hinein ist, hinter ihm verschließt. Da nun das andere Ende zu ist oder doch nur eine kleine Oeffnung hat, so befindet sich der Maulwurf mitten im Cylinder gefangen. Dieses merkt man bald an dem Geräusch, das er durch das Bestreben, sich zu befreien, macht, und um ihn zu tödten, taucht man den Cylinder einige Minuten unter Wasser, stößt mit einem kleinen Stock die Klappe

zurück und läßt ihn herausfallen. Man kann den Cylinder auch aus zwei Stücken machen, diese mit einer kleinen eisernen Zwinge vereinigen und dieselbe abziehen, wenn er geöffnet werden soll.

Da man oft nicht wissen kann, wo der Maulwurf aufstoßen wird, so ist es gut, zwei Cylinder zu haben, um sie an dem Loche zu beiden Seiten, mit den Oeffnungen einander gegenüber, aufzustellen. Als Lockspeise thut man einige Stückchen Möhren, welche der Maulwurf sehr liebt, in diese Falle.

Um den einfachen Mechanismus dieses hohlen Cylinders ganz einzusehen, ist er in Fig. 9. 10. und 11. bildlich dargestellt. Fig. 8. ist der Cylinder von der äußern Ansicht mit der offenen Seite, und Fig. 9. derselbe mit der geschlossenen Seite, in welcher sich einige Löcher zum Eingange der Luft befinden. Fig. 10. Der Cylinder im Durchschnitt, von innen gesehen. Fig. 11. Die bewegliche Klappe, welche inwendig beim Eingange des Cylinders aufgehängt sein muß, wie bei a Fig. 10, damit sie der Maulwurf zurückstoßen kann, wie bei b derselben Figur.

Wenn man im Monat April ein Maulwurfsweibchen bekommen kann, und dasselbe einen halben Tag in den Cylinder einsperrt, um darin zu misten, es heraus thut und dann die Falle aufstellt, so werden alle Männchen in der Gegend durch den Ge-

Geruch des darin befindlich gewesenen Weibchens herbeigezogen.

4. Die Maulwurfsgrille. Dieses häßliche Insekt, welches auch Werre, Reitwurm, Ackerkrebs, Reitkröte u. s. w. heißt, ist der gefährlichste Feind der Gemüse- und Blumengärten: es zerbeißt, benagt und zerstört die Wurzeln und Pflanzen und verbreitet überall Verheerung.

Man vertilgt es 1) dadurch, daß man Wasser mit Hanf- oder anderm Oel vermischt in ihre Löcher gießt. Der Geruch des Oels macht, daß sie sogleich die Flucht ergreifen, hervorkommen und, nachdem sie einige Schritte gethan, schwarz werden und sterben. Das beste Mittel aber zur Vertilgung derselben besteht 2) darin: man macht vor Winters mitten im Garten, der davon angesteckt ist, eine Art von Lager mit halb verrottetem Mist, wohin sich alle Maulwurfsgrillen versammeln werden, um den Winter da zuzubringen. Vor Eintritt des Frühlings, oder im Monat Februar, macht man einen Graben um dieses Lager, nimmt den Mist allmälig weg, und tödtet sie alle, so wie sie in die Erde zurück wollen. Diese Methode schlägt nie fehl und ist die sicherste.

5. Die Kröten und Eidechsen, selbst Waldmäuse und Siebenschläfer, werden in glasurten Töpfen oder imgestürzten Glasglocken gefangen,

welche

welche man bis auf die Hälfte mit Wasser angefüllt längs der Mauern und Spaliere bis an den Rand in die Erde einsenkt. Um diese Thiere herbei zu ziehen, streut man einige Brotkrümchen oder kleine Möhrenstückchen umher, worauf sie hinein fallen und nicht wieder heraus können. Die Töpfe müssen ganz nahe an der Mauer stehen.

6. Die Vögel, welche die Früchte abfressen, entfernt man durch allerhand Popanze, vorzüglich vermittelst einer kleinen Windmühle, welche, wenn sie in Bewegung ist, viel Geräusch macht. Sicherer ist es, wenn man Netze hat und sie vor die Spaliere spannt.

7. Die Baumwanze (Punaise) ist ein gefährlicher Feind der Pfirsch-, Abrikosen-, Aepfel-, Birn- und Orangen-Bäume. Dieses Insekt kriecht auf den Aesten herum von seiner Entstehung an bis in die Mitte des Septembers, wo es sich in der Höhe, nach der Mauerseite zu, vermittelst der zwei Zangen, die an den Enden seines Schildes hervorkommen, fest anklammert.

Dieses den Bäumen so äußerst schädliche Insekt trotzt allem Ungestüm der Witterung und den härtesten Wintern. Es gibt kein anderes Mittel, dasselbe zu vertilgen, als die Zweige mit einer kleinen steifen Bürste zu reiben und alle Wanzen abzustreifen. Hierauf taucht man die Bürste in Wasser, mit Essig vermischt, um die Zweige wohl abzuwaschen.

waschen. — Ferner muß man die Beete reinigen und umgraben; dann im Mai, wo das Insekt wegen seiner Größe sich nicht mehr dem Auge entziehen kann, fleißig nachsehen und es nicht aufkommen lassen.

Man hat bemerkt, daß im Allgemeinen nur kranke oder schwächliche Bäume, besonders wenn sie auf schlechtem Boden stehen, davon angegriffen werden.

8. Die Baumlaus (Puceron), schlimmer als die Wanze, würde in 3 Monaten den kraftvollsten Baum ruiniren, wenn die Zeit ihrer Verwüstung so lange dauerte.

Wenn man im Frühjahre das Erscheinen der Baumläuse an seinen Bäumen bemerkt, so muß man sie mit den Fingern zerdrücken und jeden Tag neue vertilgen, um bei Zeiten ihren Verwüstungen Einhalt zu thun und die Vermehrung dieser Feinde zu verhindern. Aber wenn man sie zu sehr hat überhand nehmen lassen, so muß man die Enden der neuen Schößlinge, die damit bedeckt sind, abbrechen und ins Wasser oder Feuer werfen, und dann die übrigen, die sich zerstreuen und die Bäume verlassen, sobald sie keine zarten Triebe mehr finden, ebenfalls zu vertilgen suchen.

9. Die Ameise ist den Bäumen so schädlich nicht, als man glaubt; wenn sie aber ihre Wohnung am Fuße derselben aufschlägt, oder in zu

großer

großer Menge auf den Aesten herum läuft, so muß man sie mit Wasser, vorzüglich aber mit Schießpulver und Schwefel wegtreiben.

Bei Anwendung des Schießpulvers muß man darauf sehen, daß alle Ameisen beisammen sind, welches des Nachts der Fall ist. Früh, vor Anbruch des Tages, rührt man mit einem Stock den Ameisenhaufen auf, streut nach Verhältniß seiner Größe Pulver darauf und zündet es an, bevor sie fortgelaufen sind. Man kann versichert sein, daß diejenigen, welche dieser Pulverentzündung etwa entrinnen, gewiß nicht wieder kommen.

Wenn die auf einem Spalier hausenden Ameisen ihre Schlupfwinkel in der Mauer haben, oder man nicht weiß, wo sie herkommen, so muß man kleine zur Hälfte mit (durch Honig oder Zucker) versüßtem Wasser angefüllte gläserne Flaschen an die Aeste hängen, worin sie ersaufen werden — Fig. 13. Man legt ferner an verschiedene Stellen Schinkenknochen, Obstschalen und andere Sachen, wonach die Ameisen gehen, und gießt siedendes Wasser darauf, wenn sie voll davon sind.

Wenn sie einen hochstämmigen oder andern frei stehenden Baum anfallen, so muß man den Zeitpunkt wahrnehmen, wo es etwas heiß ist und die Ameisen in ihrer größten Thätigkeit sind. Man verbreitet eine halbe Unze Pulver um den Fuß des Baumes und auf die Erde, und schlägt mehrmals

mit

mit der Hand an den Schaft. Diese Erschütterung pflanzt sich bis auf die äußersten Zweige fort, und man wird sehen, wie die Ameisen von allen Seiten herabkommen. Wenn man sie alle, um den Baum zu verlassen, am Schafte beisammen sieht, so zündet man das Pulver an, und man kann versichert sein, daß alles, was dem Pulver entkommt, die Flucht ergreifen und dieses Jahr keine wieder kommen wird. Dieß ist die beste Art, die Ameisenhaufen zu zerstören, sie mögen sich befinden wo sie wollen.

10. Die Raupen. a) Während des Winters muß man die Säcke oder Nester, worein sie ihre Eier legen, an den Enden der Zweige, besonders des Pflaumenbaums, zerstören; deßgleichen die Ringe, welche sie um die schwachen Aeste leimen, welche leicht abzubringen sind, wenn man sie mit den Fingern dreht, und dann alles verbrennen *).

b) Muß man sie hinter den Aesten, wo sie sich verbergen, um im Schatten zu sein, und hinter den noch nicht angefressenen jungen Schößlingen hervorsuchen.

c) Die kleinen Arten, welche sich nach Untergang der Sonne in Masse um die Aeste versammeln, um sich zu erwärmen und gegen die Feuchtigkeit

*) Vgl. das vorige Stück, S. 548 ff.

tigkeit der Nacht zu schützen, muß man in dieser Lage überraschen und sie verbrennen oder zerdrücken.

d) Es gibt eine Art kleiner Raupen, die sich hinter die Aeste ankleben, und die man sehr schwer bemerkt, weil sie die Farbe der Rinde haben. Diese muß man sorgfältig aufsuchen, sobald einige angefressene junge Zweige, ohne daß man Raupen sieht, die Anwesenheit derselben außer Zweifel setzen. Man sucht sie des Nachts, wo sie sich in Bewegung setzen, mit dem Lichte auf. Es gibt ziemlich große Raupen, welche in einer Nacht mehrere Zweige kahl fressen und die man am Tage nicht gewahr wird, weil sie nie an dem Orte, wo sie ihre Verwüstungen angerichtet haben, bleiben und sich verstecken.

11. Die **Würmer** und die **kleinen weißen Räupchen**, die sich in die Blumen und Blätter, besonders der Aepfel-, Kirsch- und Abrikosen-Bäume einhüllen, zernagen die Blätter und die sich ansetzenden Früchte, vernichten alle Hoffnung der Ernte, und hemmen oder verzögern das Wachsthum der Bäume. Das einzige Mittel dagegen ist, alle zusammengerollten und gebogenen Blätter und alle verschlossenen Blumen abzukneipen und sie zu zerdrücken. Es ist aber dabei Geduld und Ausdauer nöthig, weil diese Insekten sich mehrmals erneuern.

Ein

Ein einfaches und sehr wirksames Mittel, alle Arten von Raupen zu vertilgen, ist endlich der Schwefel, den man auf ein mit lebendigen Kohlen gefülltes Kohlenbecken wirft, und es unter den von Raupen heimgesuchten Bäumen und Pflanzen (besonders Kohl) hin und her führt. Sie kommen spinnend alle herab und suchen schnell dieser tödtlichen Räucherung zu entfliehen, wo man sie leicht zertreten kann. Der mäßige Kostenaufwand an Schwefel und Kohlen wird reichlich ersetzt durch die Zeit und Mühe, welche man dadurch erspart.

12. Der Tiger (le Tigre) *) ist ein kleines Insekt mit schwarz und weiß gefleckten Flügeln. Es zernagt die Blätter der Birnbäume, besonders der Winter-Bon-Chretien, wenn sie an Spalieren gegen Mittag oder Morgen stehen, worauf die Früchte abfallen.

Es

*) Wie heißt der Linneische oder Teutsche Name dieses Insekts? Es ist wahrscheinlich dasselbe, welches Nemnich in seinem Polyglotten-Lexikon der Naturgeschichte unter dem Namen Tigre-puce also beschreibt: Petit insect gros comme une punaise, rond et gris, lequel ronge les feuilles des poiriers et des autres arbres — d. h. ein kleines Insekt von der Größe einer Wanze, rund und grau, welches die Blätter der Birn- und anderer Bäume zernagt. d. Uebers.

Es gibt kein anderes Mittel, diese Insekten zu vertilgen, als daß man im Mai alle Blätter durch die Finger gehen läßt und sie hinlänglich drückt, um die darauf befindlichen Insekten, nebst ihren Eiern, zu zerstören.

13. Die Schnecken fressen die jungen Blätter der Bäume, die Früchte, wenn sie reif sind, und zuweilen auch die zarte Schale der Birnen, Abrikosen und Pfirschen, wenn diese Früchte noch klein sind.

Man muß sie früh und Abends, wenn es geregnet hat oder Thau gefallen ist, und sie auf den Bäumen herum kriechen, fleißig zerdrücken.

16. Die kleine Lisette, von aschgrauer Farbe, beist die jungen Sprößlinge ab. — Die große Lisette ist grau und braun gefleckt, und frißt die sich ansetzenden Blätter. Man muß sie auf das sorgfältigste zu vertilgen suchen *).

15. Die Wespen und Fliegen, welche die Früchte, wenn sie anfangen zu reifen, anfressen, sucht man in Glasflaschen mit Zuckerwasser, wie unter Nr. 9. die Ameisen, wegzufangen.

16. Die

*) Auch von diesem Insekt ist der Linneische und Teutsche Name unbekannt. Nemnich a. a. O. definirt es durch le coupe-bourgeons — und unter den letztern Worten: ein den Weinstöcken schädliches Insekt. d. Uebers.

16. Die Ohrwürmer, welche die Blätter durchlöchern und sich in die Früchte einfressen, sucht man unter platten Steinen, an den Enden der Aeste und unter Bretern auf, die man hier und da hin legt, um sie durch die Kühle und Feuchtigkeit herbei zu ziehen. Man kann auch um die Bäume oder an den Spalieren hin kleine Stangen stecken und das Horn von Schaffüßen daran hängen, worin sie sich gern verbergen.

17. Die Maikäfer muß man des Morgens bei Thau oder Regen aufsuchen, weil sie dann ruhig sind. Wenn man die Aeste schüttelt, so fallen sie alle herab, worauf man sie zusammenbringt und tödtet.

Beim Graben muß man nie unterlassen, die großen weißen Würmer, welche man in der Erde findet, zu tödten, denn sie zerfressen nicht nur die Wurzeln der Küchengewächse und machen daß sie eingehen, sondern sie sind es auch, woraus die Maikäfer entstehen, nachdem sie drei Jahr in dieser Gestalt zugebracht haben.

X.

X.

Landwirthschaft, das wichtigste Gewerbe für die Menschheit.

Der Ackerbau ist die vornehmste, die nützlichste, ja sogar die nöthigste, unentbehrlichste Hantierung unter allen.

Vom Ackerbau hängt alles ab; auf dem guten oder schlechten Anbau des Grundes und Bodens beruht der gute oder schlechte Zustand der Länder und ihrer Einwohner. Guter Ackerbau begründet die innere Kraft und Stärke der Staaten; er zieht auch die Schätze des Auslandes an sich. Alle Macht, die sich anders woher schreibt, als aus der Erde und deren Früchten, ist erkünstelt und unzuverlässig. Alle Industrie, aller Handel, die sich nicht vor allen Dingen mit dem Ackerbau eines Landes beschäftigen, stehen in der Gewalt fremder Völker, die einem Lande durch Nacheiferung die Früchte seines Handels und seiner Industrie streitig machen, oder es aus Mißgunst darum bringen können, wenn sie gleiche Industrie bei sich selbst einführen, oder auch nur die Ausfuhr ihrer rohen Materialien einstellen. Ein recht beurbarter, gut angebauter Staat

erschafft durch die Früchte seines Bodens Menschen, und durch die Menschen Schätze.

Also ist die Staatsregierung ihren Schutz und ihre Fürsorge eher den Dörfern schuldig, als den Städten: jene sind immer fruchtbare Mütter und Säugammen; diese sind oft nur undankbare und unfruchtbare Töchter. Die Städte können schlechterdings nicht anders bestehn, als von dem Ueberschusse der Bevölkerung und des jährlichen Nachwachses der Dörfer und des platten Landes. Selbst die Handelsplätze und Häfen, die mit ihren Schiffen der ganzen Welt anzugehören scheinen, die mehr Reichthum verbreiten, als sie selbst besitzen, ziehen gleichwohl alle die Schätze, die sie ausfließen lassen, bloß durch die Produkte der Dörfer herbei. An der Wurzel also muß der Baum begossen werden. Ohne die Fruchtbarkeit der Felder wird es nun und nimmermehr blühende Städte geben.

Allein diese Fruchtbarkeit beruht nicht so sehr auf der Güte des Bodens, als vielmehr auf der Thätigkeit und dem Fleiße seiner Bewohner. Spanien und Italien *) haben ein Klima, welches nicht vortheilhafter für den Ackerbau sein könnte, als es wirklich ist, und tragen gleichwohl nach Proportion so reichliche Früchte nicht, wie Frankreich, Eng-

*) Namentlich beide Sicilien und der Kirchenstaat.

England, Teutschland und andere Nordische Länder, weil dort die Regierungen auf tausenderlei Weise die Natur erdrücken. Ueberall, wo die Nation bei eigenthümlichem Besitze, bei der Sicherheit ihrer Fonds und Einkünfte an ihrem Vaterlande hängt; wo die Privilegien nicht für die Städte, und Frohnenbedrückungen für die Dörfer sind, wird man finden, daß jeder große und kleine Gutsbesitzer, der hundert Hufen oder nur eine hat, mit Liebe an dem Erbe seiner Väter hängt, daß er seinen Acker mit unermüdlichem Fleiße baut, sein Gut auf alle Weise in Aufnahme bringt und verschönert; daß er nach Maßgabe seiner Güter seine Familie, und nach Maßgabe seiner Kinderanzahl seine Güter vermehrt.

Mithin erfordert das eigene Interesse der Regierung, die Menschen, die den Acker bauen, vor allen müßigen Menschen im Staate zu schützen und zu begünstigen. Adel ist bloß eine verhaßte Auszeichnung, wenn er sich nicht auf reelle, und für den Staat so wahrhaftig nützliche Dienste gründet, wie der Dienst ist, die Nation gegen die Einbrüche fremder Eroberer uud gegen die Unternehmungen despotischer Herrscher zu vertheidigen. Der Adel ist nur eine unzuverlässige und oftmals ruinöse Hülfe, wenn er erst in Städten ein weichliches und liederliches Leben geführt hat, hernach dem Vaterlande unter den Armeen oder auf Kriegs-

Flotten einen unkräftigen Schutz leisten will, und am Ende wieder nach Hofe rennt, Ehren, Würden und Stellen zu erbetteln, durch welche die Völker nicht selten zu Boden gedrückt und zu Grunde gerichtet werden. Auch die Geistlichkeit ist eine unfruchtbare Profession für ein Land, und fällt hin und wieder in durchaus katholischen Reichen dem Staate zur Last — wovon natürlicher Weise jene Klasse von Lehrern und Predigern auszunehmen ist, welche den besten und ehrwürdigsten, aber dabei auch den am wenigsten geachteten, hin und wieder sogar bedrängten Theil dieses Standes ausmacht, der unter dem Landvolke lebt, und der eine Menge von nothleidenden Menschen belehrt, erbaut, breräthet, tröstet und unterstützt. Friedrich der Große, so wenig er selbst einer positiven Religionslehre zugethan war, trug doch Sorge dafür, daß die Protestantische Kirche in seinen Landen die am meisten geltende sein und bleiben, und die andern nicht zu tiefe Wurzel fassen möchten. Die Protestantische Kirchenzucht dient, nach seiner Meinung, am besten zur Beförderung der Industrie und Bevölkerung; sie verträgt sich besser, als jede andre, mit allen übrigen Sekten; die Lehrer und Prediger, besonders in den Lutherischen Ländern, haben durchaus kein politisches Gewicht, sie kosten den Staat nur wenig, und haben schlechterdings nicht den geringsten politischen Einfluß auf die Gemüther des Volks.

Friedrichs militärischer Geist konnte auch nie begreifen, wie eine Nation zugeben könnte, daß ihre Geistlichkeit ungeheure Einkünfte genießen dürfte, und ein Prälat, dessen Einkommen hinreichte, ein Regiment zu halten, war einem Kopfe, wie der seinige, in dessen Schätzung ein Soldat der ehrenwertheste, und ein Priester der entbehrlichste Charakter war, das widersinnigste Wesen im Staate.

Die Landleute verdienen von Seiten der Regierung den Vorzug, selbst vor den Manufakturen und Künsten, sowohl den mechanischen als den freien. Die Künste des Luxus zu ehren und zu fördern, ohne an die Dörfer und das platte Land zu denken, die doch Quellen der Industrie sind, denen sie ihr Dasein und ihren Unterhalt zu danken hat, heißt die Ordnung der natürlichen Gesellschaftsverhältnisse umkehren. Die Künste auf Kosten der Landwirthschaft begünstigen und befördern, heißt die Grundsteine einer Pyramide wegnehmen, um die Spitze derselben zu erhöhen. Die mechanischen Künste ziehen durch den Reichthum, den sie den Unternehmern verschaffen, durch die Bequemlichkeiten, die sie den Arbeitern gewähren, durch die Gemächlichkeit und die Vergnügungen, die sich in den Städten finden, wo die Sammelplätze der Industrie sind, ohnehin der arbeitsamen Hände und Arme genug an sich. Das Leben des arbeitsamen Landmannes

hingegen bedarf der Aufmunterung zu seinen mühseligen Geschäften, der Entschädigung für die einförmige Langeweile und für das Entbehren fast aller Freuden. Der Landmann lebt entfernt von alle dem, was dem Ehrgeitze schmeicheln, oder die Neugierde vergnügen kann. Er lebt getrennt von den Ehrenbezeigungen und Annehmlichkeiten des geselligen Umganges. Er kann weder seinen Kindern eine gesittete Erziehung verschaffen, ohne sie aus dem Gesichte zu verlieren, noch sie auf eine Bahn zum Glücke bringen, auf der sie sich auszeichnen und empor kommen könnten. Er hat von dem, was er zu ihrem Besten aufopfert, wenn sie ihm nicht vor Augen sind, keinen Genuß. Mit einem Wort, er hat und leidet alle Beschwerden der Natur: aber hat er auch ihre Freuden, wenn er nicht von der väterlichen Fürsorge der Regierung unterstützt wird? Alles ist Last und Kränkung für ihn; in Frankreich war es vor der Revolution selbst die Taille-Steuer, deren bloßer Name für ihn schimpflich klang und ihn verächtlich machte.

Die freien Künste fesseln durch das Talent selbst, welches sie zu einer Art von Leidenschaft macht, und durch die Hochachtung, welche sie denen verschaffen, die sich darin hervorthun. Man kann die Kunstwerke, welche Genie erfordern, nicht bewundern, ohne die Menschen, die mit diesem herrlichen Geschenke der Natur begabt sind, hoch zu

schätzen

schätzen und ihre Bekanntschaft zu suchen. Wenn hingegen der Landmann nicht in Ruhe genießen kann, was er besitzt und einerntet; wenn er sich nicht den Tugenden seines Standes ergeben kann, weil ihm die Freuden desselben entrissen werden; wenn ihm Rekruten-Aushebung, Frohndienste und Steuern seinen Sohn, sein Ackervieh und sein Getreide nehmen, was kann ihm übrig bleiben, als Himmel und Erde anzuklagen, die ihn kränken? Er verläßt seinen Acker, und wandert aus seinem Vaterlande, wie wir in mehrern Provinzen des Teutschen Reichs, besonders in Schwaben und am Rheine, seit vielen Jahren erlebt haben.

Also, wie gesagt, eine weise Regierung muß und wird sich vor allen Dingen um die Landwirthschaft bekümmern. Das geschwindeste und wirksamste Mittel, sie zu unterstützen, ist, daß sie die Vervielfältigung aller Arten von Produkten durch freie, leichte und bequeme Zirkulation befördert.

C. A. W.

XI.

Wie hoch hat sich der Ackerbau in dem jetzigen Königreich Sachsen seit 50 Jahren gehoben?

Es ist immer angenehm, die Gegenwart mit der Vergangenheit, und diese mit jener überhaupt zu vergleichen; ins Besondere ist es angenehm in der Oekonomie, wenn man bemerkt, daß der Same, von echten Oekonomen ausgestreut, weder unter die Dornen noch auf einen Felsen fiel, sondern auf ein gutes Land, und hundertfältige Früchte trug. Nur ist es Jammer und Schade, daß so wenig Nachrichten über die Acker-Produkte aufbewahrt oder bekannt gemacht worden sind. Und noch weit mehr Jammer und Schade ist es, daß die vortreffliche Einrichtung, wie in dem Königreich Sachsen, daß jeder Kreis seine erbaute Produkten-Summe höhern Orts einreichen muß, in vielen Ländern noch gar nicht bekannt ist, oder wenigstens nicht nachgeahmt wird.

Ob ich hier gleich die Summe der gebauten Produkte aller Kreise Sachsens nicht anführen kann, so wird doch aus den beiden hier angeführten Kreisen sich der Schluß auf das Ganze machen lassen. Und sollte man diesen Schluß nicht gelten lassen wollen,

wollen, so wird er durch das Zeugniß eines Mannes bestätigt, dessen Verdienste um die Oekonomie nur allzu bekannt sind.

In dem Erzgebirge und in der Oberlausitz, wo auf alle Fälle der beschwerlichste und mühsamste Ackerbau, wegen der Gebirge, anzutreffen ist, wurden gebaut:

	1755.	1772.	1790.	1799. *)
	Scheffel.	Scheffel.	Scheffel.	Scheffel.
An Korn	2,496,935	3,285,638	3,826,709	4,878,163
— Weitzen	230,724	546,913	594,944	815,486
— Gerste	1,224,908	1,669,819	1,671,959	2,259,566
— Hafer	1,948,190	2,729,546	2,409,512	3,761,104
— Heidekorn	104,508	99,885	90,802	129,708
— Erbsen	71,604	124,153	88,103	192,554
— Kartoff. **)	157,728	1,326,991	1,862,170	3,103,009
Summe	6,234,597	9,782,945	10,544,199	15,139,590 †)

*) Diese Angabe des Jahrs 1799 trifft mit der Berechnung auf der folgenden Seite nicht überein. Woher dieß komme, kann Eins. dieses nicht sagen, da er diese Berechnung aus Leonhardi's Erdbeschreibung genommen hat.

**) Also wird kein Dinkel oder Spelz daselbst gebaut. Wenn auch der Linsen und Wicken hier nicht gedacht wird, so kann man doch voraussetzen, daß dergleichen gebaut werden, weil sie beide zur Kost des Landmanns und des Bürgers gehören.

†) Dieß

In dem Jahre 1799 sind in den sieben Kreisen des Königreichs Sachsen, dessen Stiftern, Aemtern und Landes-Portionen folgende Getreidesorten erbaut worden:

Kreise.	Korn. Scheffel *).	Weitzen. Scheffel.	Gerste. Scheffel.
Kurkreis	483,872 a)	85,979 b)	187,333
Thüringen	878,709	209,485	604,729
Meißen	746,333	105,356	334,097
Leipz. Kr.	750,644	158,443	367,412
Erzgeb. Kr.	466,777 c)	50,495	181,863
Voigtlnd. K.	88,316	5,946	66,638
Neustädter	29,378	17,530	56,889
St. Merseb.	207,269 d)	52,086	117,052
— Naumb.	76,893	25,150	37,030
Oberlausitz	737,120	54,811	185,303
Niederlausitz	371,241	42,679	71,200
Treffurth	13,100	2,387	9,423
Henneberg	20,718	4,970	4,209

Kreise.

†) Dieß ist die Totalsumme der mehr erbauten Früchte; mithin ist es nicht ganz richtig, wenn Leonhardi in seiner Erdbeschreibung u. s. w. 1802. 1. Thl. S. 59, schreibt, es würden über 15 Millionen Scheffel nach Abgang des Samens erbaut, wenn man auch Hirsen und Buchweitzen noch dazu nimmt.

*) Es sind hier nur die Scheffel angegeben, und die Metzen weggelassen worden, weil sie nicht viel betragen.

a) und b) Sollten von 143,183 Scheffel Aussaat geerntet worden sein.

Kreise.	Hafer. Scheffel.	Erbsen. Scheffel.	Linsen. Scheffel.
Kurkreis	175,566	18,604	511
Thüringen	740,462	47,617	3,118
Meißen	434,219	40,950	1,120
Leipz. Kr.	766,344	33,331	846
Erzgeb. Kr.	714,184	9,570	5 e)
Voigtlnd. K.	66,905	623	38
Neustädter	49,801	3,880	92
St. Merseb.	290,707	— — f)	— — g)
— Naumb.	78,823	— —	— —
Oberlausitz	331,165	— —	— —
Niederlausitz	97,516	— —	— —
Treffurth	6,224	— —	— —
Henneberg	8,571	— —	— —

Kreise.

c) Vergl. die vorhergehende Tabelle.

d) Die Stelle, die hierher gehört, folgt weiter unten in extenso.

e) Ist beinahe unglaublich.

g) Sollten in dem Stifte Merseburg u. s. w. keine Linsen gebaut worden sein? Es muß also wohl nur so viel heißen: Davon hat man keine schriftlichen Nachrichten, wie bei f) von Erbsen. Von Hirsen bei h) kann es wohl sein, daß sie keinen gebaut haben, so wie von Heidekorn bei i). Denn das weiß Einsender ganz gewiß, daß in Treffurth und Henneberg bei k) kein Heidekorn gebaut wird.

Kreise.	Hirse. Scheffel.	Kartoffeln. Scheffel.	Heidekorn. Scheffel.
Kurkreis	8,027	232,979	37,563
Thüringen	1,526	228,178	8
Meißen	4,925	416,845	39,815
Leipz. Kr.	2,604	391,876	836
Erzgeb. Kr.	36	583,902	78
Voigtlnd. K.	— — h)	198,332	— — i)
Neustädter	— —	151,412	— —
St. Merseb.	— —	66,465	— —
— Naumb.	— —	61,283	— —
Oberlausitz	— —	412,268	25,359
Niederlausitz	— —	271,442	25,745
Treffurth	— —	7,253	— — } k)
Henneberg	— —	77,226	— — }

1. Der Wiesen- und Futterkräuterbau hat sich im gleichen Grade vervollkommnet. 1) Der Kleebau, der Anbau von Esparsette und Lucerne, von Knöterich oder Akkerspark, Trespe, Rüben, oder Turnips, Runkelrüben, die man auch als Kaffee-Surrogat braucht, und zur Zucker-Fabrikation zuzubereiten angefangen hat; der großen Brennnessel, mehrerer Arten Kraut und Kohl wird nicht nur auf Rittergütern, sondern auch auf steuer- und zehntbaren Bauerngütern beinahe allgemein betrieben, wenn Hutungs-, Trift- und Gemeinderechte, die die Pest der Landwirthschaft sind, die Sömmerung der Brache und Verbesserung der

Wiesen

Wiesen nicht hindern. Den schönsten Wiesewachs findet man in den Auen an der Spree, Elbe, Mulde, Elster, Saale, Unstrut und Helme.

2. Handelspflanzen, als Lein *), Hanf, Fenchel, Anis, Kümmel, Kamillen u. s. w. werden im Kurkreise, in den Lausitzen, im Erzgebirge, im Leipziger, Meißnischen, Voigtländischen, Neustädtischen und Thüringischen Kreise angetroffen. Leindotter **), Raps und Rübsen baut man besonders im Kurkreise, im Meißnischen, Leipziger und Thüringischen Kreise, im Merseburgischen und Naumburgischen.

3. Der Tabaksbau war bis 1766 wenig in den Sächsischen Landen, außer Stetteritz bei Leipzig, bekannt, wo jährlich gegen 2000 Centner erbaut wurden. Jetzt wird er auch um Bitterfeld, Barby, Dahlen, Oschatz, Torgau, Wittenberg, Dobrilugk, Luckau, Forste, Pförthen, Golßen, Lübben, Sorau, Muskau, Hoyerswerda, Ruhland,

*) Von gehecheltem Flachs kam für 8302 Rthlr. ins Land.

**) Es wäre zu wünschen, daß der Anbau desselben ausgebreiteter, und ein Mittel, das Dämpfen des Oels zu vermindern gefunden würde, dann könnte noch weit mehr Geld für Baumöl erspart werden; für dieses und Leinöl ging im Jahr 1768 für 112,710 Rthlr. ins Ausland.

land, Königsbrück und Dresden ziemlich stark betrieben; und man kann mit Wahrheit sagen, die drei Nummern beinahe noch ein Mal so stark, als vor 50 Jahren.

4. Färbekräuter, als Waid, Krapp, Safflor, Scharte u. s. w. werden besonders und vorzüglich gut in Thüringen und im Meißnischen erbaut. Von Färbekräutern gewinnt das Land 7757 Rthlr.

5. Medicinalkräuter, als Angelika, Alant, Baldrian, Ysop, Melisse, Pfeffermünze u. s. w. werden im Meißnischen, Leipziger, Thüringischen und Erzgebirgischen Kreise, besonders um Bockau, Jöchstädt, Eibenstock und vielen andern Orten mehr, gebaut.

6. Der Gartenbau wird überall, besonders in den Gärten der Städte, auf den Dörfern aber in den Gärten der Rittergutsbesitzer und Pfarrer, betrieben.

7. Der Obstbau wird sehr stark betrieben. Dieß kann man daraus abnehmen, daß im Jahre 1798 50,158 Bäume gepflanzt worden. In dem Jahre 1778 haben allein die jungen Eheleute 23,434 Obst- und gute Kastanienbäume, 1,013,821 wilde Bäume, und im J. 1784 u. 1785 206,510 Bäume gesetzt. Seit dem Jahre 1788 ist durch die Anpflanzung von Obstbäumen auf einzelnen Rändern (und doch

doch stehen noch Tausende — nach Sicklers Behauptung — baumlos, weil man glaubt, die Bäume schadeten dem Getreidebau) und Gemeindeplätzen; deßgleichen die auf die Anlegung von Baumschulen, an Orten, wo vorher keine waren, ausgesetzten Prämien, die von 1788 bis 1802 über 10,000 Rthlr. betrugen, haben die Obstbaumzucht außerordentlich gehoben.

8. Eben so ist der Weinbau gestiegen. Für Wein, Weinessig und Baumfrüchte aller Art, besonders des Borsdorfer Apfels *), gewinnt das Land 25,721 Rthlr. Der Landesherr gewinnt von seinen Weinbergen allein wenigstens 10,932 Rthlr.

9. Der Hopfenbau ist, wie der Weinbau, schon von den Wenden getrieben worden. Aber vorzüglich wendete man vom achtzehnten Jahrhundert an alle Aufmerksamkeit auf denselben. Jedoch wird noch nicht so viel Hopfen gebaut, als nöthig ist.

10. Die Rindviehzucht blüht im ganzen Lande, vorzüglich aber im Erzgebirge und im Voigtlande. Seit den letztern 10 bis 12 Jahren aber stieg sie auch in der Lausitz zu einer außerordentlichen

*) Davon s. die Oekon. Hefte 15. Bd. S. 240—250, und den Teutschen Obstgärtner, der dieß nicht eingestehen will.

lichen Höhe. In dem Jahre 1787 waren 710,241 Stück Rindvieh daselbst, als 291,965 Ochsen und 418,276 Kühe und Färsen.

11. Auch die Schafzucht ist vorzüglich seit 1768 durch die Einführung von 800 Spanischen Schafen *) so vervollkommnet worden, daß jetzt der veredelte Stein Wolle zu 22 Pfund, mit 14 bis 20 Rthlr. bezahlt wird. In dem Obererzgebirge hat man auch Ungarische Schafe eingeführt und eine Veredlung bezwecken wollen; die Wolle ist aber mehr haaricht und bei weitem nicht so gut, als die einheimische.

12. Die Bienenzucht wird zwar im ganzen Lande getrieben, vorzüglich aber und am stärksten in der Oberlausitz, im Meißnischen und Voigtländischen Kreise, auch in einigen Gegenden des Thüringischen, Neustädtischen und Erzgebirgischen Kreises. — Eben so die Waldbienenzucht. —

Die

*) S. Herzog Friedrich von Holstein Beck über die Einwanderung der Spanischen Schafe, aus dem Französischen übersetzt. — So käme der Centner Nürnberger Gewicht gegen 76 Rthlr. im Mittelpreis, à 1 St. 17 Rthlr. — Außerdem hat man auch zweischürige Schafe. Wie vortheilhaft diese sind, hat Einsend. dieses nicht erfahren können; es wäre zu wünschen, daß Jemand so gefällig wäre, und den Nutzen, oder überhaupt den Ertrag derselben bekannt machte.

Die Bienenzucht, wie Wein- und Hopfenbau, wurde vorzüglich durch die entstandenen Gesellschaften, und durch die Oekonomischen Societäten gar sehr empor gehoben.

13. Federvieh wird nicht so viel gezogen als das Land zu seiner Konsumtion nöthig hat; es muß also aus den benachbarten Orten noch manches eingeführt werden.

14. Die Schweinezucht wird zwar im ganzen Lande getrieben, vorzüglich aber und am stärksten in der Niederlausitz, in Thüringen, im Kurkreise und in einigen Gegenden des Meißnischen Kreises.

15. Fische *) gibt es im Ueberfluß aller Art in den Flüssen und Teichen. Eben so Krebse.

16. Der Seidenbau wird noch nicht so bearbeitet, als er es verdient, und kann im Ganzen genommen unbeträchtlich genannt werden.

Hier

*) Stöhre in der Elbe, Lachse in der Elbe und Mulde, Sander in der Niederlausitz, Forellen in den Meißnischen, Erzgebirgischen und Oberlausitzischen Gebirgsflüssen; Lachsforellen, Hechte, Karpfen, Karausche und Barsche, Schleien, Peisker, Barben und Bleien; Aale und Aalraupen oder Quappen; Plötze, Asche, Schmerlen, Gründlinge, Nörflinge, Weißfische, Gösen und noch viele andere.

Hier also noch das Zeugniß des Mannes, auf das ich mich oben berufen habe. Es ist Hr. von Steindel in seinem Buche: Auf Erfahrung gegründete Anweisung, die Landwirthschaft vermöge der Einführung der Wechselwirthschaft zu verbessern. 1804. worin er S. 101 sagt:

„Anstatt, daß sonst über Winter höchstens 50 Dresdener Scheffel ausgesäet worden waren (nämlich auf dem Freigute A. bei D., das er gekauft hatte), säete ich zum dritten Winter 160 Scheffel aus, und hatte seit 40 Jahren halb leer gewesene Geteidescheunen nicht allein gestopft voll, sondern auch alle Böden und Winkel, wo nur irgend etwas noch untergebracht werden konnte, angefüllt, und noch überdieß mußte ich über 100 Schock Korn unter freiem Himmel aufstellen.“

Hr. von Steindel ist Rittergutsbesitzer im St. Merseburg, und auch praktischer Landwirth. Sein Zeugniß hat vollen Werth.

XII.

Ueber die Meinung von der Verwandlung des Getreides in anderes.

Es hat nicht an Männern gefehlt, die, unbekannt mit der Naturgeschichte des Getreides, die abgeschmacktesten Meinungen vorgetragen haben. Der eine behauptet, der Hafer verwandle sich in Korn; der andere — in Weitzen; der dritte, das Korn verwandle sich in nassen Jahren in Trespe; der vierte, der Lein verwandle sich, an einem unrechten Tage, oder beym Wind gesäet, in Dotter.

Wenn nun auch die erste Meinung nicht überall mehr herrschend sein sollte, so wird sie doch noch an einigen Orten gehört, und die drei letzten werden beinahe allgemein noch geglaubt. Für die Liebhaber der Oekonomie kann es nicht anders als angenehm sein, die Namen, Jahre u. dergl. zu erfahren, wie und wenn sie dergleichen behauptet oder widerlegt haben, und also die Geschichte dieser Meinungen näher zu kennen.

Von Wirzin, wenn Recens. sich recht erinnert, behauptete in den 60er Jahren die Verwandlung des Hafers in Korn, weil er nicht begreifen konnte, woher die eine oder die an-

dere Staude Korn in die Haferfelder gekommen sei; es muß sich also der Hafer, so schließt er, in Korn verwandeln.

Diese Meinung ist gewiß die allerabgeschmackteste, da Korn eine Winterpflanze (es gibt zwar auch Sommerkorn, aber auch in das kann sich der Hafer nicht verwandeln), der Hafer hingegen eine Sommerpflanze ist; beide können also durchaus nicht in einander verwandelt werden. Aber wie kann denn Korn unter Hafer kommen? gar sehr leicht. Entweder ist es vor der Saat geschehen, oder der Hafer ist auf Kornfeld gesäet worden, auf dem sich einige Körner gut erhalten haben, oder in dem Sack, in welchem der Hafer auf das Feld getragen wurde, staken einige Körnerchen Roggen; oder, wie Hr. Rendall will, durch die Vögel. Diese Meinung ist mir aber sehr unwahrscheinlich, indem die körnerfressenden Vögel auch den Samen in dem Magen verdauen und nicht ganze Körner wieder machen *). Könnte nicht auch vielleicht Jemand, der Hrn. v. Wirzin als einen sonderbaren Mann kannte, mit Fleiß Roggenkörner auf dessen Hafer-

*) Unversehrte Kirschkerne gehen zwar von den Menschen, und gehen wieder auf, aber die Vögel verdauen die Körner, und es kommt nie ein Korn wieder ganz und unversehrt, zum Aufgehen tüchtig, von ihnen.

Haferacker ausgestreut haben, um eben dadurch eine sonderbare Meinung von diesem sonderbaren Manne zu hören und in Gesellschaft darüber zu reden?

Nach einer andern Meinung verwandelt sich der Hafer in Weitzen, wenn er das erste Jahr abgegraset wird und den Winter über stehen bleibt. Diese Meinung fällt gleichfalls in die 60er Jahre, da ein Schwede dieselbe als ausgemacht vortrug. Es haben aber die damaligen Naturlehrer, Schreber und Gleditsch, diese Meinung dadurch widerlegt, daß der gemeine Hafer eine jährliche Pflanze ist, und unsere Winter nicht ausdauert. Dieß ist eine Erfahrung, die sich durch viele hundert Jahre bestätigt. — Es ist gar nicht wahr, daß auch nur eine dieser Arten Hafer unsere Winter ausstehe. Auch diese Erfahrung ist so gemein, so alt, und so gewiß, daß sich Jeder lächerlich machen würde, der das Gegentheil behaupten wollte. Und doch hat man in den 90er Jahren diese Meinung aufs Neue im Coburgischen behauptet, weil ein Rodacher Rathsherr, Koch, vorgab, daß auf seinem Acker Hafer gestanden, worauf das andere Jahr einige Weitzenstauden gestanden, die natürlich aus den ausgefallenen Haferkörnern entstanden sein müßten.

So scheint es dem ersten Anscheine nach. Nach der Meinung des Hrn. Rendall könnte man also auch hier annehmen, daß Vögel die Weitzenkörner

im

im Herbste dahin getragen hätten. Sie fällt aber eben so, wie die vorige, über den Haufen, weil der Magen der Vögel die Körner verdaut, da sie ihr tägliches Futter sind. Aber wie kamen sie denn dahin? — Gar sehr leicht. — Die Bauern füttern Weitzen mit unter für ihre Ochsen, und zwar uneingeweicht und ungeschroten, also — ganz. Der Magen der Ochsen verdaut diese Körner wenigstens nicht alle. Die meisten gehen ganz wieder von ihnen, und gehen auf, wenn sie die Vögel nicht holen. Es ist daher die größte Thorheit, Weitzen zu füttern; sie ist aber im Coburgischen allgemein unter den Bauern, und der wäre gewiß nach ihrer Meinung ein Dummkopf, der behauptete, daß es Thorheit sei. Man bedenkt also nicht, daß eine Sommerpflanze die Natur und Eigenschaft einer Winterpflanze annehmen soll, welches ganz wider den Lauf der Natur ist. — So wenig sich ein Ochs in ein Pferd, ein Hase in einen Fuchs, der Citronenbaum in einen Apfelbaum verwandelt, so wenig kann sich Hafer in Weitzen verwandeln.

Die dritte Meinung, das Korn verwandle sich in nassen Jahren in Trespe, ist eben so albern, als die vorhergehenden, denn das Samenkorn von Roggen ist von ganz anderer Natur und Beschaffenheit, als das der Trespe. Wahr ist es zwar, daß in den nassen Jahren unter dem Korn viel Trespe gefunden wird; aber dieß gibt noch keinen

nen Grund, zu behaupten, daß sich das Korn in Trespe verwandle. Die Trespe liebt Nässe, und kommt da in jedem Korn- und Weitzenacker, wo Nässe ist. Und es scheint, daß sich der Same dieses Unkrauts mehrere Jahre in trocknen Jahren auf dem Felde und untergeackert verhalte. Wahr ist es auch, daß er von dem faulen Oekonomen mit ausgesäet wird, der sein Samenkorn nicht gut feget. Davon habe ich die schönsten Beweise. Ei, ei, sagte Hans Thunichtviel, wie haben Sie so reines Korn! das meinige ist voller Treps (Trespe); ich weiß in aller Welt nicht, wie ich dazu komme, das Korn muß sich in Treps verwandeln. Im Herbste bitte ich mir von Ihnen einige Simmern Samenkorn aus, damit ich auch zu reinem Korn komme. Gut, das sollt ihr haben; wenn aber nasse Jahre kommen, so wird doch manche Trespenstaude unter euerm Korn sein, sagte ich, diese müßt ihr ja weg thun, und das Korn rein fegen, sonst habt ihr in einigen Jahren abermals viel Trespe unter euerm Korn. — Bald kam ein Anderer, der die nämliche Sprache führte, und dem der nämliche Rath gegeben wurde. Dieser befolgte denselben, und erhielt reines Korn; jener aber nicht, und nach etlichen Jahren, weil zwei nasse Jahre einfielen, hatte er wenigstens ein Viertel Trespe. Und nun hatte er doch die Frechheit, mich zu beschuldigen, ich hätte ihm kein reines Korn gegeben. Der Hans Thu-

nicht-

nichtviel wurde in wenig Jahren fertig — und starb vor Kummer.

Endlich die vierte Meinung ist diese: Der Lein verwandle sich — am unrechten Tage, oder beim Winde gesäet — in Dotter. Ohne nähere Aufklärung sieht man hier den Aberglauben, den man den ökonomischen nennen könnte. Denn was hat der Wind mit der Verwandlung des Leins zu thun? Und ist nicht ein Tag wie der andere? — Auch hier beschönigt der Faule seine Faulheit, der Dumme seine Dummheit (denn bei Windstille muß der Lein gesäet werden, wenn er ordentlich stehen soll): da er seinen Lein nicht rein feget, und also viel Dotter darunter ist, so ist es nicht anders möglich, als daß er viel Dotter unter dem Lein bauen muß. Trifft ihn nun endlich ein solcher Fall, wie er mich wirklich vor 24 Jahren traf, so scheint nichts möglicher zu sein, als daß sich der Lein in Dotter verwandle. Vor 24 Jahren trieb ich die Oekonomie noch nicht praktisch, und bat deßwegen einen Pachter, mir $\frac{1}{4}$ Simmern Lein auf sein Feld aussäen zu lassen. Auf einmal sollte und mußte ich an einem Tage — es war der Jahrmarkt vor Johannis — meinen Lein zum Säen schicken; obgleich der Wind sehr stark, und zwar quer über den Acker ging. Der Lein, den ich von einem Andern gekauft hatte, und der voller Leindotter war, flog natürlich vom Winde dahin gejagt, auf den Acker

meines

meines Nachbarn, und nur der Dotter blieb mir. Nun hatte der Wind bei den abergläubischen Oekonomen den Lein in Dotter verwandelt, aber bei mir nicht, da alles natürlich zugeht.

Lein und Dotter sind zwar beide ölgebende Pflanzen, aber nicht zu einem Geschlecht gehörig.

Endlich ist es ja den Oekonomen bekannt, daß der Dotter als eine besondere Pflanze wirklich an vielen Orten allein gebaut wird, weil er mehr Oel gibt, als der Lein *). Ueberhaupt herrscht noch überall der ökonomische Aberglaube, und wird sobald noch nicht ausgerottet werden können; denn der Abergläubische hat seinen Aberglauben mit der Muttermilch eingesogen, und er hängt fester in seiner Seele, als die Religion. Inzwischen wollen wir auch daran nicht verzweifeln — wir wollen selbst Dotter bauen, um den Abergläubischen zu überzeugen, daß Leindotter eine ganz besondere Pflanze sei.

*) Ob das Kraut des Leindotters zu gar nichts gebraucht werden könne, möchte Einsender dieses wissen. —

XIII.

XIII.

Kurze Nachrichten.

Aus dem Hildburghäusischen,
den 2. Juni 1807.

Mit dem Anfange des Aprils fing das Wetter an, gelinde zu werden. Die entfernten Rhönberge zeigten bis in die Mitte des Monats ihr mit Schnee bedecktes Haupt, und dieß war die Ursache, daß die kalten Nächte anhielten, kein Gras wuchs und die Bäume nicht ausschlagen konnten.

Der häufige Märzschnee hat vielen Schaden in den Furchen gethan. Die Saat der Sommerfrüchte fing eigentlich und allgemein erst nach Ostern an; viele Felder konnten wegen des Frostes am Morgen nicht geackert werden; das Feld machte sich übrigens bei anhaltendem Sonnenschein sehr gut. Den 13. entstand bei Mittagswind Nachmittags gegen 3 Uhr das erste Donnerwetter *). Den 14. verbreitete sich ein Nebel über

*) Man glaubte sonst, so lange vor Walpurgis ein Donnerwetter sei, so lange nachher sei es noch kalt, und überhaupt werde das Jahr ein ungeschlachtes Jahr. Bis jetzt hat sich dieses nicht nur nicht bestä=

über das ganze Land. Gegen Mittag war aber der Nebel wieder verschwunden, und es wurde schwül. Von fern hörte man um 2 Uhr Nachmittags donnern. Den andern Tag erfuhr man, daß dieses Gewitter im Coburgischen Schloßen, wie große Haselnüsse, geworfen, welche gegen 3 Stunden gelegen. — So wechselte Regen und Sonnenschein mit einander ab, wodurch das Erdreich fruchtbar gemacht wurde. Zu Anfang dieses Monats fing das Korn an zu blühen. Ein Platzregen von einer Stunde machte, daß sich das Korn auf den besten Aeckern legte, ohne daß es geblüht hatte. Und heute, da das Korn schön blüht und rauhet, regnete es zu Mittag bis 2 Uhr Nachmittags, wodurch viele Blüten abgeschlagen werden und die Aehre schartig wird.

Bis jetzt steht Sommer- und Winterbau gut, sehr gut, und es läßt sich eine reiche Ernte hoffen. Nach dem Ansatz des Grases gibt es gewiß viel Heu, und wenn solche Gewitterstriche häufig kommen, viel Flachs und Hopfen, der bis jetzt sehr gut aussieht.

Die

bestätigt, sondern sogar widerlegt: es wurde nicht kalt, der Mai war größten Theils Wonnemonat, und man findet bis jetzt nichts von einem ungeschlachten Jahre.

Die Vogelkirschbäume haben sehr geblüht; aber nur die früh und spät blühenden haben Kirschen, in die mittlere Blüte fiel ein Regen und verhinderte die Begattung. Zwetschen haben sich erstaunend viel angehängt. Aepfel gibt es sehr viele, und mehr als Birnen. Die Welschen Nüsse haben sich, so wie die rothen Zellernüsse, sehr stark angehängt, obgleich diese zum Theil schon zu Weihnachten blüheten.

Luzerne und Esper sind schon ein Mal abgemähet; Klee gibt es auch sehr viel.

Der Preis des Getreides fällt wider Erwarten mancher geitzigen Bauern, obgleich noch immer mehrere Tausend Kriegsvölker durchs Land ziehen. Der Preis des Viehes hingegen steigt beinahe von Tage zu Tage. Eine Kuh, die man vor 3 Jahren mit 2 Karolin bezahlte, kostet jetzt 5. Ein paar Ochsen, die man vor eben der Zeit mit 11, 12 Karolin theuer bezahlte, kosten jetzt 18 — 20, und diese sind beinahe nicht mehr zu bekommen. Noch theurer sind verhältnißmäßig die Schweine, die fetten sowohl als die Saugschweine, von denen ein Paar 7 bis 8 Gulden Fränkisch kostet. Ein junges Huhn kostet 15 Kreuzer Rheinisch — und ist beinahe nicht zu bekommen. Ein Paar junge Tauben kostet 11 bis 12 Kr. Rhein. u. s. w.

* * *

Aus

Aus dem Coburgischen,
den 8. Juni 1807.

Wer jetzt auf das Feld und in die Gärten geht, und nicht mit dir, seliger Gellert, ausruft:

Mich, ruft der Baum in seiner Pracht,
Mich, ruft die Saat, hat Gott gemacht —

der hat wahrlich kein Gefühl.

Diese Zeilen hat Gellert gewiß zu Ende des Monats Mai oder zu Anfang des Juni gemacht, und zwar in einem Jahre, wie das heurige ist, wo die Aepfelbäume wie ein weißes Tuch blüheten und die Saaten in der schönsten Pracht standen. So schön aber die Saat steht, so wird Roggen dennoch nicht sehr gerathen. Auf den guten Feldern hat er sich gelegt, ehe er blühte, und wird taub. In der Blütezeit, vom 27. Mai an hat es alle Tage geregnet, sollte es auch nur einige Stunden gewesen sein; dadurch wurden aber die Blüten theils abgeschlagen, theils gehindert, sich zu begatten. So regnete es z. B. den 5. Juni von 6 Uhr Morges an, bis 3 Uhr Nachmittags. Dieses Wetter ist aber gut für die Sommersaat, für Erdäpfel, Hopfen und auch für den Weitzen. Da aber der Roggen ziemlich aufgezehrt ist, so wird es schwer werden, bei den vielen Durchzügen der Kriegsvölker, sich satt Brot essen zu können. Doch wir wollen nicht verzagen, da an Gottes Segen

alles

alles gelegen ist. Denn wer hätte gedacht, daß das Korn bei der Menge der Kriegsvölker, die durch das Land zogen (es müssen nunmehr an hundert-tausend sein) im Preise fallen würde, da das vorige Jahr eine so geringe Ernte gab. Vor 4 Wochen galt 1 Simmern Roggen noch 6 Fl. Fr. oder auch 7 Fl. Rhein. und 1 Simmern Weitzen 6 Rthlr. oder auch 9 Fl. Rhein. à Laubthl. 33 Btzn. und heute gilt 1 Sr. Roggen 4 Rthlr. d. i. 4 Fl. 12 Btzn. Fr. und 1 Sr. Weitzen 4 Rthlr. 8 Gr. d. i. 5 Fl. 5 Btzn. Fr.

Die Bienennutzung war dieses Jahr wegen des lauen Winters sehr geringe, und nicht wenig Stöcke gingen aus. Das Maß Honig kostet 2 Fl. Fr. auch 1 Laubthaler; 1 Pfund Wachs ½ Laubthaler. Das Rindvieh, Pferde, Saugschweine und Schafvieh steht in hohem Preis. Bis jetzt ist mit der Wolle noch kein Preis gemacht. Die Coburger Tuchmacher *) wollen nicht mehr

*) Die Tuchmachrr hiesiger Gegend machen wenig Tuch; jeder derselben hat 4 bis 6 Gesellen sitzen, die die Wolle kämmen; die Meister schicken die gekämmte Wolle ins Voigtland, und ziehen viel Geld ins Land. Aber sie sollten nicht unbillig sein und die Wollenverkäufer drücken, noch Gesetze gegen sie bei der Obrigkeit auswirken. Das ist, wie mich dünkt, Druck gegen den Landmann. Man muß leben und leben lassen.

mehr denn 50 Rthlr. für 1 Cntr. Nürnberger Gewicht geben, da doch die Hildburghäusischen 60 bis 66 Rthlr. geben. Da mehrere Fuder Wolle deßwegen ausgefahren worden sind, und bei dieser Gelegenheit die Gerichte es erfuhren, so ward das Verbot, das schon 1784 gegeben worden war, wieder erneuert. Und nun verkauft vor der Hand Niemand seine Wolle.

Unter dem Obst gerathen die Zwetschen am besten, dann folgen die Aepfel und die Birnen. Auch gibt es Welsche und Haselnüsse. Kirschen versprach man sich viel, sie fielen aber größten Theils ab, und der kleinste Theil blieb; das machte der Regen, der in die Blüte fiel. Welcher Baum früher oder später, als es regnete, blühte, hängt voll Kirschen.

Wenn wir diesen Segen Gottes nur in Frieden einernten und in Frieden und Gesundheit verzehren, dann wollen wir dem Herrn der Natur danken!

Inhalt.

Inhalt.

Oekonomische Hefte

für den

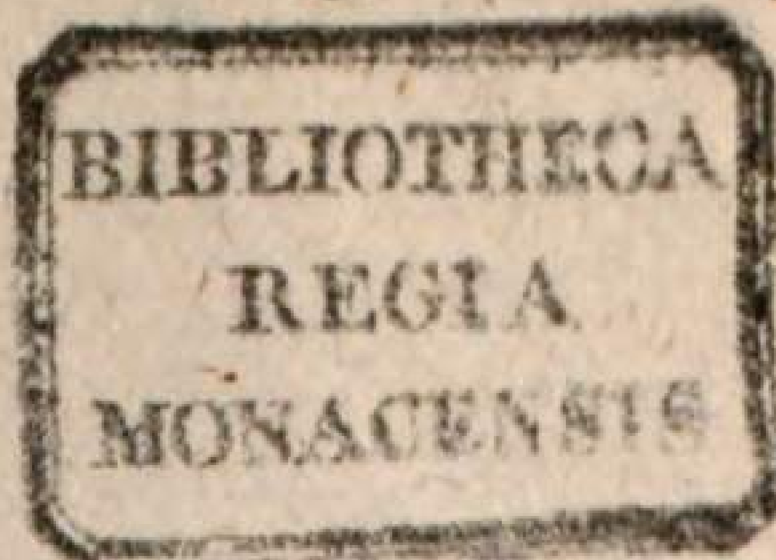
Stadt- und Landwirth.

August 1807.

I.

Ist die Chemie als ein unfehlbares Mittel zur Vervollkommnung der Landwirthschaft anzusehen, oder wie kann dieselbe dazu gebraucht und angewendet werden?

Man hat dem ausübenden Landwirthe zu genauer und zuverlässiger Bestimmung des Ertrags seiner Felder sehr viele Mittel vorgeschlagen, die aber im Ganzen genommen der Erwartung nicht entsprochen haben. Neuerlich hat man von Vielen die Chemie als ein ganz unfehlbares Mittel zu diesem Zweck anprei-



anpreisen hören. Die Absicht dieses kleinen Aufsatzes ist also, diesen Lieblingssatz so vieler theoretischen Stuben-Oekonomen etwas genauer zu prüfen, und manchen Landwirth vor Unternehmungen zu warnen, die ihm äußerst nachtheilig werden könnten.

Zuförderst muß ich mich vor dem Vorwurfe dekken, als ob ich der für die Landwirthschaft so nützlichen Chemie abhold wäre; vielmehr will ich hier öffentlich erklären, daß ich den großen und wichtigen Einfluß, welchen dieselbe auf die Vervollkommnung der Landwirthschaft haben kann, sehr wohl einsehe und ihre Anwendung im Praktischen herzlich wünsche, damit man in den Stand gesetzt werde, festere Grundsätze, wie bisher, in der Landwirthschaft anzunehmen.

Der Hr. Leibarzt Thaer, der uns mit der Einleitung zur Kenntniß der Englischen Landwirthschaft so vieles Vergnügen gemacht hat, gibt im 1. Theile derselben im 5. Kapitel, verschiedene Winke wegen der Anwendung der Chemie auf den Ackerbau, besonders führt er an, was die Engländer zur Anwendung der Chemie gethan haben und noch thun; ja er macht uns Hoffnung, daß wir von ihnen in dieser dunkeln Sache Aufklärung erhalten werden, indem sie sich vorgenommen, anhaltende Untersuchungen darüber anzustellen, und

in

in dem großen Werke, welches der Board of agriculture beabsichtigt, ein eigenes Kapitel zur Untersuchung des chemischen Einflusses auf die Landwirthschaft bestimmt haben. Daher denn so wohl Hr. Thaer als jeder eifrige Landwirth von diesen Untersuchungen mit Recht wichtige Aufschlüsse erwartet.

Aber wir Teutsche, die wir in der Scheidekunst so viel geleistet haben, sollten wir uns denn durch das Beispiel der Engländer nicht reitzen lassen, gleichfalls diese Wissenschaft immer mehr auf die Landwirthschaft anzuwenden? Ich will hier, ohne Chemiker zu sein, zu bestimmen suchen, in wie weit wir die Chemie zur Vollkommenheit der Landwirthschaft anwenden können.

Wenn man fragt, ob es möglich sei, durch chemische Untersuchungen und daraus entstehende Resultate unfehlbare Ernten zu erzielen, so ist Folgendes darauf zu bemerken:

1) Wenn man das Erdreich, worin diese oder jene Pflanze vorzüglich gut gedeihet, chemisch untersucht hat, so läßt sich solches Erdreich durch einen chemischen Proceß wohl hervorbringen und das Gedeihen eines solchen Gewächses befördern. Ob aber die vielen andern Gewächse, die uns zum Bedürfniß geworden sind, auch in dieser präparirten Erde wachsen und gedeihen würden, ist eine andere Frage.

2) Bei chemischer Zerlegung verschiedener Gewächse und Pflanzen, wodurch alle besondere Bestandtheile derselben geprüft werden, wird es sich sehr leicht ergeben, daß verschiedene Pflanzen auch verschiedenes Erdreich erfordern, und daß daher das für die eine ausgemittelte Erdreich nicht auch für die andern gut sein könne.

Hieraus folgt denn, daß eine nach chemischen Grundsätzen vorgerichtete Erde kein allgemeines Mittel zu unfehlbaren Ernten für alle Arten von Gewächsen, sondern nur allein für eine sei.

Dessen ungeachtet kann man der Chemie doch den Nutzen nicht absprechen, daß man durch die Kenntniß derselben das Erdreich verbessern könne. Sie belehrt uns, wie viel Lehm man bei vorzunehmender Verbesserung des Erdbodens über einen sandigen Acker fahren müsse, um in demselben bindende und tragende Kraft hervorzubringen, und so umgekehrt, wie viel Sand zur Auflösung der bindenden Kraft des Lehms gehört, ohne daß man es auf das Gerathewohl, wie es bei den mehrsten Verbesserungen bisher geschehen ist, ankommen lassen darf.

Außer diesem wichtigen Nutzen gibt die Chemie Gelegenheit, die untern Erdschichten des Ackers bestimmt kennen zu lernen, und ihren Einfluß zu bestimmen, den sie auf den Körnerbau haben. Wer

die

die untern Schichten seines Erdreichs genau kennt und nach chemischen Prüfungen bestimmen kann, welche Wirkung ihre Vermischung durch einander hervorbringen muß, der wird sehr viele Vortheile davon haben: er kann genau bestimmen, ob und wie viel davon herauf gebracht werden muß, ob es genug, sie mit den gewöhnlichen Ackerwerkzeugen nur in kleinen Theilen, oder ob es nöthig sei, sie durch Rajolen ganz herauf zu bringen, um dem Acker die gehörige Tragekraft zu geben. Der Landwirth, der nicht die gehörige Mischung bestimmen kann, wird vielleicht zu wenig oder zu viel thun, und es nur dem Zufall zuzuschreiben haben, wenn er es trifft. Wie nützlich also eine chemische Untersuchung und Prüfung bei einer solchen wirthschaftlichen Verbesserung sei, wird Jedem einleuchten. Der Landwirth wird dadurch in den Stand gesetzt, zu beurtheilen, in wie fern das tiefere Ackern schädlich oder unschädlich sei, und mit ziemlicher Gewißheit zu bestimmen, ob die Kosten des Rajolens oder des Ueberfahrens mit anderm Erdreiche bezahlt werden dürften oder nicht.

Eine nach chemischen Regeln gemachte Vermischung des Erdreichs kann vorzüglich bei den Wiesen sehr wichtige Dienste leisten. Die Wiesen bedecken sich bald nach der Vermischung des Erdreichs wieder mit Gras oder Rasen, und schützen dadurch das Erdreich vor der Einwirkung der dürrenden

Winde

Winde und der austrocknenden Sonne. Aus einem offenen Boden hingegen ziehen Wind und Wetter die beste Erde heraus, welche größten Theils dadurch verloren geht. Bei offenem Boden, z. B. wenn es recht trocken ist, oder besonders, wenn trockene Fröste eintreten, weht der Wind die leichte fette Erde weg und treibt sie in die Hölzer und Hohlwege. Aus dem mit Lehm vermischten Sande zieht ein starker Regenguß den Lehm in die Tiefe und läßt den Sand oben, wofern nicht eine feste untere Erdlage dieses verhindert, oder starke Düngung es an einander bindet. Wollte man das Abschwemmen der guten Erde verhindern, so müßte man alles nach der Wasserwage planiren, denn bei dem geringsten Fall schwemmt ein starker Platzregen die gute Erde in die Tiefe und läßt Kiesel und Sand zurück. Ein Beweis also, wie wenig chemische Präparation des Erdreichs bei offenem Boden unfehlbare Wirkungen hervorbringen kann, dagegen aber solches bei Wiesen, die sich gleich wieder schließen, leichter und mit gutem Erfolge zu bewirken sein möchte, wenn man auf denselben entweder mit Sand oder andern Beimischungen eine gute Dammerde bildete. Auf offener Erde ist also die Wirkung einer präparirten Erde nicht anders anhaltend, als wenn man dieselbe so zu erhalten sucht, daß man den Abgang wieder ersetzt. Der Vervollkommnung des Erdreichs durch chemische Präparatur, oder,

wie

wie ich in einem chemischen Schriftsteller gelesen, der Unfehlbarkeit der Ernten durch chemische Präparatur des Erdreichs, setzen sich aber noch andere große fast unüberwindliche Schwierigkeiten entgegen.

Es werden nämlich sehr wenig Felder anzutreffen sein, die bei chemischen Untersuchungen auf hundert Quadrat-Ruthen einerlei Vorrichtung der Erde gestatteten, obgleich Manche sich einbilden, daß ganze Quadrat-Meilen einerlei Erdreich haben, welches aber bei der Zersetzung des innern Gehalts sich ganz anders ausweisen würde. Wie verschieden werden also die Mittel sein müssen, wenn wir auf einer Fluhr eine gleiche Ernte hervorbringen wollten! Obgleich ich diese Schwierigkeit für sehr groß halte, und nicht einsehe, wie sie zu heben sein möchte, so will ich die Möglichkeit davon gern zugestehen, weil in der Welt Vieles geschehen ist, was man vorher nicht eingesehen hat. Ob aber, wenn dieser Gedanke, ganze Erdflächen einem Gartenlande gleich zu machen, nicht durch Kultur leichter zu bewirken wäre, ist gar nicht die Frage. Bei einer langsamen Vorbereitung kann der Landwirth die Kosten erschwingen, dagegen sie bei einer nach chemischen Grundsätzen zu machenden nicht aufzubringen sein würden. Indessen sollte auch diese Schwierigkeit gehoben werden können, wie ich als Liebhaber der Landwirthschaft gern wünschen will,

so gibt es doch noch ein anderes Hinderniß, das zu heben dem Menschen wohl für immer unmöglich bleiben dürfte.

Dieses Hinderniß besteht vorzüglich in den verschiedenen, besonders in unserm nördlichen Klima herrschenden veränderlichen Witterungen, die nie ein Jahr wie das andere sind, sondern immer den Erfahrungen zuwider laufen. Dieses Hinderniß setzt sich aus nachfolgenden Gründen der Bereitung eines immer fruchtbaren Erdreichs entgegen:

Es ist bekannt, daß alle Gewächse einen großen Theil ihrer Nahrung aus der Luft ziehen; denn wenn man sie bei trockenem Wetter vor der Einwirkung der Luft bedeckt, so verdorren sie entweder ganz, ob sie gleich vor den heißen Sonnenstralen geschützt sind, oder sie treiben bei genugsamer Feuchtigkeit im Erdreiche mit Gewalt nach der Luft, bis sie ihren Einfluß wieder genießen, oder verfaulen, wenn sie dieses nicht erlangen können.

Hieraus folgt, daß die Nahrung, welche die Pflanzen aus der Erde ziehen, nicht allein hinreicht, sie zur Vollkommenheit zu bringen; woraus denn ferner der ganz richtige Schluß folgt, daß zur Fruchtbarkeit wohl eine gute vorgerichtete Erde dient, aber nicht allein hinreicht: denn oft sehen wir, daß, wenn die Witterung fruchtbar ist, die dürrsten und schlechtesten Erdreiche die schönsten, im

Gegen-

Gegenntheil die besten Felder die schlechtesten Ernten liefern.

Es steht zwar in unserer Macht, im Kleinen einen fruchtbaren Regen oder Thau nach chemischen Grundsätzen zu machen, aber im Ganzen solchen zu schaffen, hängt in der Luft oft von einer Kleinigkeit ab, die aber des Menschen Macht übersteigt. Und gesetzt auch, wir könnten die fruchtbringende Luft als Regen oder Thau uns verschaffen, welche Noth würde es dann sein, wenn die äußere Luft einen noch größern Ueberfluß davon zu der unsrigen brächte! Unsere Früchte würden faulen und verderben! Wir können uns also, so viel bis jetzt einzusehen möglich ist, durch chemische Vorkehrungen nicht vor großer Dürre, Nässe, anhaltender Kälte, starken Winden, vor Ungeziefer und vor so vielen andern Uebeln sichern, die alle ihren Ursprung in der Luft und ihrer Einwirkung haben, und dürfen also nach den Vorspiegelungen so vieler theoretischen Landwirthe aus der chemischen Präparatur der Erde auf keine unfehlbaren Ernten Rechnung machen. Doch man sagt, vermöge der Chemie ist es mir möglich, meiner Erde eine luft- und wasserhaltende Kraft zu geben; aber die rechte Proportion dieser Kraft zu geben, steht das in unserer Macht? Gesetzt, ich habe meine Erde so vorgerichtet, daß sie bei starker Dürre den Thau und die Feuchtigkeiten der Luft anhält, wie soll es denn bei

sehr

sehr nasser Witterung werden, und so umgekehrt? Daher ist es einleuchtend, daß auch in diesem Falle aus der Bereitung der Erde uns kein unfehlbarer Nutzen erwächset.

Wozu kann uns denn also die Chemie dienen? Ich antworte: wenn sie auch kein ganz unfehlbares Mittel zur Erlangung reichlicher Ernten ist, so kann sie doch durch ihre Mitwirkung sehr viel Gutes in der Landwirthschaft stiften.

Daß dieselbe bei der Zubereitung einer guten Damm- und Gartenerde von vorzüglichem Nutzen sei, ist unläugbar; sie gibt uns die Mittel an die Hand, dieselbe in eine solche fruchtbare Erde umzuwandeln, die alle Früchte, so fern die Witterung sich nicht dagegen setzt, hervorzubringen im Stande ist. Dieses ist jedem Gartenfreund bekannt, und der schlechteste Gärtner bildet solche Erde, ohne zu wissen, was Chemie ist, doch nach den Regeln derselben.

Bei dieser Zubereitung einer guten, fruchtbaren Erde kann uns die Chemie noch sicherer führen, damit man nicht Fehlgriffe im Großen macht. So war z. B. das Gut, auf welchem mein Vater wohnte, eigentlich sandiges Erdreich, und, wohin sich die Kultur nicht erstreckt hatte, lauter Wehsand. Durch gute Kultur aber und eine äußerst starke Düngung war dieses Erdreich so gut gewor-

den, daß es bei allen Arten von Witterung, nie eine ganz fehlschlagende Ernte lieferte, und äußerst selten Mittelernten hervorbrachte. Wenn man nun ein solches Erdreich chemisch zersetzte, so würde sich, in so fern man die untern Erdschichten mit in Betrachtung zöge, ein Erdreich bereiten lassen, welches uns sichere Ernten liefern würde.

Bei der Zubereitung der Düngung für das Erdreich ist die Chemie noch anwendbarer, als bei dem Erdreiche selbst. Der Engländer bereitet ohne Chemie seinen sogenannten Compost, indem er Erde, Mineralien und Dünger mit einander vermischt, und daraus eine vortreffliche Düngung bildet. Aber eine sich stets gleich verhaltende Düngung zu bereiten, ist eben so unmöglich, als sich durch gleiche Bereitung der Erde immer gleich bleibende Ernten zu verschaffen. Nimmt man die animalische, vegetabilische, mineralische, ja die atmosphärische Düngung, wie wenig stehen sie in der Macht des Menschen, wenn er sich auch die größte Mühe dabei gäbe! Die Folgen sind und können sich nicht gleich sein, wenn man auch die größte Aufmerksamkeit bei deren Bereitung beobachtet. Ein aufmerksamer Beobachter wird z. B. sehr leicht bei der animalischen Düngung finden, daß der Dünger von zwei ganz gleich gefütterten Stücken Vieh nicht gleich sein kann; denn das eine verdauet sein Futter besser, und gibt daher eine bessere Düngung, als das

andere. Manches Thier nimmt in manchen Jahren Vieles von den guten Säften des Futters an und verwandelt es in Fleisch; in andern Jahren dagegen verdauet es nicht so gut. In verschiedenen Jahren ist auch das Futter zuweilen saftig und grün, ein anderes Jahr ausgetrocknet und ausgebleicht. Denn es ist bekannt, daß Stroh und Heu, welche lange im Regen gelegen haben, schlechten Dünger geben. Selbst mehlreiches Futter, ja selbst die Oelkuchen, die man in England als Düngungsmittel unmittelbar auf die Felder streut, die aber bei uns erst als Futter zu Dünger präparirt werden, sind in ihrer Wirkung auf den Dünger sich nicht immer gleich; denn ein Jahr haben sie mehr Mehlreiches, das andere Jahr mehr Hülse. Wenn also ein Landwirth nicht im Stande ist, seinem Futter gleiche Kraft zu geben, so ist er auch nicht im Stande, eine gleiche Wirkung des Düngers hervorzubringen.

Vielleicht aber könnte dieß bei der vegetabilischen Düngung bewirkt werden? Wie schon gesagt, hat diese manches Jahr mehr Saft, manches Jahr gar keinen oder doch sehr wenig; ein Jahr ist der Stengel dem Rohre ähnlich, ein anderes wetteifert er mit dem Bindfaden: beides muß also sehr verschiedene Wirkungen hervorbringen.

Sehen wir nun ferner die mineralische Düngung als ein Mittel an, das in unserer Gewalt

steht,

steht, dem Boden gleichen Gehalt zu geben, so ist es ebenfalls nur Schein, oder es würde doch außerordentliche Mühe und Kosten verursachen, jene Gleichheit hervorzubringen. Denn wenn man z. B. von einem ganz gleich gebrannten Kalke zwei Fuhren holen läßt, so wird sehr oft sich die eine schnell und mit dem größten Feuer löschen, die andere dagegen stille und langsam zerfallen, ein großer Theil sich oft wohl gar nicht löschen, sondern Stein bleiben, weil er nicht genug Feuer erhalten. Man versuche bei einem Kalkbruch verschiedene Kalksteine, schlage sie zu Pulver, gieße Spiritus vini darauf, und man wird die Verschiedenheit des Feuers gewahr werden. Wollte man nun einem Acker nach Bergmanns Versuchen $\frac{1}{5}$ Kalk zutheilen, so würde man vorher immer neue Versuche mit dem Ganzen anstellen müssen, ob man den von ihm in der Ebene gefundenen guten Erdboden daraus bereiten könne, oder nicht. Ich weiß es wohl, daß hier rein geschiedener Kalk verstanden wird; aber wer ist im Stande, solchen im Großen zu scheiden? Asche, Gyps, Mergel, Salz, alle diese Düngungsmittel müßten erst rein geschieden werden, bevor man einen bestimmten Gebrauch davon machen könnet. Daß ich, wie der Engländer seinen sogenannten Compost, einen meinem Erdreiche angemessenen Dünger verfertigen kann, ist bekannt, aber eine gleiche Wirkung dadurch hervorzubringen, halte ich

nach meiner Einsicht für unmöglich, um so mehr, da die atmosphärische Düngung ganz außer der Gewalt des Menschen ist, deren Güte und Mitwirkung von der allmächtigen Natur abhängt, die nach unwandelbaren Gesetzen handelt, um das Ganze zu erhalten.

Es ist also ausgemacht, daß ich von allen diesen Düngemitteln zwar eine richtige chemische Zubereitung machen, aber nie einen sichern Grund fassen kann, sondern bei jedesmaliger Verfertigung meines Düngers immer wieder von vorn anfangen muß, um gewissen Kalk und Kohlenstoff in selbigem zu haben. In kleinen Portionen ist dieß möglich, aber im Großen wohl nie. Denn ungerechnet, daß die Materialien nicht immer einen gleichen Gehalt haben, so ist es auch unmöglich, in dem Dünger gleiche Gährung zu bewirken, die so sehr von der Luft abhängt, ob sie heiß oder kalt, naß oder trocken in der Zeit der Zubereitung ist.

Doch so wenig die Zuverlässigkeit, mit der uns theoretische Schriftsteller die Chemie in der Landwirthschaft anpreisen, bis hierher meinen schwachen Einsichten nach gegründet ist, so kann man doch mit Recht behaupten, daß sie für einen forschenden und selbstdenkenden Landwirth große Vortheile hervorbringen kann.

Die Chemie lehrt uns z. B., wie wir es mit Sicherheit anfangen können, ein Stück Feld zu

ver-

verbessern, ohne auf das Ungewisse Kosten und Hoffnungen aufzuopfern. Die Chemie gibt uns die sichere Anleitung bei einem Felde, das wir verbessern wollen, das nothwendige Verhältniß zu treffen, indem wir nicht mehrre Theile zusetzen, als erforderlich sind, um das Erdreich in tragbaren Stand zu setzen, auch nicht zu wenig beizufügen. Im erstern Falle macht man sich unnütze Mühe und Aufwand, womit eine größere Fläche hätte verbessert werden können, und im letztern wird die Vollkommenheit verfehlt, die man bewirken wollte.

Eben diesen Nutzen, welchen die Chemie in Ansehung der tragbaren Erde gewährt, ziehen wir auch durch dieselbe bei der Untersuchung der untern Erdschichten, die nothwendig bei der Verbesserung der Dammerde mit berechnet werden müssen. Denn oft kann man durch Emporbringung dieser Erdlagen das Ganze verbessern ohne große Kosten, und zuweilen durch die Brechung derselben dem obern Erdreiche das überflüssige Wasser entziehen. Ja wir finden oft, wenn wir dieselbe genau untersuchen, daß die Durchbrechung der untern Erde der obern alle wasserhaltende Kräfte entzieht. So erzählt Marshall in seiner Beschreibung der Norfolkischen Landwirthschaft, daß, wenn ein dortiger Landwirth so verwegen ist, die unter dem gut

gemach-

gemachten Sande liegende harte Erdkruste zu zerbrechen, er in vielen Jahren keine gute Ernte wieder bekommt. Bei uns in gebirgigen Gegenden findet man das nämliche: die harte Kruste erhält die wässerigen Theile, daß sie sich nicht in die Felsen verlieren können. Wird sie durch die Ackersleute, oder von einem Landwirthe, um mehrere Dammerde zu erhalten, zerrissen, so hat man gewiß in 20 und mehrern Jahren schlechte Ernten. Besonders findet sich dieser Fall im Sandboden, der Lehm bei sich führt. Der Pflug knetet den sich in die Tiefe ziehenden Lehm fest und bildet eine Kruste, und der Dünger macht aus dem Sande alsdann die beste Gartenerde. Dieser Lehm ist noch immer mit grobem Sande vermischt, und also nicht so bindend, daß er nicht Wasser durchlassen sollte. Daher denn ein solches Erdreich, wenn es mit Dünger gut unterhalten wird, gewiß eins der vorzüglichsten ist, weil es selten Fehlernten gibt, wie man den Beweis in Norfolk und auf meines Vaters Gute findet. Indessen kann man von dieser Kruste immer etwas zu der Dammerde nehmen, um selbige zu vermehren, aber hüten muß man sich, sie zu zerbrechen. Bei uns ist sie insgemein 2 bis 4 Zoll stark; man muß also genau vorher ihre Stärke untersuchen, ehe man sich darauf einläßt, von derselben etwas abzunehmen. Eigene Erfahrungen haben mich belehrt, wie sehr

ich

ich gefehlt habe, daß ich sie durchbrochen, und warne also davor. Wenn jedoch ein Landwirth sich in einer langen Zeit schlechte Ernten gefallen lassen will, so kann er, wenn er die durch das Durchbrechen der harten Kruste erlangte Dammerde immer in der Tiefe bearbeiten läßt, eine schöne gute Dammerde für immer bilden; aber wenn er die Tiefe im Ackern nicht beibehält, so bildet sich die Kruste wieder hoch, und er behält nach wie vor wenig Dammerde, und hat, ohne in der Folge Nutzen davon zu haben, schlechte Ernten.

Es würde sehr nützlich sein, wenn jeder Landwirth bei solchen Versuchen jedes Mal den Schaden und den Nutzen richtig berechnete, damit man beurtheilen könnte, ob der in der Folge entstehende Nutzen werth wäre, ein so großes Risiko zu wagen, und wodurch sich bestimmen ließe, wie viel man anwenden müßte, um sein Erdreich zur Vollkommenheit zu bringen.

Wie groß also der Nutzen der Chemie für die Landwirthschaft sein könne, glaube ich, wird nun Jeder aus diesem Wenigen beurtheilen können. Ohne daß wir uns mit den Hoffnungen, welche uns die Theoretiker machen, schmeicheln dürfen, kann uns dieselbe sehr wichtigen Nutzen schaffen, ja vielleicht ist es nicht unmöglich, daß in der Folge der Zeit diese uns unübersteiglich scheinenden Schwierigkei

rigkeiten überwunden werden, so wie die vor Zeiten für unmöglich gehaltenen Luftschlösser jetzt nicht mehr unter die Unmöglichkeiten gerechnet werden dürfen.

Da man aber von der immer mehr reifenden Einsicht der Landwirthe mit Recht sich große Hoffnungen macht, so will ich für diejenigen, die Versuche mit der Chemie machen wollen, und des Hrn. Leibarzt Thaers Einleitung zur Kenntniß der Englischen Landwirthschaft ihrer Kostbarkeit wegen sich nicht anschaffen können, auch zu chemischen Untersuchungen keinen Apparat haben, dessen Anweisung zu chemischen Versuchen hier mittheilen. Sie fängt im ersten Bande S. 96 an, und kann Manchem, der sein Erdreich gern kennen lernen will, von großem Nutzen sein.

„Ich wünschte," sagt er a. a. O., „eine Methode angeben zu können, wodurch jedem nachdenkenden, aufmerksamen Landwirthe die Untersuchung der Bestandtheile seines Bodens so erleichtert würde, daß er sie völlig und ohne große Schwierigkeit unternehmen könnte. Vielleicht würde nichts zur Vervollkommnung der Ackerbaukunst so viel beitragen, als wenn Jeder wenigstens, der seine Erfahrungen dem Publikum mittheilen wollte, die Bestandtheile seines Bodens anzeigte, und Jeder, der Anderer Versuche nachahmte, den seinigen kennte.

Eine

Eine völlige chemische Genauigkeit ist aber mit manchen Schwierigkeiten verknüpft, und erfordert Kenntnisse, Uebung und Werkzeuge, welche ich bei dem größten Theil meiner Leser nicht voraussetzen darf. Die von dem berühmten Englischen Chemisten Kirwan angegebene Methode, welche sich befindet in der vom Hrn, Dr. Lentin aus dem 5. Bande der Transactions of the irish Academie übersetzten Beantwortung der Frage: Welches sind die paßlichsten Düngemittel für die verschiedenen Arten des Bodens, und welches sind die Ursachen ihrer vorzüglichen Wirksamkeit in jedem besondern Fall? Götlingen 1796. S. 89, enthält einige schwere Proceduren, und ist auf eine solche Art vorgetragen, daß sie den meisten Landwirthen unverständlich gewesen ist. Selbst die Rechnungsart ist noch nicht Jedem bekannt. Ich werde mit Hinweglassung verschiedener Punkte, worauf es dem praktischen Landwirthe weniger ankommt, solche deutlicher vorzutragen mich bemühen. Diejenigen, welche einige Kenntnisse der Chemie haben, thun besser, sich nach Kirwan zu richten *).

*) Die Anmerkung wegen der wenigen Aufmerksamkeit, die Kirwan auf die Eisentheile und Bittererde gewendet, will ich nicht hersetzen, aber dabei anführen, daß auf einem von meines Vaters Gütern wegen der in der Erde vorhandenen vielen Eisen=

Es gehört zu dieser Untersuchung nichts als einige gute Wagen und Apotheker-Gewicht, da dieses genauer und allgemein geltender wie das Civil-Gewicht ist. Ein Apotheker-Gewicht hat 12 Unzen oder 24 Loth, die Unze 8 Drachmen, die Drachme 60 Gran, also eine Unze 480, 1 Pfund 5760 Gran.

Einige lose Seihtücher.

Ein gläserner Filtrir-Trichter, worein das Filtrum von Löschpapier gesetzt wird.

Etliche Zuckergläser.

Etwa 2 Unzen reine Salpeter-Säure, die man von einem geschickten und rechtschaffenen Apotheker zu diesem Behufe muß fordern lassen.

Etwa 6 Quart gemeines destillirtes Wasser.

Verfahrungsart.

1. Man steche bei ziemlich trockenem Wetter eine Fläche von 12 Zoll ins Gevierte und 6 Zoll tief,

Eisentheile gar keine Gerste in Vollkommenheit wuchs, obgleich mein Vater durch alle mögliche Mittel es zu erzwingen suchte. Dagegen trug das Erdreich, als er es verpachtete, dem Pachter jährlich die reichlichsten und schönsten Hafererndten. Bei chemischen Versuchen wünsche ich also, daß man die für jede Getreideart erforderlichen Bestandtheile, wie hier Hafer und Gerste, nicht aus den Augen verlieren möge. d. Verf.

tief, also gerade einen halben Kubik-Fuß Erde, an einer von Wurzeln und Stoppeln ziemlich reinen Stelle, oder nachdem man diese von der Oberfläche weggenommen, aus, und wäge ihn. Hiernach läßt sich die specifische Schwere des Bodens bestimmen. Für den Landwirth ist es schon genug, wenn er weiß, wie schwer ein Kubik-Fuß ist.

2. Um die wasserhaltende Kraft des Bodens — ein Umstand, der, wie wir nachher hören werden, von großer Wichtigkeit ist, und der in Ermangelung einer genauern Untersuchung, schon für sich viele Aufklärung geben kann — zu bestimmen, nehme man ein Apotheker-Pfund dieser vorher wohl durch einander geriebenen Erde, lege solche auf ein möglichst kleines, loses Seihtuch, welches man vorher gewogen, in einen Durchschlag, gieße dann allmälig Wasser darauf, und knete sie damit tüchtig durch, bis alles zu einem weichen Brei geworden. Man lasse es stehen, bis das Wasser abzutropfen aufhört. Dann wäge man die feuchte Erde mit dem Seihetuche wieder. Wenn man bemerkt hat, um wie viel sich das Gewicht vermehrt habe, so ziehe man das bekannte Gewicht des Seihetuchs ab. Wenn man denn das Gewicht des schon vorher in der Erde enthalten gewesenen Wassers, welches man nach Nr. 4 findet, hinzusetzt, so weiß man, wie viel Wasser der Boden enthalten könne, ohne es tropfenweise fallen zu lassen.

3. Wenn

3. Wenn der Erdboden viel Steine enthält, die wie eine Haselnuß groß, oder darüber sind, so suche man selbige aus etlichen Apotheker-Pfunden heraus, wäge sie, und bemerke, wie viel auf ein Pfund kommen.

4. Man nehme alsdann ein Pfund von dieser gereinigten Erde, lasse aber so viel, wie der steinichte Antheil eines Pfundes beträgt, davon zurück, thue solche etwa in eine reine Eierkuchenpfanne, und erhitze sie, unter öfterm Umrühren, eine halbe Stunde lang stark. Wenn sie wieder erkaltet ist, so wäge man sie, und man wird finden, wie viel Wasser abgedampft ist, oder wie viel sie dessen enthalten habe.

5. Um zu erfahren, wie viel faserichte Theile im Boden enthalten sind, nehme man ein Pfund von Steinen gereinigter Erde, wovon man so viel wie der steinichte Antheil eines Pfundes beträgt, wieder zurückgenommen hat, und koche es mit 6 Pfund destillirtem Wasser eine halbe Stunde lang, worin die Fasern, deren Gewicht man sich merkt, zurückbleiben.

6. Um die Salze, den Gyps und den Extraktivstoff, die im Boden etwa enthalten sind, zu erfahren, dient diese Lauge ebenfalls. Der Proceß ist aber zu umstädlich für einen Landwirth, und seine Resultate vorerst noch von keinem Einfluß auf

die

die Praxis. Wer sich ihn zu machen berufen fühlt, den verweiset Hr. Thaer auf Kirwans Schrift, S. 93, Nr. 5. 6. 7.

7. Man trockne nun die ausgekochte Erde nach Nr. 4. wieder vollkommen aus und wiege sie dann. Nunmehr rechne man erst zusammen, was ein Apotheker-Pfund Erde an Steinen, Wasser und Fasern gehabt hat, und wie viel überdieß der Verlust beim Auskochen betragen habe. Wir wollen annehmen, es betrage der steinichte Antheil 2 Drachmen, oder . . . . . 120 Gran.

Das abgedampfte Wasser 1 Unze 3 Drachmen, oder . .	660	—
Die Fasern	44	—
Das beim Abkochen Verlorne, welches größten Theils Kohlen oder Extraktivstoff wird gewesen sein	36	—
überhaupt .	860	—

Diese von 5760 Gran, welche ein Apotheker Pfund ausmachen, abgezogen, bleiben 4900 Gran ausgelaugter, reiner, getrockneter Erdtheile zurück.

8. Man nehme hiervon den zehnten Theil, nämlich 490 Gran oder 1 Unze 10 Gran, um zu erforschen, wie viel Kalkerde im zehnten Theil eines Pfundes des ganzen Erdbodens befindlich sei. Die Kalkerde löset sich bekanntlich in Salpetersäure auf. Daher nehme man 2 Unzen Salpetersäure, mit

mit eben so viel Wasser verdünnt, in ein Zuckerglas, und schütte die Erde allmälig hinein. Man lasse dieß 24 Stunden stehen. Dann gieße man das Aufgelösete durch ein gewogenes Filtrum von Löschpapier, und spüle das Unaufgelöste noch oft mit frischem Wasser nach, welches man immer zu dem andern durch das Löschpapier laufen läßt, bis es ganz geschmacklos ist. Die Kalkerde ist nun rein heraus, und nachdem man das Zurückgebliebene wieder nach Nr. 4. getrocknet und gewogen hat, erfährt man, wie viel die ausgeschiedene Kalkerde beträgt. Wenn wir annehmen, daß sie 79 Gran betrüge, so wären in einem Pfunde der ganzen Erdmasse 790 Gran enthalten.

9. Es bleiben also noch 412 Granz zurück, und diese müssen Thon- und Kieselerde sein. Eine genaue Absonderung dieser beiden ist am schwierigsten. Den Sand kann man vom Thone durch sorgfältiges und oft wiederholtes Abschwämmen absondern. Der Sand fällt nämlich zu Boden, wenn es eine Zeit lang gestanden hat; der Thon aber mischt sich mit dem Wasser und läßt sich abgießen. Man wiederholt dieß so oft, bis das Wasser völlig klar bleibt. Wiegt man alsdann den gtrockneten Sand, so weiß man, wie viel Töpferthon abgeschwemmt worden. Behielte man also 211 Gran Sand, so wären in einem Pfunde der ganzen Boden-Masse.

2110 Gr. Sand und 2000 Gr. Töpferthon enthalten.

Ich halte diese Abscheidung in Rücksicht auf den Ackerbau beinahe für hinreichend. Wenigstens wäre schon viel gewonnen, wenn man nur viele Bodenarten auf diese leichte Art untersuchen wollte. Aber völlig genau ist sie nicht. Denn der abgeschwemmte Thon ist bei weitem nicht reine Thonerde, sondern enthält gewöhnlich $\frac{3}{4}$ reine Kieselerde, die mit Thonerde innig vermischt ist. Jenes Verhältniß ist indessen nicht allgemein, und der abgeschwemmte Thon zuweilen mehr alaun- zuweilen mehr kieselerdig.

Will man daher genauer gehen, so muß man die nach Abscheidung des Kalkes zurückgebliebene Erde nach der von Kirwan in der angeführten Schrift, S. 99, Nr. 12. vorgeschriebenen Methode behandeln. Diesen Proceß kann aber nur der unternehmen, welcher in solchen Arbeiten einiger Maßen geübt ist.

Dieses wäre also das Mittel, ohne großen Apparat die vorhandene Erde zu untersuchen, und wir erfahren, wie die einfachen im Erdreiche befindlichen Theile sich gegen einander verhalten. Aber nun sind die Gelehrten wegen der Verbesserung des Erdreichs nicht einig, und der Hr. Leibarzt Thaer führt uns die verschiedenen Meinungen auf, nämlich:

Die

Die erstere, sagt er, behauptet, die verschiedenen Erdarten seien materiell zur Ernährung der Pflanzen erforderlich, indem die Erde nicht nur einen Hauptbestandtheil derselben ausmache, sondern auch jedes Gewächs ein eigenthümliches Verhältniß der Erdarten in sich habe und zu seiner Nahrung und Wachsthum verlange. Jede Frucht erfordere daher eine besondere Mischung des Bodens, worauf sie vorzüglich gedeihe. So viel also jede Frucht von Thon, Kalk und Kieselerde bei sich führe, so viel müsse der Boden, in dem sie vorzüglich gedeihen soll, in sich enthalten. Daher komme es, daß eine Frucht, mehrere Jahre hinter einander auf einem Erdreiche gebaut, das Erdreich erschöpfe und andere wieder darauf fortkommen. Die verschiedenen Arten von Früchten erforderten daher verschiedene Düngearten, die nach den untersuchten erdigen Bestandtheilen der darauf zu erbauenden Früchte auszumitteln wären.

Die zweiten sagen, die Erde wirke bloß als Werkzeug, und sei nur das Medium, wodurch den Wurzeln der Nahrungsstoff zugeführt werde. Der Nahrungsstoff bestehe worin er wolle, so enthalten alle Pflanzen $\frac{3}{4}$ ihres Gewichts an Wasser, und ohne dieses finde keine Vegetation statt. Daher beruhe die Fruchtbarkeit des Erdreichs auf der wasserhaltenden Kraft; zu wenig oder zu viel davon werde der Fruchtbarkeit nachtheilig.

Nun

Nun haben die verschiedenen Erdarten eine verschiedene Kraft, das Wasser in sich aufzunehmen und an sich zu halten, und diese Kraft ist nach Bergmanns schönen Versuchen ziemlich genau bestimmt. Nach diesen hielt ein von ihm gefundener fruchtbarer Boden in einer Ebene

4 Theile Töpferthon.
3 Theile gröbeen Kieselsand.
2 Theile Kalk.
1 Theil Bittererde.

Nach des Hrn. Thaers Berichtigung hielt also, wenn man den Thon noch von seiner Kieselerde scheidet, dieser Erdboden

56 Theile Kieselerde.
14 Theile reine Thonerde.
20 Theile Kalkerde.
10 Theile Bittererde.

Nach der angegebenen Kraft, daß

Thonerde $2\frac{1}{2}$ Mal so viel Wasser hält als sie wiegt,
Bittererde $1\frac{1}{2}$ Mal,
Kalkerde $\frac{1}{2}$ Mal,
Kieselerde $\frac{1}{4}$ Mal,

würde dieses Erdreich halten können

14 Theile Thonerde	$2\frac{1}{2}$ Mal	35	Theile	Wasser.
10 Theile Bittererde	$1\frac{1}{2}$ Mal	15	—	—
20 Theile Kalkerde	$\frac{1}{2}$ Mal	10	—	—
56 Theile Kieselerde	$\frac{1}{4}$ Mal	14	—	—
100 Theile Erdboden halten		74	Theile	Wasser.

In

In wie fern nun diese wasserhaltende Kraft in dieser Ebene mit den untern Schichten des Erdlagers in Verbindung gestanden, ist nicht angegeben, würde aber zur Erläuterung und zum Beweis, daß die Fruchtbarkeit in der Mischung der verschiedenen wasserhaltigen Theile dieses Erdreiches bestanden, nothwendig gewesen sein; denn wenn z. B. mehr Wasser aus der obern Luft fällt, und durch Sonne und Wind nicht wieder herausgezogen wird, und ein festes Thonlager das Wasser aufhält, wo dann hin?

Wenn ich mich als ein Landwirth, der nach der Natur handelt, ausdrücken soll, so findet sich, daß der Schöpfer jedes Erdreich so gebildet hat, daß sich die Oberfläche zu den untern Erdlagen so verhält, daß sie bei richtiger Behandlung immer reichlich Früchte tragen kann. Daß durch den Anbau der Gewächse, durch vieles anhaltendes Fruchttragen, das Erdreich so zu sagen ganz seine tragbare Kraft verliert, ist unbezweifelt wahr, denn man kann es so weit bringen, daß Jahre erfordert werden, ehe einmal wieder Gras wächset. So weit muß es also der Landwirth nicht kommen lassen, sondern durch die in Händen habenden Hülfsmittel den Verlust wieder ersetzen. Wenn ich also fruchtbares Erdreich habe, und Anwendung von der Chemie machen will, so scheide ich selbiges vor und nach dem Fruchttragen, und dieses so lange, bis ich sehe,

daß

daß diese Fruchtbarkeit abnimmt. Alsdann sehe ich meine Bemerkungen nach, was jedes Jahr und jede Frucht gezogen hat; darnach kann ich denn in der Folge meinem Erdreiche zu Hülfe kommen, es einrichten und die dazu nothwendigen Düngemittel anwenden. Die Bereitung des obern Erdreichs kann also weiter nicht anwendbar sein, als daß ich selbiges mit fruchtbar machenden Theilen versorge, und, mit deutlichern Worten mich auszudrücken, dünge. Ein Landwirth also, der sich der Chemie als Hülfsmittel bedienen will, muß, wenn er sein Erdreich durch dieselbe genau kennen gelernt hat, diese Kenntniß desselben mit den Erfahrungen, die er oder andere Landwirthe gemacht haben, verbinden, sonst wird ihm dieses Hülfsmittel nicht nützlich, sondern sogar oft schädlich sein. Denn wir wollen annehmen, er bereite sich die schönste Gartenerde, welche als die vollkommenste, die wir haben, angenommen werden muß, so würden die Getreidefrüchte die ersten Jahre schlecht in derselben gerathen. Er müßte also nach Reichards System die Gartenwirthschaft einführen, und wie lange werden wir noch warten müssen, bis große Fluhren so weit zu bringen sind!

Hieraus wird man den wahren Werth der Chemie gewiß deutlich einsehen und berechnen können. Die Natur läßt sich nie in Sprüngen forthelfen, sondern man muß sie belauschen und ihrem soliden

Gange

Gange folgen, wobei wir denn endlich auch zum Ziele kommen, wenn wir bei Aufmerksamkeit und Fleiß beharren. Derselben Meinung ist auch Hr. Thaer, wenn er S. 116 sagt: Die wasserhaltende Kraft also ist, meiner Ueberzeugung nach, zwar nicht ganz das Einzige, worauf es bei dem Verhältnisse der Erdarten im Boden ankommt, aber doch das Vornehmste. Nach der Tiefe der Krume, dem Untergrunde, der ebenen oder abhängigen Lage, dem Himmelsstriche, wohin sich der Abhang neiget, dem Klima und der Höhe des Ackers gegen die umliegende Gegend, und besonders gegen den Spiegel des benachbarten Flusses, wird der fruchtbarere Boden sehr verschieden in seiner Mischung sein müssen. Daher erfordern diese Umstände bei der Beurtheilung des Bodens unsere besondere Aufmerksamkeit.

Dieses wird wahrscheinlich hinreichend sein, um die Nützlichkeit der chemischen Versuche zu beweisen, und die Liebhaber der Landwirthschaft zu bewegen, mit denselben auch das Emporbringen derselben zu bewirken. Zugleich wird es aber auch Jene, die uns so außerordentliche Vortheile davon vorspiegeln, überzeugen, daß wir noch weit entfernt sind von dem Ziele, das sie uns vorhalten, und daß man die Natur nicht mit Gewalt zwingen könne.

Die Chemie gewährt uns aber den vorzüglichen Vortheil, daß wir, wenn wir wissen, welches Erdreich

eine Pflanze liebt, in ein paar Stunden uns überzeugen können, ob wir selbige mit Nutzen auf einen solchen Boden säen können, oder nicht. Wir dürfen nicht unnütze Versuche auf solchem Erdreiche machen, wie es meinem Vater mit der Gerste ging, wo er 14 Jahre fortfuhr Gerste zu säen, und kein Jahr reichlich erntete, so viel Fleiß, Mühe und Kosten er auch daran wandte, wogegen der Pachter, welcher Hafer säete, ohne Kosten die schönsten und besten Ernten bekam. Marshall sagt von der Esparsette, daß man sich in wenigen Tagen vom Boden überzeugen könne, ob er solche tragen werde, oder nicht. Ich sage dieses von allen Früchten. Jeder darf nur nach der angegebenen leichten Methode ein Feld untersuchen, ob es so ist, wie dasjenige, auf welchem eine Frucht vortrefflich gedeihet. Ist dieses, so kann er mit Sicherheit auf gute Ernten rechnen. Im Gegentheil muß er überlegen und untersuchen, ob er mit seinen Kräften das Fehlende hinzuthun kann. Unser Erdreich läßt sich einen Zusatz von Kalk, wenn er sehr schwach ist, gefallen. Beträgt dieser aber mehr als die Stärke eines Reifen, so hat man gewiß Nachtheil, und wird er schon einen Viertelzoll stark, so vergehen viele Jahre, ehe man wieder etwas erbaut, so innig man denselben auch mit dem Erdboden zu vermischen sich befleißiget. Dagegen, wenn man Seifensiederausschlag noch so stark aufstreut, so wachsen

die Früchte herrlich, ohne den vielen Kalk, der aber ausgelaugt ist, zu achten.

Das hier Gesagte wird hinlänglich sein, den denkenden Landwirth auf den Weg zu leiten, den er zu betreten hat, und ihn in den Stand setzen, von dem Gegenstande dieser Abhandlung eine richtige Anwendung zu machen.

II.

Recensionen.

a. Anweisung über die Nachtigallen (,) oder was bei dem Fangen, beim Zahmmachen; in der Heckzeit, beim Auffüttern der Jungen, beim Abrichten und bei den Krankheiten derselben zu beobachten ist; nebst den Ursachen der letztern, und wie sie am besten geheilt werden können. Zweite verbesserte Auflage. Braunschweig, bei Schröder. 1803. 31 S. med. 8. (4 Gr.)

Die erste Auflage ist Recens. nicht zu Gesichte gekommen und auch in den Oekonomischen Heften nicht recensirt worden. Er kann also bei dieser

zwei-

zweiten Auflage nicht sagen, ob sie mit Recht eine verbesserte genannt werden kann. Inzwischen ist die Abhandlung selbst gut, und Recens. hat nichts bemerkt, dem er seinen Beifall versagen müßte. Diese zweite Auflage beweist auch schon einiger Maßen die Güte dieses Büchelchens.

In der Einleitung oder Vorrede (sie hat keine Ueberschrift) sagt der ungenannte Verf.: „Das, was der stolze Adler bei den Raubvögeln ist, das ist die kleine Nachtigall bei den Singvögeln, nämlich — ihr König! Wo gibt es wohl einen Vogel, der das vollendete Reitzende in seinem Gesange so schön vereinigt, als sie! Schon im grauesten Alterthume begeisterte ihr Gesang die berühmtesten Dichter, und neidisch darauf, daß dieser nicht zu erreichen, noch nachzuahmen sei, versuchten die besten Tonkünstler schon längst vergebens *) ihre Kunst! Harmonischer, reitzender und schöner als der Philomele

*) — gewiß; aber mit dem Munde, in dem eine kleine Maschine (Pfeife) angebracht war, hörte Recens. einst einen angeblichen Wirtemberger zur Harfe so natürlich die Nachtigall schlagen, daß man glaubte, man höre eine wirkliche. Der Schlag selbst war ohne Instrument sehr stark; aber der Ton der Harfe milderte den starken Schlag, und man wurde Anfangs wirklich getäuscht, ob nicht eine natürliche Nachtigall denselben Schlag hervorbringe.

lomele Gesang, gibt es für das Ohr des innigen Verehrers der ungekünstelten Natur nichts mehr u. s. w."

Das Büchelchen selbst handelt ohne Kapitel, §§., oder Zahlen, 1) vom Fangen, 2) Zahmmachen, 3) der Heckzeit, 4) dem Auffüttern der Jungen, 5) Abrichten und 6) den Krankheiten. Was Recens. hier noch gewünscht hätte, wäre, daß die verschiedenen Namen in den ausgestorbenen und lebenden Sprachen angeführt worden wären *).

b. Voll-

*) Die Nachtigall heißt:
Holländisch: Nagtegal, Nachtegael.
Dänisch: Nattergal.
Isländisch: Naeturgale, Fagurgale, Solskrykia.
Schwedisch: Näcktergal.
Englisch: the Nightingale.
Angels. Nactegale, Nihtegale, Hearpene, Frock.
Welsch. Eos.
Französisch: le Rossignol (weibl. Rossignolette).
Provence: Roussigneau.
B. Bret. Eaustic.
Italienisch: Il Russignolo, Usignuolo, Uscignuolo.
Sardin. Russignolu.
Kirchenst. Passarillanti.
Spanisch: el Ruiseñor.
Portugiesisch: o Roussino!, Rouxinol, Roxinol.

Ruſ-

b. Vollständiger Unterricht, wie Nachtigallen, Kanarienvögel, Finken, Lerchen, Gimpel, Zeisige, Stieglitze, Meisen, Rothkehlchen und Tauben zu fangen, zu warten, vor Krankheiten zu bewahren, und von denselben zu heilen sind. Nebst einer kurzen Naturgeschichte dieser Vögel. Von Franz Anton Mayer. Mit einer illum. Kupf. Wien, 1803. bei Anton Doll. 110 S. med. 8. (10 Gr.)

Kaum konnte Recens. seinen Augen trauen, als er hier in der Beschreibung der Nachtigall, nur

J 2 mit

Russisch: Solowei.
Polnisch: Słowik.
Böhmisch: Slawjk, Slawjček.
Serbisch: Sslawik.
Slavisch: Slavulj, Slavak.
Illyrisch: Slawui.
Krainisch: Slauz.
Wallachisch: Privegitoarea.
Epirotisch: Bilbil.
Ungarisch: Fülemile, Fülemiletske.
Lettisch: Lagsdigalla.
Ehstnisch: Oepix, Oepitk.
Armenisch: Bulbul.
Tatarisch: Sandowar.
Lateinisch: Luſcinia, Philomela.
System. Linn. Motacilla luſcinia.
Griechisch: Aidon, Aido, Philomeli.
Hebräisch: Suhm, Sihm. d. Red.

mit wenigen unbedeutenden Veränderungen, obige Abhandlung beinahe wörtlich ausgeschrieben fand, ohne daß Mayer auch nur das Mindeste davon berührt hätte. Folgende Stellen mögen die Leser der Oekonom. Hefte davon überzeugen. „Die Nachtigall,“ so fängt die kurze Naturgeschichte S. 6 an, „ist unstreitig der König unter den Singvögeln, denn es gibt keinen Vogel, der das vollendete Reitzende in seinem Gesange so schön vereint, wie sie. Schon im grauesten Alterthume begeisterte ihr Gesang die berühmtesten Dichter, und vergebens bemühte man sich bis jetzt, ihre Kunst auf irgend einem Instrumente gänzlich nachzuahmen.“

Da diese Stelle oben aus der Braunschweiger 2. Ausgabe angeführt worden ist, so kann sie desto leichter mit dieser verglichen werden. Da nun beide, die Braunschweiger 2. Aufl. und die Wiener von Mayer in einem Jahre herausgekommen sind, so muß Mayer die 1. Braunschweiger Ausgabe ausgeschrieben haben. Nur noch ein recht auffallendes Beispiel davon:

Braunschw. 2. A.	Wiener A. v. M.
S. 3. Wo die Nachtigallen im Winter ihren Aufenthalt wählen, das war lange Zeit ein unauflös-	S. 7. Wo die Nachtigallen im Winter ihren Aufenthalt wählen, dieß war lange Zeit ein Räth-

lösliches Räthsel; doch ist es jetzt völlig gehoben *), weil man nun gewiß weiß, daß sie sich alsdann in den Höhlen und Ritzen der Berge und Hügel, oder am Grunde des Geröhrichts der Seen und andern ihnen bequemen Orten verbergen, die sie auf ihrem Zug antreffen.	Räthsel, doch weiß man jetzt gewiß, daß sie sich alsdann in den Höhlen und Ritzen der Berge und Hügel, oder im Grunde des Geröhrichts der Seen verbergen.

Daraus ergibt sich wohl von selbst, daß Mayer die Braunschweiger Ausgabe abgeschrieben habe. Was brauchen wir weiter Zeugniß? Und nun läßt sich auf den Gehalt der übrigen also schließen: „Wahrscheinlich hat Mayer auch bei den übrigen Vögeln andere Schriften gebraucht und sie ausgeschrieben" — und dann wäre die Recension kurz diese: Dieses Büchelchen ist wahre Kompilation aus andern Schriften.

Das Kupfer stellt 1) die Nachtigall, 2) den Kanarien-Vogel, und 3) den Gimpel ziemlich treu vor.

*) Das ist nicht Teutsch; ein Räthsel wird nicht gehoben, sondern aufgelöst; aber Zweifel werden gehoben.

---

c. Die

c. Die Wetterpropheten im Thierreich. Oder Musterung aller derjenigen Thiere, die eine Witterungsveränderung anzeigen (,) oder anzeigen sollen. Von Wilh. Christian Orphal. Leipzig, bei Paul Gotthelf Kummer 1805. 17½ S. 8. Nebst 3 S. Register und VIII S. Titel und Vorrede. (18 Gr.)

Ehe Hr. O. die Musterung selbst S. 11 anfängt, sagt er zuvor Einiges von den alten Bauernregeln, die bisher die Witterungskunde des gemeinen Mannes ausmachten.

S. 5 heißt es: Eben so lächerlich ist auch der Glaube an die Wetterprophezeiungen des hundertjährigen Kalenders. Dieser Kalender fängt bekanntlich das Jahr mit dem Monat Mai an, und es trifft folglich kein einziger von unsern Monaten zu.

Dann redet er S. 6 von der Witterungskunde oder Meteorologie überhaupt, und S. 8 von der Wirkung der Witterungsveränderungen auf Thiere überhaupt.

S. 7 sagt er: Wir finden in allen drei Reichen der Natur Gegenstände genug, die uns zu Wetterpropheten dienen können u. s. w.

1) Leblose mineralische Körper — Quecksilber in gefüllten Wettergläsern.

2) Pflan-

2) Pflanzen, z. B. a) Vogelmeier, Hühnerdarm [Alsine medica], (welche schon ein Herr Queck im R. Anz. wahrscheinlich aus Mosers Garten-Produkte angeführt hat); b) die Afrikanische Ringelblume (Ebenders.). Davon will Hr. O. aber nicht reden, sondern u. s. w. vom Thierreich.

Er theilt die Thiere ein: I. In Säugthiere. II. In Vögel. III. Amphibien. IV. Fische. V. Insekten. VI. Würmer.

Von I. sind 20 angeführt, von denen nur 4 als untrügliche Wetterpropheten gelten, nämlich der Maulwurf, die Wasserratte, der Hase und der Esel. Von II. sieben und dreißig, davon sind nach den aufgestellten Regeln und nach Os. Bemerkungen die besten und untrüglichsten vierzehn, die Gabelweihe, der Uhu, der kleine Kautz, der Grünspecht, die wilde Gans (auch im Sommer? d. Rec.), die zahme Ente, die Rohrdommel (ist diese in ganz Teutschland? d. Rec.), der Pfau, die Feldtaube, die Holztaube, der Zaunkönig, die Rauchschwalbe, die Meerschwalbe und die Mauerschwalbe. Von III. sieben, darunter sind die besten Wetterpropheten: die Kröte, die grüne Eidechse, die Wasserschlange, die Blindschleiche. Von IV. nur einer, der Wetterfisch, welcher ein sicherer Wetterprophet ist. Von V. zwanzig,

zig, von denen sieben, nämlich der Roßkäfer, der Brachkäfer, der Hornschröter, die Biene, die Ameise, die Schmeißfliege, die Spinne *), die besten Wetterpropheten sind. Von VI drei, und darunter ist der Blutigel der beste Wetterprophet.

Nun folgt die Zusammenstellung derjenigen Regeln, die in dieser Musterung als richtig bemerkt worden sind u. s. w., S. 163, deren 35 sind.

Ein drei Seiten langes Register der enthaltenen Thiere beschließt das Buch.

*) Bekanntlich hat der Franzos Quatremere Disjonval die Spinne zuerst als untrügliche Wetterprophetin bekannt gemacht, und dadurch seine Befreiung aus dem Kerker bewirkt. Von ihm sagt Hr. O. in der Note S. 140: In Quatr. Werk selbst finden sich die unglaublichsten Behauptungen, die Niemand, der in der Natur bewandert ist, glauben wird. — Und im Texte sagt er: Ob ich nun gleich selbst die Spinnen als die besten und fast untrügligen Wetterpropheten, wenigstens in gewisser Rücksicht gefunden habe, so muß ich dennoch mit Ueberzeugung behaupten, daß Quatremere in seiner Lobeserhebung über die Spinnen als Wetterpropheten zu weit gegangen ist. — Eine Bemerkung, die schon Mehrere, und Recens. selbst gemacht hat.

---

d. Geschichte der Einführung der feinwolligen spanischen Schaafe in die verschiedenen europäischen Länder und auf dem Vorgebürge der guten Hofnung; ihres gegenwärtigen Zustandes, ihrer Anzahl, der verschiedenen Methoden, sie zu erziehen, und der Vortheile, welche sie der Landwirthschaft und dem Handel gewähren. Von C. R. Lasteyrie. Aus dem Französ. übersetzt und mit Anmerkungen begleitet von Friedrich, Herzog zu Schleßwig-Holstein-Beck. Erster Theil. Leipzig, bei Fleischer d. Jüng. 1804. 230 S. ohne XIV S. Titel, Vorr. und Inhalt. (1 Rthlr. 6 Gr).

Eine seltene Erscheinug, daß ein Teutscher Fürst, wo nicht als Schriftsteller, doch als Uebersezzer einer Französischen Schrift auftritt, und zwar in einem Fache, wo man es am wenigsten erwartet, in der Oekonomie. Zwar war sie, die Oekonomie, bei den alten Römern gar sehr geschätzt *), und man holte vom Pfluge die Feldherren. Aber in den neuern

*) „Wenn man Jemand als einen braven, rechtschaffenen Mann loben wollte, so nannte man ihn einen guten Bauersmann, einen guten Oekonomen; und der war hoch gepriesen, dem man dieses Lob gab."
M. Porcius Cato.

neuern Zeiten hat man sie nicht mehr so geachtet, wenn man auch nicht mit einem verächtlichen Blicke auf sie herabgesehen haben sollte. Desto rühmlicher ist es, wenn in unsern aufgeklärten Zeiten selbst Fürsten die Oekonomie wieder lieb gewinnen. Was kann sich dieselbe für die Zukunft versprechen!

Diese Uebersetzung haben Se. Durchl. dem Freiherrn S. von Richthofen u. s. w., seinem verehrten Freunde und Schwiegersohne, zugeeignet, der eben so sehr ein Liebhaber der veredelten Schafzucht ist.

In der Vorrede geben Se. Durchl. Nachricht von der Entstehung dieses Buchs, daß nämlich der Verf. nicht für sich, sondern im Auftrag der Regierung diese Reise übernommen habe. Man wollte in Frankreich zu einer Gewißheit kommen, ob die Spanischen feinwolligen Schafe sich in den Ländern, wohin man sie seit beinahe einem Jahrhundert, oder später, gebracht hatte, in ihrer ursprünglichen Schönheit erhalten hätten.

Der Inhalt dieses Buchs ist für Staats- und Landwirthe wichtig, aber auch lehrreich und unterhaltend. Dieser erste Theil enthält: 1. Kap. Allgemeine Uebersicht der Nationalisirung der Merinos, S. 3—10. 2. Kap. Schweden, S. 11—27. 3. Kap. Die Dänischen Staaten, S. 28—37. 4. Kap. Sachsen, S. 38—48. 5. Kap. Die

Die Preußischen Staaten, S. 49 — 58. 6. Kap. Die Oestreichischen Staaten und andere Gegenden Teutschlands, S. 59 — 65. 7. Kap. Frankreich, S. 66 — 157. 8. Kap. Holland, S. 158 — 164. 9. Kap. Das Vorgebirge der guten Hoffnung, S. 165 — 169. 10. Kap. Italien, S. 170 — 185. 11. Kap. Großbritannien, S, 186 — 230,

Die Ordnung der Kapitel ist beinahe chronologisch eingerichtet, das heißt: wenn die Spanischen Schafe in den genannten Ländern eingeführt worden sind, nämlich in Schweden zuerst, 1715 durch Alströmer; Dänische Staaten 1775; Sachsen 1768. Sachsen, sagt der Verf. S. 46, besitzt unter 1,600,000 Schafen aller Art, in diesem Augenblick 90,000 Stück rein Spanischer und völlig veredelter Racen. Wozu Se. Durchl. die Anmerk. machen, daß jetzt (1804) wohl 100,000 anzutreffen wären. — Preußen. 1786 ließ Friedrich der Große 100 Böcke und 200 Mutterschafe aus Spanien kommen. In Oestreich wurde 1788 eine Schäferschule errichtet, und waren damals schon Spanische Schafe da, und 1790 kam die andere Heerde an. — Frankreich 1721. 1752. — Italien? — Großbritannien 1790. — Das Vorgebirge der Guten Hoffnung 1782.

Nur noch einige Bemerkungen über die angebrachten Noten. S. 81 sagen Se. Durchl. „Aus eige-

eigener Erfahrung kann ich dieses auch bezeugen. Will man aber gute Wolle von Landschafen, und so viel als möglich haben, so muß man auch diese gut füttern, und sie nicht den Winter hindurch bald verhungern lassen, so daß sie die Hälfte Wolle verlieren, welches gewöhnlich Folge des Hungers ist, obgleich wenig Landwirthe, und noch weniger die unwissenden Schäfer dieses glauben, oder eingestehen wollen." Der Ausdruck: verlieren, ist doppelsinnig; entweder sie verlieren die Hälfte Wolle auf dem Rücken — dieß kommt nicht von dem schlechten Futter her, sondern vielmehr von einer Krankheit — oder sie verlieren überhaupt die Hälfte Wolle. Diesen Sinn mag der fürstliche Uebersezzer untergelegt haben. Recens. zweifelt aber gar sehr daran, daß beinahe die Hälfte Wolle verloren gehen soll, und behauptet, daß, wenn das Futter theuer ist, sich auch gar leicht die Schafe verfressen.

S. 178 kommt ein Mandria de Chivas vor, das weder im Büsching noch auf andern sehr guten Karten steht. Se. Durchl. halten dafür, daß es nahe bei Turin liegen müsse. Vielleicht klären die S. 185 stehenden Worte etwas auf: „Besonders, wenn die Ausführung des dem General-Administrator von Seiten der Schäfergesellschaft zu Mandria vorgelegten Projekts, eine feine Tuch-

Manu-

Manufaktur im Bezirk von Socco anzulegen, zu Stande kommt."

Recens. hat das Französische Original nicht bei der Hand, um es mit dieser Uebersetzung zu vergleichen, versichert aber, daß sie sich gut lesen lasse; nur hat er S. 10 und S. 27 in der Note den Ausdruck: „superfeinsten Spanischen Racen" gefunden, welcher eben so gut Teutsch durch: allerfeinsten, hätte gegeben werden können.

Der zweite Theil wird noch weit vorzüglicher werden, da er die Resultate Sr. Durchl. selbst über diesen wichtigen Punkt enthalten wird. Recens. sieht ihm mit Sehnsucht entgegen.

---

e. Holzcultur durch Erfahrung erprobt nach Auswahl der vorzüglichsten Nutzhölzer. Nebst Anhang einer kleinen Denkschrift über den Safthieb der Laubhölzer für alle Forstmänner und Waldbesitzer, von Wilh. Heinr. Käpler, Herz. S. Weimar. und Eisenachischer Wildmeister zu Ostheim u. s. w. Leipz. 1803. bei Joh. Ambr. Barth. 1. Bdchen. Das 2. Bändchen hat folgenden Titel: Die Holzcultur durch Erfahrung erprobt, oder die Vortheile des Schlagholzbe-

holzbetriebs verglichen mit dem Hochwaldsbe- trieb (,) als Resultat vieljähriger Erfahrungen bei dem Ostheimer und Melperser Revier von u. s. w. Leipz. 1805. Ebendas. 86 S. kl. 8. Jenes 105 S. mit gröberer Schrift.

Das erste Bändchen hat also einen doppelten Inhalt, wie der Titel selbst sagt. Der erste Ab- schnitt handelt in acht Kapiteln bis S. 61 von den laubtragenden Waldbäumen, nach Auswahl der vorzüglichsten Nutzhölzer, als der Eiche (Kap. 1.), Rothbuche (Kap. 2.), Weißbuche (Kap. 3.), Ahorn (Kap. 4.), Esche (Kap. 5.), Ulme (Kap. 6.), Erle (Kap. 7.), Birke (Kap. 8.), so wie der zweite von der Weiß- und Edeltanne (Kap. 1.), Fichte oder Rothtanne (Kap. 2.), Kiefer, oder Kienbaum (Kap. 3.), Lerchenbaum (Kap. 4.). Hier redet Hr. W. K. von dem Samen dieser Bäume, wenn er gesammelt und gesäet werden muß; von der verschiedenen Art der Fortpflanzung, auch der Zeit der Versetzung. Recens. hat darin aber gar nichts Neues gefunden, als ungefähr man- chen Provinzialnamen dieser Bäume, den er vor- her nicht kannte; denn Hr. W. K. führt die No- menklatur dieser Bäume in den Noten an. Der Hr. Verf. scheint diese 88 S. ohne VI. S. Vorr. und 6 S. Einleitung bloß um des andern Inhals — der kleinen Denkschrift über den Safthieb der

Laub-

Laubhölzer — geschrieben zu haben. Denn nicht nur Hr. W., sondern auch sein verstorbener Vater, wenn sich Recens. anders recht erinnert, hat von dem Safthiebe des Laubholzes geschrieben, und ist auch eine Schrift desselben oben recensirt worden. Wozu also hier noch ein Mal? Nur um Etwas geschrieben zu haben? oder weil der Safthieb neue Empfehlung bedarf? Dieß will Recens. nicht glauben. Wenn aber der Herr W. S. 92 schreibt: „Rechne ich nun, daß zu dem Abtrieb als Hochwald der Verfluß eines Zeitraums von 120 Jahr (en) nöthig ist, so folgt daraus, daß bis zu jener Zeit (indem ich das Schlagholz indessen vier Mal hätte abtreiben können) ein Acker, wenn ich auch nur um der Zuverlässigkeit willen 12 Klafter und 8 Schock Reisig rechne, 48 Klafter und 32 Schock Reisig abwerfen müßte —" so bemerkt Recens. dabei, daß in seiner Gegend zum Laubholz nur 15 bis 18 Jahre erforderlich sind; daß aber alsdann mehr Reisig abfällt, als hier, und daß die ältern Stämme nicht so gern und leicht ausschlagen, als wenn sie jung gehauen werden.

In dem zweiten Bändchen ist mehr Neues enthalten. Hier macht uns Hr. W. K. mit den verschiedenen Holzarten zweier seiner Reviere bekannt; gibt Tabellen, worin er zeigt, daß sich der Ertrag des Ostheimer Reviers sowohl an Geld als Holz in 9 Jahren (1795 bis 1803) gegen ältere 9 Jahre

(1766

(1766 bis 1774) um 772 Klafter und 113 Schock Reisig, und also an Geld um 3615 Rthlr. 2 11/15 Pf. verbessert habe — nämlich durch den Safthieb *). S. 56. 62. 63. 64. fertigt er Hrn. Laurop, der jetzt in Meiningen als Oberforstamts-Sekretair angestellt ist, ab, weil er den Nutzen des Safthiebes nicht eingestehen will. §. 111. 113, S. 66 f. gibt Hr. W. K. fernere Nachricht von dem raschen Wuchs seiner Hölzer, die er im 1., 4., 10. und 18. Jahre gemessen hat, und diese Messungen an verschiedenen Laubhölzern beibringt. § 115, S. 69, findet man eine Tabelle von dem jährlichen Wachsthum bis ins 18. Jahr von 15 Laubhölzern. Ganz richtig sagt Hr. W. K. S. 77, §. 130: „Das Lokale also, wie auch die Größe und der Bestand der Reviere, kann verursachen, daß dem Hochwaldsbetrieb der Vorzug vor dem Schlagholzbetrieb eingeräumt werden muß, wie im Gegentheil der letztere sein Vorrecht gegen jenen behaupten wird, wo kleine Reviere mit vermischtem Bestand sich vorfinden, und ersterer ohne Nachtheil der Kasse und des Publikums nicht eingeführt werden kann.

*) Ist das Holz nicht auch theurer geworden?
d. Recens.

---

f. Die

f. Die Fleischökonomie, oder vollständiger Unterricht (,) das Rind-, Schweine-, Schaf-, Ziegen- und Federvieh, wie auch Fische zu mästen, ihr Fleisch einzusalzen, einzupökeln, einzubeitzen, zu mariniren, Würste daraus zu machen, und so wohl bei gewöhnlichem (,) als auch bei Torf- und Steinkohlenrauch zu räuchern, und nach diesem gehörig aufzubewahren. Von Philipp Franz Breitenbach, Königl. Preuß. Senatoren und Marktherrn zu Erfurt u. s. w. Erster Theil. Weimar, 1805. bei den Gebrüdern Gädicke. 392 S. ohne 12 S. Inhalt, 16 S. Einleitung und 2 S. Vorrede.

In der Vorrede sagt Hr. Br., daß der Beifall, den ihm das Teutsche ökonomische Publikum über seine bisherigen (zusammengestoppelten) Schriften zuwinkte, so wie auch die günstigen Recensionen derselben in den ersten kritischen Blättern (darauf ist nicht alle Mal zu bauen), die öftern Aufforderungen seiner Verleger, und der Gedanke, wieder etwas Gutes zu stiften, die Triebfedern vorliegender Arbeit gewesen seien. Dem sei, wie ihm wolle, so kann auf der einen Seite Recens. Hrn. Br. nicht loben, so wie er ihn auf der andern Seite nicht tadeln kann. Er kann ihn nicht tadeln, sondern

lobt ihn, daß er sich die Mühe gegeben, das in so vielen Schriften hierher gehörige, oder Zerstreute, zu sammeln, in Ordnung zu bringen, und gleichsam etwas Ganzes zu liefern. Aber loben kann Recens. den Hrn. Verf. deßwegen nicht, weil das Buch weit mehr, und nicht hierher Gehöriges, enthält, als der Titel angibt. Wer erwartet in einer Fleischökonomie eine weitläuftige Beschreibung des Rind-, Schaf- und Federvieh-Stalles, Stallung, Taubenräder und Taubenkobel, der Taubenkästen, Taubenhöhlen und der Taubenschläge? Und doch findet man das alles hier. Soll es aber hierher gehören, wiewohl Recens. dieß nicht einsieht, so ließen sich noch hier und da manche Erweiterungen machen, wovon auch Einiges unten vorkommen wird.

Die Einleitung beantwortet die Frage: Ist das Hausschlachten (nämlich bei dem Bürger) nützlich oder schädlich? und behauptet, daß es schädlich sei; irrt aber darin, daß ihn das Pfund Fleisch eben nicht viel wohlfeiler zu stehen komme, als wenn er es vom Metzger kaufe; da es Beispiele gibt, daß man öfters das Pfund um die Hälfte wohlfeiler bekommt. — Für den Landmann aber empfiehlt er das Hausschlachten, wegen der vielen Unbequemlichkeiten, in die Stadt zu schicken und Fleisch holen zu lassen, z. B. 1) der Fleischer gibt das Fleisch theuerer, oder 2) die Dienstboten schlagen etwas darauf, oder 3) man bekommt

das

das Stück Fleisch nicht, das man wünscht. Dazu hätte er noch setzen sollen: „und bekommt weniger am Gewicht.“ So ist z. B. im Coburgischen 34 Loth Nürnb. Gewicht 1 Pfund Fleischgewicht; das bekommt man aber selten, obgleich ein eisernes Gewicht 34 Loth schwer in der Wagschale liegt; in der Kette der andern steckt ein Holz von 2 Loth — und man bekommt nur 32 Loth statt 34. Und dieses soll sogar in Coburg selbst sein. Recens. hatte folgenden Fall: Er ließ aus einer benachbarten Stadt durch eine sichere, rechtschaffene Person Fleisch mitbringen; es fehlten an jedem Pfunde 2 Loth, weßwegen der Metzger zur Rede gesetzt wurde. Dieser läugnete Anfangs, daß er Fleisch an Recens. gegeben habe; da ihm aber alle Ausflüchte benommen waren, so sagte er ferner, er habe gewiß sein Fleisch ordentlich gewogen und ordentlich gegeben, und die Einkäuferin müsse es entwendet haben. Da man ihre anerkannte Rechtschaffenheit vorbrachte, so wollte er dennoch auf seinem Sinn bleiben, Recens. antwortete aber, daß es doch sonderbar sei, daß gerade an jedem Pfund 2 Loth fehlten, als wie schwer das Holz in der Kette der andern Wagschale sei — der Metzger erschrak — und versprach Besserung. — S. 12, §. 8. berechnet Hr. Br. den Schaden zu hoch, den der Bürger vom Hausschlachten habe; wahr aber ist es, wenn er S. 13 am Ende des 9. §. sagt: Es geht also bei

jeder Mahlzeit noch ein Mal so viel Fleisch auf, als sonst, wenn er es beim Fleischer geholt hätte. S. 40 behauptet Hr. Br. mit Recht, daß aus den Ringen an den Hörnern des Rindviehes das Alter nicht zu bestimmen sei, wie Recens. schon in einem Jahrgange der Oekonom. Hefte angeführt hat. S. 65, §. 37. sagt der Hr. Verf.: „Der Herr Pfarrer Meyer in Kupferzell berichtet, daß ins Hohenlohische durch ähnliches Mästen jährlich über $1\frac{1}{2}$ Millionen (Ochsen) gebracht würden." Diese kommen aus dem Bambergischen und Coburgischen u. s. w. dahin, bleiben aber nicht da, sondern werden nach Frankreich gebracht und mit Laubthalern bezahlt. Daher die Menge Laubthaler in Teutschland. S. 129, §. 93. redet Hr. Br. von dem Mästen des Schafviehes auf der Weide, und schreibt: „So hat z. B. das Fleisch des bei Heiligenstadt auf die Weide gegangenen Viehes einen viel bessern, ja, wenn ich mich deutlich ausdrücken soll, einen gewürzhaftern Geschmack, als das hiesige, ungeachtet das Erfurter Schöpsenfleisch weit und breit berühmt ist, welches daraus erhellet, indem jährlich viele hundert Schöpsenkeulen nach Berlin u. s. w. versendet werden." Hier möchte Recens. fragen, wie hoch eine Schöpsenkeule in Berlin zu stehen komme, und bemerken, daß viele fette Hammel aus dem Coburgischen an Erfurtische Metzger verkauft werden, welche dann für Erfurter passiren.

Wenn

Wenn Hr. Br. S. 130 sagt: Uebrigens muß ich noch bemerken, wie fast in allen Gegenden der Stechhaufen (Stichhaufen) des Abends nach Hause getrieben wird; so ist es im Coburgischen, Hildburghäusischen und Meiningischen nicht so, und doch sind die Hammel fett. S. 161 äußert Hr. Br. gegen das Ueberstreichen der Ziegel mit Mauerkalk, daß er leicht abfalle, und irrt darin gar sehr; funfzig und hundert Jahre dauert so ein mit Mauerkalk eingelegtes Ziegeldach. §. 128. S. 166, führt er 1) die strohernen, 2) hölzernen, 3) irdenen und 4) steinernen Taubennester an; er scheint keine andern zu kennen. Recens. will also seine Behandlung hier mittheilen, wodurch alle diese Nester entbehrlich werden. Zwischen den zwei Sparren, dem Bühn gleich, nagelt er auf beiden Seiten zwei Hölzer, worauf ein Bret, so breit, wie der Sparren ist, zu liegen kommt, und so bei allen Sparren; dann wird ein Bühn vorgenagelt, und auf diesen Betern brüten die Tauben gern; die Breter selbst sind leicht zu reinigen.

Recens. hatte noch mehreres angestrichen, um es anzuführen; er muß aber hier abbrechen, weil er noch Einiges aus dem Inhalt anführen will. Dieser ist: Einleitung, S. 1 — 16. Erster Abschn. Von dem Mästen des Rind-, Schweine-, Schaf-, Ziegen- und Federviehes, wie auch der Fische. 1. Kap. Vom Mästen des Rindviehes.

2. Kap.

2. Kap. Vom Mästen der Schweine. 3. Kap. Vom Mästen der Schafe. 4. Kap. Vom Mästen der Ziegen. 5. Kap. Vom Mästen des ökonomischen Flügelwerks. 6. Kap. Regeln, welche beim Mästen der Fische zu beobachten sind. Zweiter Abschnitt. Vom Abschlachten des Rind-, Schweine-, Schaf-, Ziegen- und Federviehes und der Fische, nebst einigen dabei nöthigen Bemerkungen. 1. Kap. Vom Abschlachten des Rindviehes (und so die Kap. wie oben). 6. Kap. Vom Abstechen (kann auch recht gut Abschlachten heißen) der Fische. Dritter Abschnitt. 1. Kap. Vom Einsalzen, Einpökeln und Einbeitzen des Fleisches vom Rindviehe (und so die übrigen Kapitel wie oben, nur daß das 6. Kap. von den Fischen fehlt). Zwischen jedem Kapitel sind kleinere Abtheilungen, z. B. 1. Kap. Vom Mästen des Rindviehes. Die Vortheile, welche aus der Viehmast entspringen, S. 17. 18. Will man vom Mästen des Viehes den gehörigen Nutzen ziehen, so muß man auf gesunde Stallung sehen. Es werden daher 1) die Fehler, welche man in den meisten Ställen findet, angegeben, S. 19. 20, und 2) die Regeln, welche man bei Erbauung eines gesunden Rindvieh-Maststalles zu beobachten hat, mitgetheilt, S. 21 — 32 u. s. w. wodurch Recens. Eingangs angeführter Tadel gerechtfertigt wird.

---

g. Ver

g, Versuch einer Beantwortung der von der Kursächsischen Leipziger ökonomischen Societät aufgegebenen Frage: „Welches sind die besten Ermunterungsmittel zur Aufnahme des Ackerbaues?" Eine im Jahr 1804 gekrönte (,) nunmehr mit vorzüglicher Rücksicht auf die ökonomische Litteratur ganz neu bearbeitete und sehr vermehrte Preisschrift (.) Nebst einer gleichfalls neuen Einleitung (,) welche den großen Werth und die Nothwendigkeit der Beförderung der Landwirthschaft zur Abwendung der drückenden Theurung und des daraus entstehenden Elends, wie auch das Verhältniß des Ackerbaues zur Fabrikation und zum Handel historisch und politisch darstellt (;) für Staatswirthe, Oekonomen, Kameralisten und Policei-Beamte (.) Von Dr. Joh. Paul Harl (,) Professor der Philos. und der Kameral-Wissenschaften zu Erlangen. Erlangen, bei Joh. Jak. Palm. 1806. gr. 8. Mit dem Motto aus Auct ad Her. L. III. c. 23. Docet nos ipsa natura, quid oporteat fieri.

Diese Schrift, die viel Gutes, aber auch manche Wiederholung enthält, ist, mit Erlaubniß, Sr. Maj.

Maj. dem König von Preußen Friedrich Wilhelm dedicirt, und hat außer der Vorrede, welche XLIX Seiten beträgt, und mit Cicero's Worten, Orat. I. de lege agraria; Sunt reipublicae vulnera etc. anfängt, noch eine Einleitung von 196 Seiten. Der Plan des Ganzen ist dieser: I. Einleitung. Würdigung der drei großen National-Gewerbe, nämlich des Ackerbaues, der Fabrikation und des Handels. Historische Darstellung der Folgen des Agrikultur-, des Fabriken- und Merkantil-Systems. Nothwendigkeit und Nutzen einer größern und zweckmäßigern Beförderung des Ackerbaues. II. Von den besten Ermunterungsmitteln zur Aufnahme des Ackerbaues. 1. Abth. Von den besten Ermunterungsmitteln zur Aufnahme des Akkerbaues überhaupt. 2. Abth. Von den besten Ermunterungsmitteln zur Aufnahme des Ackerbaues ins Besondere.

Die Einleitung fängt mit der Geschichte des Ackerbaues an, und nennt S. 5 Aegypten als das erste Land an den Küsten des Mittelländischen Meeres, in welchem der Ackerbau getrieben und bis zu einem beträchtlichen Grade der Vollkommenheit gebracht worden sei u. s. w., kommt dann auf die Ursache der Vernachlässigung des Ackerbaues, z. B. Geringschätzung desselben u. s. w. Von der Erweiterung und Verbesserung desselben u. s. w.

S. 62

S. 62 sagt der Hr. Verf.: „Der Werth der Ländereien ist stets nur relativ, d. h. er wird bestimmt durch die inwohnende produktive Kraft, und durch den Preis, in welchem die Produkte stehen.“ — Diese Stelle scheint aus Laubenders Ideen zur Organisirung einer selbständigen Polizei u. s. w. Nürnberg und Altd. 1805. genommen zu sein. So wahr der erste Satz ist: der Werth der Ländereien ist stets nur relativ —; so unwahr ist der andere — es darf nur Krieg im Lande, und deßwegen mehrere Abgaben zu entrichten sein — und der Werth der Ländereien fällt, wie dieß die heutige Erfahrung lehrt.

Der Hr. Verf. kommt S. 94 auf den richtigen Grundsatz: Je reicher das Volk ist, desto reicher wird der Regent. Und sagt: Dieser Satz ist so unläugbar, daß er historisch erwiesen und mit Zahlen ausgedrückt werden kann. — Und doch gibt es noch Minister, die das Volk aussaugen, weil sie ihre übel durchdachten Pläne nicht durchsetzen können!! — Preußen zählt auf jeder □ Meile 1667 Einwohner; der Kirchenstaat 2477; die vereinigten Niederlande 4000; England 2366; Spanien 1132. —

S. 111 f. führt Hr. H. acht der fruchtbarsten und bewährtesten Beförderungsmittel der Bevölkerung an. Bei dem achten sind in der Note 38 Schriften darüber angeführt.

Von

Von dem Bauer sagt Hr. H. S. 188: „Freilich ist er mehr ein Kind der Natur, wie der Städter. Reiner ist die Luft, die er athmet, unverdorbener, fühlbarer, wärmer sein Herz, weil er näher am Pulse der Natur ruhet. Er genießt die ersten Bedürfnisse seiner Unterhaltung aus der nächsten Quelle, und erst durch seine Hand wird Speise und Trank dem Stadtbewohner dargereicht. Er lebt dem Schöpfer näher, dessen Güte ihm in den Halmen des Korns, wie in den Blumen der Bäume und des Grases, Segen entgegen blühen läßt. Die ganze Natur empfängt ihn mit Liebe. Er ist ihr Schoßkind. Nur für ihn scheint das Orchester im Walde zu spielen, für ihn die schönen Dekorationen der Natur hingestellt zu sein — und die Kühle des Tages nur für seinen Schweiß Erfrischung zu wehen."

Die besten Ermunterungsmittel zur Aufnahme des Ackerbaues fangen mit der 198. S. an, und endigen sich mit S. 407.

Von den Prämien heißt es S. 242: „Prämien sind ein sehr gutes und wirksames Mittel, ein Hebezeug, das, recht angebracht, halbe Wunder thut. — Völlig wahr. — Aber, fährt er fort, wer ist Bürge für den Mißbrauch, daß sie nicht erschlichen, oder für eine billige Tontine erhandelt werden? — (Dafür könnte wohl gesorgt werden, daß es nicht gesche-

geschehe. d. Recens.) Die ehrwürdige Stimme eines der vorzüglichsten klassischen Schriftsteller in dem Kameral- und Polizeifache, Hrn. v. Pfeiffers sagt nach S. 265: Nichts ist ungeschickter und unüberlegter, als wenn die Regierung gewisse Nahrungsarten ausschließend an sich zieht, daraus Finanz-Einkünfte macht, folglich Monopolien treibt u. s. w. Hier kann mancher plus machende Minister seine Lektion lernen.

S. 321 sagt Hr. H.: „Ein jeder Gesetzgeber, jeder Landstand, jeder Vornehme, der oft so leicht darauf verfällt (ja wohl! ja wohl! weil sein Kopf voll Pläne ist, so sollen die Böden der Bauern auch stets, besonders vor Jakobi noch — voll Korn sein! O! die Herren Räthe! d. Recens.), die Kornböden der Geringern eröffnen, und den überflüssigen Vorrath daraus zu einem sogenannten billigen Preise verkaufen zu lassen, greife hier in sein eignes Gewissen, und frage, ob er sich jemals in Vorrath zum Verkauf setzen werde, wenn er dergleichen Eingriffe in sein Eigenthum zu fürchten hat u. s. w.

Zu den besten Mitteln u. s. w. rechnet der Verf. auch a) die Freiheit des Getreidehandels mit Recht, S. 325 f. verwirft also ganz natürlich die Sperre. b) Unbebaute Ländereien zu bauen u. s. w. Für die Population hat er aber die Aufhebung der Klöster in Katholischen Staaten vergessen. Die Klö-

ster

ster sind eins der größten Hindernisse der Population. Und wenn Oestreich nach und nach die Klöster in seinen Staaten aufhöbe, so würde es nach 50 Jahren 200,000 Soldaten mehr auf den Beinen haben, die es auch zu jener Zeit haben muß, wenn es als eine große Macht auftreten will.

Uebrigens wird es Niemand gereuen, dieses Buch, das mit so viel Belesenheit, Sachkenntniß und Schafblick bearbeitet ist, gelesen zu haben. Man wird finden, daß der Hr. Verf. seinen Gegenstand von allen Seiten betrachtet hat. Und recht eigentlich konnte er auf dem Titel bemerken, daß es für Staatswirthe, Oekonomen, Kameralisten und Polizeibeamte geschrieben sei.

---

b. Garten-Calender. Schleusingen, gedruckt und zu haben bei Georg Chsto. Jak. Crusen. 1807. (3 Gr.)

Für eine gedruckte Folioseite, denn mehr ist es nicht, ist der Preis 3 Gr. zu theuer. Diese Folioseite ist in 12 Spalten getheilt, über deren jeder der Monat steht. In der Spalte selbst sind von 6 bis 19 Bemerkungen angebracht, was in jedem Monat zu thun ist. Jedoch möchte wohl Mancher

von

von den vorgebrachten Anmerkungen abgehen. Z. B. von der Obst-Orangerie behauptet der Verf. im Monat März: „Die Birnen müssen auf Quitten, und die Aepfel auf Johannisstämmchen geimpft oder okulirt sein.“ Recens. hat in den Spalt geimpfte und kopulirte Stämmchen, und sie tragen auch. Im Monat April steht unter 9. „Auch noch kopuliren,“ und vorher findet man weiter nichts davon, als im Monat Februar, 5. Das Kopuliren des Kernobstes u. s. w. Ueberdieß möchte noch Vieles fehlen von dem, was in einem Monat gethan werden könnte. Z. B. im Monat Mai Kirschen in die Rinde pelzen. Ob übrigens dieser Kalender nicht aus den vielen und oft weitläuftigen Gartenkalendern ausgeschrieben, oder ob es eignes Machwerk sei, kann Recens. nicht sagen, weil es der Mühe nicht lohnt, Vieles deßwegen nachzuschlagen.

III.

III.

Warum kann im Erzgebirge der Flachs nicht gewässert werden?

So viele Versuche auch schon hin und wieder deßhalb gemacht worden sind, so wollte doch nie einer gelingen, oder, richtiger zu sagen, es konnte keiner gelingen. Man erhielt zwar einen schönen silberfarbigen Flachs, der für das Auge des Unwissenden Reitz, für den Kenner aber nicht den geringsten Werth hatte, weil er überaus spröde war. Und nie wird im Erzgebirge auch durchs Wässern ein guter, zäher Flachs erhalten werden können, wenn anders der Flachs durchs Wässern vollkommen zähe und fest werden kann. Man mache auch noch so viel und abgeänderte Versuche,, und nie wird einer unsern Wünschen entsprechen. Schon der Name Erzgebirge, worauf wir jetzt vornehmlich unser Augenmerk richten, kann uns eine abschreckende Idee vom Wässern beibringen. Was wird für Wasser zum Rösten erfordert? eine Frage, die auf ein Mal den Dunst vor unsern Augen verscheuchen wird. Zum Wässern des Flachses wird ein warmes und stehen-

stehendes, oder auch langsam fließendes Wasser *) erfordert. Ein frisches und hartes, metallisches oder mineralisches Wasser, ein Wasser, welches sehr viele salzige Theile mit sich führt, taugt ganz und gar nicht zum Wässern, weil es den öligen und harzigen Fasern des Flachses seine Festigkeit benimmt. Verderbt nun, wie die Erfahrung lehrt, ein frisches, hartes, metallisches und mineralisches, oder auch mit Salz geschwängertes Wasser, den Flachs, so folgt daraus der Schluß, daß in dem Erzgebirge das Wässern des Flachses unanwendbar und nicht zu empfehlen sei, weil es hier keine andern als frische, harte, metallische und mit Salz geschwängerte Wasser gibt.

Schon die scharfen und heftigen Reife kann unser Flachs nicht vertragen, weil sie viel salzige und salpetrige Theile mit sich führen. Bekommt der Flachs auf der Stauche allzu viel Reife, welche nicht von Nebeldünsten oder sanftem Regen wieder ausgezo-

*) Es gilt hier vorzüglich die Regel: Ländlich, sittlich. In dem Lande ist es so, in dem andern anders, und dieß daher, weil unsere Vorfahren doch auch gewiß nicht gedankenlos in der Welt gelebt haben. Sei es, daß sie nicht so weit sahen, als wir; lebten sie denn auch in einem erleuchteten Zeitalter, wo die größten Philosophen einen ewigen Frieden träumen konnten?

gezogen werden, so kann man sich im voraus einen sehr spröden Flachs versprechen, wenn man ihn nur nicht ganz wird müssen unter die Breche fallen sehen. Gesetzt auch, wir hätten warme und weiche Wasser, so würde ich dennoch einen Jeden vom Wässern abmahnen. Der gewässerte Flachs darf, wie mir von glaubwürdigen Leuten gesagt worden, und wie auch schon Jedem die gesunde Vernunft sagen wird, keinen Tag über die bestimmte Zeit im Wasser liegen. Er muß zur bestimmten Zeit herausgenommen und an der Sonne getrocknet werden. Wird sich dieses aber alle Mal thun lassen? Wird man dieses auch alle Mal zu der bestimmten und erforderlichen Zeit thun können? Man sieht die Möglichkeit vor Augen, daß eben zu der Zeit, wenn der Flachs dem Wässern entrissen und an der Sonne getrocknet werden soll, lange anhaltendes Regenwetter einfallen könne, welches es unmöglich macht, den Flachs herauszunehmen und zu trocknen. Der Flachs ist zeitig, kann aber nicht herausgenommen werden, und wird nothwendig im Wasser überzeitig und den größten Theil von seiner Festigkeit verlieren, oder ganz hernach unter die Breche fallen. In einigen Gegenden, als z. B. in Quedlinburg, wo das Wässern üblich ist, läßt man den nur gerauften Flachs vier Tage im Wasser liegen, und nimmt ihn sodann wieder heraus, ohne darauf Rücksicht zu nehmen, ob diese vier Tage hindurch kalte oder warme Witterung war. Genug,

daß

daß es einmal die Hauptregel in solchen Gegenden ist, den Flachs nicht länger als vier Tage zu wässern. Daher erscheint auch der Quedlinburger Flachs mit grün untergemengten Fasern, welche nur halb zeitig sind, folglich auch nur die halbe Festigkeit haben. Eine zweite Folge ist auch diese, daß ein solcher grünlicher Flachs entweder niemals, oder erst nach langem Gebrauch eine weiße Leinwand gibt; gemeiniglich behält sie eine bläuliche Farbe. Die Stauche allein scheint mir den besten und vollkommensten festen Flachs liefern zu können. Die Sonnenstralen können auf der Stauche überaus sehr auf den Flachs wirken und ihn zähe machen, welches sie beim Wässern nicht bewirken können. Erhält er auch auf der Stauche nicht die Silberfarbe, die er im Wässern erhält, so kann man sie ihm doch auf andere Art geben.

IV.

Anzeige.

Ein sicheres aber auch einziges Mittel, die Länder zu bevölkern, die Gutsbesitzer zu bereichern und die Unterthanen wohlhabend und glücklich zu machen. Von B. Oelschläger. Leipzig.

(Züllichau, Darnmann) 1805. 116 S. 8. (14 Gr.)

Diese kleine Schrift hat, was man aus dem Titel nicht ersieht, bloß die Staats- und Landwirthschaft in den Preußischen Staaten zum Gegenstande. Der Verf. rügt viele Mißbräuche und stellt auffallende Bemerkungen auf, deren Richtigkeit leider die neuesten Zeitbegebenheiten zum Theil bewährt haben.

Das Ganze ist in 24 Abschnitte vertheilt, die folgende Ueberschriften haben: 1. Einleitung. — 2. Das alte Mutterland ist sehr schlecht bevölkert. — 3. Die Mark Brandenburg und Pommern sind jetzt weniger bevölkert als ehemals. — 4. Mangel an Fruchtbarkeit hat keine Schuld an dieser schlechten Bevölkerung. — 5. Wahre Ursachen der schlechten Bevölkerung. — 6. Eine größere Bevölkerung in der Mark und in allen übrigen Provinzen ist nach der jetzigen Verfassung und den jetzigen Umständen unmöglich. — 7. Wie viel Einwohoer das Preußische Reich ernähren könnte. — 8. Berechnung, wie viel ein Gutsbesitzer von einer solchen Austheilung seiner Länder an einzelne Familien gewinnen würde. — 9. Von der Koppelwirthschaft. — 10. Ueber die Einwürfe wider diese Vorschläge. — 11. Bei der verbesserten Landwirthschaft wird

der Zustand der (Frohn- und leibeigenen) Bauern immer schlechter. — 12. Von den königlichen Aemtern. — 13. Wie die königlichen Aemter besser, bevölkerter, einträglicher und menschenfreundlicher können eingerichtet werden. — 14. Die jetzt so sehr empfohlene Separation kann zu nichts helfen. — 15. Wie eine solche Verbesserung der königlichen Aemter eingerichtet werden könne. — 16. Ueber die neuesten Versuche, die Aemter auf diese Art zu bevölkern, geschrieben im Jahre 1799. — 17. Von den neuesten Verbesserungen der königlichen Aemter. — 18. Auch in den Städten ist eine solche Veränderung möglich und nützlich. — 19. Von der Nützlichkeit des Abbauens in den Preußisch-Polnischen Ländern. — 21. Ein Landeshauptmann und ein Starost ist einerlei. — 21. Die erworbenen Polnischen Länder helfen dem Preußischen Reiche wenig. — 22. Bestätigung der vorigen Behauptungen durch die Erfahrung. — 23. Zustand der Polnischen Bauern. — 24. Wo soll man so viel neue Evangelische Teutsche Einwohner hernehmen?

V.

Etwas über Landwirthschaftswissenschaft.

Nichts ist vielleicht dem wissenschaftlich erzogenen Manne, dessen Neigung ihn treibt, die Landwirthschaft zu seinem Studium zu wählen, unangenehmer, als daß er unter der großen Menge Schriften, welche entweder das Ganze der Landwirthschaft, oder einzelne Theile derselben behandeln, keine einzige findet, welche eigentlich ein vollständiges System der ganzen Landwirthschaftswissenschaft aufstellte, woraus er lernen könnte, was er eigentlich wissen müßte, um von der Landwirthschaft eine gründliche Kenntniß zu erlangen, und welche ihm eine Anleitung gäbe, mit gesunder Kritik zu beurtheilen, welche Wirthschaftsmethode unter den gegebenen Umständen anwendbar oder zweckwidrig sei.

Die größern ökonomischen Schriften sind Sammlungen von mancherlei Erfahrungen in verschiedenen Gegenden, von verschiedenen Personen unter verschiedenen Umständen gemacht. Durch Einmengung von Naturgeschichte und andrer zu der Wissenschaft der Landwirthschaft nicht gehörigen Dinge zu dickleibigen Werken vergrößert, welche den nach

dem,

dem, worauf es eigentlich ankommt, ungeduldigen Leser zur Verzweiflung bringt.

Diejenigen Schriftsteller, welche sich hingegen begnügen, uns einzelne Materien der Landwirthschaft vorzutragen, thun gerade so, als beruhete nur auf diesem Theil das ganze Wohl der Landwirthschaft. Nirgends wird gezeigt, in welchem Verhältnisse dieser Theil mit dem Ganzen stehe, nirgends, nach welchen Grundsätzen die Anwendung unter gegebenen Umständen beurtheilt werden müsse.

Daher hängen unsere lesenden Oekonomen, gleich dem gedankenlosen Landwirthe, hartnäckig am Alten, oder sind noch öfterer planlose Neuerer, die ewig, bald von diesem System zu einem andern, wanken, ohne zu berechnen, ob die angewandte Kraft auch mit der zu erwartenden Wirkung in Verhältniß stehe.

Da der Landwirth gemeiniglich, allenfalls mit geringer Veränderung der Güte, in einem Boden und einer Gegend bleibt, so könnte man leicht auf den Gedanken gerathen, es sei ganz überflüssig, die Kenntniß der Landwirthschaft wissenschaftlich zu betreiben, es sei ja hinlänglich, sich mit offenen Augen, nach Landes Art und Sitte bei den Nachbarn zu erkundigen, und die Weise derer anzunehmen, welche die blühendsten Felder, die vollesten Scheunen und die gesundesten Heerden haben. Wirklich sind die mei-

meisten praktischen Oekonomen dieser Meinung zugethan.

Aber Keiner lügt ärger, als der Landwirth, und die meisten müssen es thun, da sie ihre häuslichen und persönlichen Verhältnisse so mit ihrer Landwirthschaft amalgamiren, daß kein Rechenmeister im Stande ist, Gewinn und Kosten gehörig gegen einander zu stellen.

Ja, sagt der jüngere Landwirth A zu dem ältern B, hätte ich solche Wiesen, wie Sie dort haben! das Herz freut sich, einen solchen Graswuchs zu sehen! Nun, antwortet B lächelnd, das ist so schwer nicht, mich dünkt, an Sand fehlt es Ihnen nicht. An Sand fehlt es leider nicht, ruft A, aber was wollen Sie damit sagen? Ei, entgegnet B, daß meine Wiesen saure Torfbrücher waren, wie die Ihrigen, daß ich Sand darauf fahren ließ, und daß sie dadurch so tragbar sind, wie Sie solche jetzt sehen. A machte einen bedenklichen Einwand wegen der Kosten. Pah, sagte B, Mühe, Fleiß und Zeit richten viel aus, anfänglich wenig, dann mehr, und so geht es allmälig fort. Wie viele Tage sind nicht im Jahre, an welchen man mit den Pferden nichts unternehmen kann, die Tagelöhner einen um Arbeit quälen, und man nicht weiß, wo man sie anbringen soll; dann eine solche Arbeit vorgenommen, und die Kosten sind reichlich gewonnen.

B war

B war ein reicher Bebauer eines großen Landguts, A besaß ein kleines Gut, und war ein ganz wohlhabender, jedoch kein reicher Mann. Das Verhältniß bleibt das nämliche, dachte A, ein kleiner, auf meinem Gute verbesserter Fleck muß eben den Einfluß auf meine Wirthschaft haben, wie ein großer auf dem Bschen Gute. Er kaufte daher die Zeit aus und fuhr mit seinem Gespann so viel Sand er nur konnte; wirklich hatte er beim Eintritt des Winters auch einige Quadrat-Ruthen mit einigen Zoll Sand bedeckt; während des Winters war der Sand in die Tiefe gesunken in Staub verzehrt, weggeschwemmt, kurz, von der Arbeit war im Frühjahre wenig mehr zu sehen. Indeß hatte B einige Morgen durch überflüssige Frohnen mit reichlich 8 Zoll Sand befahren lassen, und war eben damit beschäftigt, durch Pflügen den Torf mit dem Sande zu vermischen, als A ihm sein Unglück klagen wollte. Er sah es nun wohl ein, daß in der Landwirthschaft wenig nicht wenig, sondern gar nichts hilft.

Ein reicher Landwirth, der gemächlich von zwei Procent leben kann, wird gern zu seiner Augenweide und für künftige Generationen Verbesserungen machen, die der ärmere, der seinen Gläubigern erst vier vom Hundert geben muß, ehe er auf eignen Gewinn rechnen darf, nicht unternehmen kann.

Es

Es sind so unzählbar viel Kleinigkeiten, von denen das Wohl und Wehe des Landwirths abhängt, welche alle müssen in Rechnung gebracht werden, und welches doch so selten geschieht. Z. B. einer hat den Vortheil der Mast und der Brennerei, er schlachtet daher fettere Schweine, als sein Nachbar, und dieses fettere Fleisch zieht besseres Gesinde nach dem ersten Ort. Will der zweite es ihm gleich thun, so wird ihm sein Gesinde um so viel kostbarer als die Körner kostbarer sind, als Treber oder Baummastung.

Wenn der Staatsökonom den höchsten Ertrag der Landgüter fordert, so verlangt der Privatökonom dieß zwar auch, er fügt aber hinzu, mit den geringsten und dem Gewinn angemessenen Kräften. Dieß zu beurtheilen, dazu gehört eine strenge Kritik, ein scharfer und fleißiger Beobachtungsgeist und eine beständige Abwägung der Kräfte und Wirkungen, und diese Kenntniß erlangt man nicht durch Empirie.

Es scheint mir daher sehr wichtig, die Grundsätze kennen zu lernen, nach welchen jede Landwirthschaft beurtheilt werden muß: nach Klima, Lage, Beschaffenheit des Bodens, Größe des Areal-Raums, Verhältniß der Theile unter sich sowohl, als des Ganzen zu den benachbarten Gütern; so kann z. B. ein Landgut in einer dürftigen Gegend einträglicher

sein,

sein, als ein Gut mittlerer Güte an der Grenze eines fetten Guts. Ferner wird zu einer gründlichen Kenntniß der Landwirthschaft erfordert, daß man zu prüfen verstehe, welch ein Unterschied die ökonomischen und politischen Verhältnisse des Landgutbesitzers, so wie die Art des Besitzes bewirken. Das nämliche Gut muß von dem Eigenthümer anders, als von dem Pachter bewirthschaftet werden; ein Bauer führt seine Wirthschaft anders, als der große Gutsbesitzer; ein Lehnsträger anders, als einer der im Allodio sitzt. Ein reicher Eigenthümer wird nach ganz andern Grundsätzen verfahren, als der arme, der die aufgewendeten Kapitalien theuer verzinsen muß.

Landgüter, deren Natur, Beschaffenheit, Verhältnisse und beste Benutzung sind der einzige Gegenstand der Landwirthschaftswissenschaft. Die Erzeugnisse der Landgüter sind alle Naturprodukte, deren Namen, Beschaffenheit und Geschichte dem Landwirth aus der Naturbeschreibung und Naturgeschichte bekannt sein müssen, und die besondere Kultur dieser Gegenstände muß man in ökonomischen Wörterbüchern und einzelnen Anweisungen suchen; diese fremdartigen Gegenstände müssen ein systematisches Werk, wie ich es mir denke, nicht anschwellen.

Ein System der Landwirthschaftswissenschaft muß dem Landwirth eine Anleitung geben, was er allgemein zur Benutzung eines Landguts zu wissen braucht, das Landgut liege in China, oder in Lappland.

Arnim

VI.

Oekonomische Sprüchwörter.

Sprüchwörter vom Hafer, dessen Stroh und Stoppeln.

Von keiner Körnerfruche, dessen Stroh und Stoppeln ist mir ein Sprüchwort bekannt *), vom Hafer und dessen Stroh aber sechs, die ich jetzt kurz entwickeln will.

Wenn man mit Grund der Wahrheit sagen will: Dieß ist ein Sprüchwort, aber auch ein wahr Wort, so darf man nur die Sprüchwörter vom Hafer, dessen Stroh und Stoppeln nehmen, und man wird sie, bis auf einige Kleinigkeiten und Einschränkungen, als wahr annehmen müssen.

Das

*) S. unten den Anhang. d. Red.

Das erste von diesen Sprüchwörtern heißt:

Jetzt ist gut Hafer säen:

So sagt man im gemeinen Leben, wenn in einer Gesellschaft eine große Stille herrscht *), wie es öfters geschieht; weil zum Säen des Hafers windstilles Wetter erfordert wird. Wenn starke Winde gehen, so ist es überhaupt nicht gut säen, indem ein Windstoß den Wurf nicht auf die Stelle läßt, wohin er kommen soll. Je leichter der Same ist, desto gefährlicher oder böser ist es. Unter die leichten Samen gehört aber unstreitig der Hafer. Daher das obige Sprüchwort seine volle Bestätigung erhält.

Das andere Sprüchwort lautet:

Der Hafer sticht ihn.

Dieses Sprüchwort wird a) eigentlich von reichlich mit Hafer gefütterten Pferden gesagt, die dadurch muthig werden. b) Sagt man es auch von einem Menschen, den gute Tage übermüthig machen.

Es

*) In dem östlichen Franken wird die Stille in Gesellschaften vom Leinsamensäen gebraucht: Jetzt ist gut Lein säen. Und da der Lein weit leichter ist, als der Hafer, so paßt es auch viel richtiger auf den Lein, als auf den Hafer.

Es regnet Hafer ins Heu —

Ist das dritte gewöhnliche Sprüchwort — worüber hier weiter nichts gesagt werden kann, da im Juni-Stück der Oekonom. Hefte von 1805 eine eigene Abhandlung darüber anzutreffen ist.

Pferde, die den Hafer verdienen, kriegen ihn nicht.

Das ist das vierte Sprüchwort, das vom Hafer hergenommen ist, und wir werden es auch in tausend und aber tausend Fällen als wahr bestätigt finden. Man sagt es nur von Menschen, die für ihre Arbeiten, Bemühungen, Gefälligkeiten, die sie Andern erweisen, und mit Recht auf Dank rechnen konnten, zwar keinen Undank, aber auch keinen Dank erhalten. Ich möchte das Gegentheil von dem nicht behaupten, da mir aus der gegenwärtigen Welt so viele Undankbare entgegengesetzt werden könnten, die so viele Gefälligkeiten von Andern erhalten haben, die sie zu erwarten, noch weniger zu fordern, einiges Recht hatten.

Das fünfte Sprüchwort ist von Haferstoppeln hergenommen, und lautet:

Der Wind geht über die Haferstoppeln.

So

So sagt man, wenn nach der Hafererente, welche gegen das Ende des Sommers fällt, die ersten rauhen kalten Winde kommen, und will damit sagen: der Sommer ist vorbei, der Herbst schon da, nun ist keine andere Witterung zu erwarten. Meisten Theils trifft dieses Sprüchwort ein, manchmal gibt es aber doch eine Ausnahme, daß man einen guten Herbst hat, deren ich selbst in meinem Leben mehrere erlebt habe.

Endlich ist das sechste Sprüchwort vom Haferstroh hergenommen, und heißt:

An bösen Schulden nimmt man auch wohl Haferstroh.

Obgleich das Haferstroh und die Spreu in der Oekonomie recht gut genutzt werden, so wird es doch als etwas Geringes angesehen, und scheint daher dieses Sprüchwort von einem Städter gemacht worden zu sein, der entweder selbst von seinem bösen sen Schuldner, einem Bauer, Haferstroh mit Gewalt genommen hat, oder er hat es von einem Andern gesehen, daß er es gethan hat, und aus seinem Munde gehört, da er ihn fragte, wo er mit dem Gerstenstroh herkäme: An bösen Schulden nimmt man auch wohl Haferstroh.

Nachtrag.

I. Noch einige Sprüchwörter vom Hafer.

7) Wenn Jemanden etwas Gutes zugedacht ist, und er dieses entweder verschmäht oder nicht zu schätzen weiß, so hört man in Obersachsen sehr oft folgendes Sprüchwort:

Was nützt der Kuh Muskate;
Sie frißt wohl Haferstroh.

Mit einer kleinen Abänderung: Was soll der Kuh u. s. w. enthält dieses Sprüchwort auch den Sinn von Nr. 9.

8) Er ist nicht mit Haferspreu gemästet, sagt man von einem der wohl genährt, gut bei Leibe, dick und fett ist. Ursprünglich ist dieses Sprüchwort wahrscheinlich von Thieren gebraucht worden.

9) Den Bauern gehört Haferstroh. Hiermit will man zu verstehen geben, daß der Bauer mit den schlechtesten Sachen — Kleidern, Nahrungsmitteln, Hausgeräth u. s. w. — vorlieb nehmen müsse.

II. Sprüch-

II. Sprüchwörter von andern Getreidearten.

a. Weitzen.

Jetzt blüht sein Weitzen — für ihn sind sehr günstige Zeitumstände eingetreten, er macht gute Geschäfte, gewinnt viel u. s. w. vulgo: er macht seinen Schnitt.

b. Gerste.

Er ist mit seinen Gedanken im Gerstenacker — er hört nicht, bemerkt nicht, was um ihn vorgeht, ist zerstreut — oder stellt sich nur so.

c. Erbsen.

Der Teufel hat ihn mit dem Erbsensack geschlagen, oder der Teufel hat Erbsen auf ihm gedroschen. Mit diesem unvernünftigen, rohen Sprüchwort will man sagen, daß einem das Gesicht von Pockengruben ganz verunstaltet und zerfetzt sei.

III. Einige andere ökonomische Sprüchwörter.

1) Viel Körner machen einen Haufen. Hiermit will man zur Sparsamkeit, zur guten Wirthschaft ermuntern; durch öftere Ersparung oder Gewinnung von Kleinigkeiten kann man endlich wohlhabend, reich werden.

2) Er hat Werk am Rocken, heißt: er ist nicht rein, nicht unschuldig, hat gesündigt, Theil an Verbrechen gehabt.

3) Von einem, der unnütze, vergebliche Arbeit verrichtet, sagt man: er drischt leer Stroh. — So wie

4) Von einem, der eine Sache verkehrt anfängt: er spannt die Pferde hinter den Wagen.

5) Etwas ansehen, wie die Kuh das neue Thor — über etwas erstaunen und es stier ansehen.

6) Die Kuh mit dem Kalbe bekommen — eine Weibsperson heirathen, welche schwanger ist.

7) Bei Nacht sehen alle Kühe schwarz.

8) Wenn ein Dummer zuweilen auch einen klugen oder witzigen Einfall hat; oder ein Ungeschickter mit unter auch etwas recht macht u. s. w. so paßt auf ihn das Sprüchwort: eine blinde Henne findet manchmal auch ein Körnchen.

Besonders zahlreich sind die vom Hunde hergenommenen Sprüchwörter, als

9) An kleinen Riemen lernen die Hunde Leder fressen — aus kleinen Dieben werden große u. s. w.

10) Ein blöder Hund wird selten fett.

11) Er kann keinen Hund aus dem Ofen locken — er taugt zu gar nichts.

12) Da liegt der Hund begraben.

13. 14) Auf den Hund kommen — oder Hunde führen bis nach Bautzen — d. h. zu Grunde gehen.

15) Viel Hunde sind der Hasen Tod.

16) Kommt man über den Hund, so kommt man auch über den Schwanz — Wenn man sichs schon große Summen hat kosten lassen, so setzt man auch noch eine kleine dran u. s. w.

17) Wenn der Bauer einen ganz elenden, verächtlichen Menschen schildern will, so sagt er: Es nimmt kein Hund ein Stück Brot von ihm.

18) Es wird ihm bekommen, wie dem Hunde das Grasfressen — d. h. schlecht. Diesem Sprüchwort hat jedoch Unwissenheit und äußerer Anschein einen ganz falschen, ja den gerade entgegengesetzten Sinn beigelegt. Denn wenn der kranke Hund Gras frißt und darnach speit, so hat er sich kurirt, und das Grasfressen ist ihm wohlbekommen.

19) Der Knüttel liegt immer bei dem Hunde — es gibt keine Rose ohne Dornen — mit dem Angenehmen ist immer auch etwas Unangenehmes verbunden.

20) Sie leben wie Hund und Katze.

21) Er hat weder Hund noch Katze, d. h. gar nichts.

22) Er denkt, der große Hund ist sein Bathe — er bildet sich was ein, ist hochmüthig.

23) Er ist mit allen Hunden gehetzt — heißt: er ist erfahren, listig, weiß überall Bescheid.

VII.

Die sinnreiche Erfindung eines Landmannse.

Die Frage, auf welche Art, mit welcher mechanischen Vorrichtung mittelmäßige Lasten durch die Kräfte eines einzelnen Mannes am leichtesten fortgeschafft werden können, hat seit undenklichen Zeiten die arbeitende Klasse der Menschen und ihre Vormünder, die gelehrten Mechaniker, beschäftigt; und es scheint wirklich, als ob man, der vielen und ehren-

vollen

vollen Fortschritte ungeachtet, noch zu keiner vollkommen befriedigenden Auflösung derselben gekommen sei.

Die Erfindungen, welche man in dieser Art bis jetzt gemacht hat, hier alle namhaft zu machen, würde mich zu weit abführen. Nur einige der gemeinsten will ich hier in Erinnerung bringen.

Der Schiebkarren ist eins der gemeinsten mechanischen Hülfsmittel zur leichtern Fortbringung mittelmäßiger Lasten. Die Unvollkommenheit der Konstruktion desselben ist erst neuerlich von Hrn. Buschendorf in diesen Oekonomischen Heften *) dargethan worden. Nach Buschendorfs Verbesserung thut derselbe nun freilich auf ebenem Wege ungemein gute Dienste. Wie aber, wenn das Land, wo er in Brauch kommen soll, durchaus uneben und bergicht ist? Dann wird zur Fortschaffung einer mittelmäßigen Last schon die Anstrengung eines kräftigen erwachsenen Mannes erforderlich, und junge, unerwachsene Personen sind für jeden Fall zu schwach.

Ein anderes mechanisches Hülfsmittel zur Fortbringung kleiner Lasten ist der sogenannte Tragkorb. Zum leichtern Fortkommen thut dieser in jedem Falle ungemein gute Dienste, indem die Last

 durch

*) Im Märzstück von 1803. d. Red.

durch denselben in die Perpendikularlinie des untern Rumpfes des Körpers fällt. Allein bei genauerer Betrachtung unterliegt dieses Hülfsmittel mehrerem Tadel, als das kurz zuvor genannte. Doch hat es wieder vor mehrern andern auch seine Vorzüge, besonders den, daß man mit seiner Last, wenn sie nur mit den individuellen Kräften im Verhältniß steht, überall hin passiren kann, der Weg mag beschaffen sein wie er immer will.

Die Noth macht erfinderisch, sagt das Sprüchwort, und die Wahrheit desselben hat sich schon in mehr denn tausend Fällen durch die Erfahrung bestätigt. Das Jahr 1806 war für Südteutschland das Jahr der Noth und der Trübsal, so wie das Ende des Jahres 1805. Ueberschwemmt ein starkes Kriegsheer im Kriege eine Gegend, oder wird eine solche gar der Schauplatz von den blutigsten Auftritten, so wird der Landmann von Jammer und Elend eben so belagert, wie eine Veste, die in einen förmlichen Blockade-Zustand versetzt ist. Allein solches Elend ist nur von der Dauer weniger Tage, also bei weitem nicht so niederdrückend, wie jenes, das viele Monate, ja vielleicht gar Jahre lang, dauert. Das alles hat der Südteutschländer auf die allertraurigste Weise erfahren *). Da die Feldarbei-

*) und nun auch der Nordteutschländer. d. Red.

arbeiten den Landmann beschäftigten, so fehlten nicht selten die Hände und Kräfte, um aus der Ferne das Nöthige für die fremden Gäste herbei zu schaffen. Kinder also, welche für die Feldarbeiten nicht gebraucht werden konnten, mußten diese Dienste übernehmen. Man fand daher die Wege zu den Provinzialstädten immer mit Kindern bedeckt, die auf die verschiedenste Weise sich mit den nöthigen Viktualien belastet hatten. Dem Wanderer boten solche Lastgruppen Stoff zu den mannigfaltigsten Betrachtungen dar, die nicht selten sein Herz tief verwundet haben mögen.

Unter den Vielen fiel mir besonders die Belastung eines etwa 9jährigen Knaben auf; sie schien mir so sinnreich ausgesonnen, daß ich mit stillem Ernste verweilte, und demselben lange nachsah, wie er auf dem Rücken eines Berges hinauf fuhr.

Sein Lastwagen war das Vordergestell eines gewöhnlichen Ackerpfluges. Dieses war nicht grob und plump oder schwer gebaut; die zwei Rädchen waren mäßig erhaben, aber doch leicht mit Eisen beschlagen. An dem Balken, wo sonst gewöhnlich die Pferdewage angebracht wird, war eine kleine ungefähr 6 bis 8 Schuh lange Stange befestigt, welche dem Knaben statt einer Deichsel diente. In der Zunge dieses Balkens war ein einfaches Wagescheid mit einem Ochsenstrange angebracht, der die

Länge

Länge der Stange hatte. Durch einen Gurt über die Achsel des Knaben war dieser Strang an dem Knaben befestigt, womit er nun auf die leichteste Weise seinen Lastwagen bergan zog.

Auf der Mitte dieses Vordergestelles wogten zwei Fäßchen mit Bier gefüllt, wovon jedes ungefähr 20 bis 25 Kannen halten mochte. Ein Fäßchen lag vor, das andere hinter dem Wagebalken; beide waren durch Stricke genau befestigt. Es war dem Knaben ein Leichtes, mitten am Rücken des Berges mit seinem Lastwagen stille zu halten. Er hatte bis an den Ort seiner Heimath einen Weg von 2 Stunden zurück zu legen und 2 Berge zu passiren, welches ihn eben nicht sehr müde gemacht haben mag.

Außer dem Schlitten im Winter möchte es also wohl bis jetzt keine vortrefflichere mechanische Vorrichtung geben, um mittelmäßige Lasten mit einer leichten Anstrengung fortzuschaffen, als die eben gedachte. Nur käme es darauf an, daß man sie noch mehr vervollkommnete, indem in den meisten Fällen solche Vordergestelle, für einen andern Zweck bearbeitet, noch zu schwer und plump sind, und in den Achsen der Rädchen zu viele Friktion haben. Der zweiräderige große Fuhrmannskarren könnte allenfalls noch zur Idee dienen, in welchen Stücken sie eine Ausbildung erhalten könnten, so daß auch

noch

noch eine größere Last, als die gedachte, auf denselben mit geringem Kraftaufwand fortgeschafft werden könnte.

VIII.

Naturseltenheit.

Für eine Naturseltenheit des Jahres 1805 wird im Septemberstück der Oekonomischen Hefte 1806, S. 284, unter andern ausgegeben, daß die Welschen Nüsse an langen Fruchtreisern, so wie man gewöhnlich die Zwiebelreihen zu formen pflegt, und zwar 16 bis 21 an einem Stängel, gewachsen.

Eine Naturseltenheit mag dieses in der Gegend — an der Tauber — sein, wo der anonyme Verfasser jenes Aufsatzes lebt. Allein in der Gegend, wo ich — der Einsender der Bekanntmachung im Februar-Stück, S. 186, der Oekonom. Hefte von diesem Jahre — lebe, ist es keine. Denn in der Note **) S. 187 habe ich dergleichen Bäume verkäuflich ausgeboten; und es könnte scheinen, als wenn ich diese angebliche Naturerscheinung nur in einem Jahre gesehen und dafür gehalten hätte, daß die Bäume alle Jahre so trügen, da dieß der Fall doch nicht wäre. Diesem muß ich hierdurch wider-

widersprechen und versichern, daß ich jenes 12 Jahre hinter einander bemerkt habe. Auch haben mich die Einwohner des Dorfs Ottowind versichert, daß die Welschen Nußbäume in ihren Gärten, so lange sie sichs zu erinnern wüßten — und es sind Männer von 70 Jahren darunter — alle Mal solche Stängel mit 10 bis 20 Nüssen getragen hätten *). Dieß muß ich zu meiner Ehrenrettung bekannt machen, damit ich auch den Schein eines Betrügers von mir abwende **). Falls es verlangt werden sollte, bin ich, zur Bestätigung des hier Gesagten, erbötig, sowohl vom Schullehrer des Orts, als auch vom Schultheißen und von mehrern Einwohnern Zeugnisse beizubringen.

den 2. Juni 1807.

Johann Büttner,
Pfarrer zu Oettingshausen und Otkowind
im Coburgischen.

*) Daß das Lokale die Größe dieser Frucht hervorbringe, ist nicht wahrscheinlich. B.

**) Hier muß ich bemerken, daß nur noch zwei Stämmchen verkäuflich sind. B.

IX.

IX.

Kurze Nachrichten.

Unter dem 6. Januar 1807 ist von der herzogl. Landesregierung in Coburg die Einfuhr von allem fremden ausländischen Branntwein bei Konfiskation desselben verboten worden.

* * *

Vom herzogl. Sachsen-Coburg-Saalfeldischen Oberbergamte zu Saalfeld ist der Handel mit fremden Schiefertafeln durch inländische Kaufleute nicht allein bei Konfiskation der Waare, sondern auch für jedes Stück Schiefertafel auf 5 Rthlr. gesetzte Strafe unterm 5. Januar 1807 verboten worden. Kann der Kontravenient die Geldstrafe nicht bezahlen, so tritt Zuchthausstrafe ein.

* * *

Hr. Mahler Steiner in Sonnenberg bei Coburg, dessen schon einige Male in den Oekonomischen Heften mit Ruhm gedacht worden ist, bietet Aepfel- und Birnwildlinge das Stück zu

6 Kr.

6 Kr. aus. — Eben so sind jährige Birnwildlinge bei Hrn. Karl Christi. Loz in Meiningen à 1 Schock 4 Gr. zu haben.

* * *

Aus dem Braunschweigischen,
den 28. Mai.

Vor 2 Tagen verheerte ein Hagelwetter im Braunschweigischen in einem Umfange von 6 Meilen alle Felder. Zu Wolfenbüttel, Salzdahlen, Linden, Salzgitter, Gandersheim u. s. w. sind die Fenster zerschlagen. An einigen Orten fiel Hagel in der Größe fast eines Hühnereies. Einzelne Güterpächter berechnen ihren erlittenen Schaden auf 10, 12, 15,000 Thaler.

* * *

Aus Schwaben, den 2. Juni
1807.

Ein am 30. Mai Mittags zwischen 12 und 1 Uhr ausgebrochenes Hagelwetter verwüstete in neun Dörfern des Oberamts Tübingen die schöne Aussicht auf die heurige Ernte, und versetzte viele hundert Einwohner in eine kummervolle Lage. Roggen, Erbsen, Bohnen sind ganz zu Grunde gerichtet; das Obst, besonders Aepfel, sind beinahe

ganz

ganz abgeschlagen, und von den Weinbergen hat man wenig oder gar keinen Ertrag zu erwarten. Noch kann der Schade nicht angegeben werden, er ist aber beträchtlich.

Auch zwischen Erlangen und Bamberg bei Vorchheim wurde ein schmaler Strich von 4 bis 6 Stunden in die Länge von einem Hagelwetter betroffen *).

* * *

Dieses Jahr haben Würmer und Schnekken sehr großen Schaden in den Gärten an Salat, Bohnen, Erbsen und Gurken angerichtet, wovon ich befreit geblieben bin, da ich das Erdreich mit gesäuertem Wasser begoß. Das Mittel selbst steht im R. Anz. 1. Bd. Nr. 30. S. 223 f. 1806. mit folgenden wenig geänderten Worten:

Das Erdreich mit gesäuertem Wasser begossen oder besprengt, hat einen doppelten Nutzen: 1) Es kom-

*) Im J. 1788 ging ein solches Wetter über Schleusingen in der Richtung von Abend gegen Morgen; 1792 eben so über Hildburghausen, 3 Stunden auf der rechten Seite, und so gings 1797 über Rodach und Oettingshausen; 1800 über Coburg, 1804 über Gleußen im Coburgischen, und 1807 machte es einen Sprung von 9 Stunden, über Vorchheim.

kommen die Gewürme, Käfer und Insekten, besonders viele Skolopender, nach einigen Stunden auf die Oberfläche der Erde und sterben; 2) u. s. w.

Man tröpfelt nämlich in 1 Maß Brunnen- oder auch Regenwasser nach und nach 1 Loth Vitriol-Oel, und gießt dieses auf das Erdreich. Mit 3 Pfund dieses Oels à 8 Gr. kann eine große Strecke übergossen werden.

* * *

In Baiern ist am 8. Juni eine höchst merkwürdige Verordnung erschienen, wodurch allgemeine Gleichheit der öffentlichen Abgaben eingeführt und jede privilegirte Befreiung davon aufgehoben wird. Es heißt darin: „Der Grundsatz der allgemeinen Theilnahme an den Staatsauflagen ist so gerecht, und in dem Wesen des Staatsverbandes so fest gegründet, daß die Aufhebung der Befreiungsvorrechte eine unverkennbare Pflicht des Staats geworden ist; daher soll jedes Grundvermögen, es mag bisher befreit gewesen sein oder nicht, und zu den königl. Domainen, oder zu jedem andern Eigenthume (Rittergütern) gehören, seinen verhältnißmäßigen Antheil an der Grundvermögensteuer tragen u. s. w. —

Diese

Diese Verordnung, so sehr auch die Privilegirten darüber schreien und an ihre wohlhergebrachten Rechte appelliren mögen, wird gewiß nicht nur den Flor des Ackerbaues außerordentlich erheben, sondern auch die Summe der Staatseinkünfte vermehren und überhaupt der Grundstein zur allgemeinen bürgerlichen Glückseligkeit, zum Patriotismus werden. — Wenn die Teutschen Regenten in die Fußtapfen des weisen und gerechten Königs von Baiern treten, so werden sie auch gewiß wieder auf Teutschen Patriotismus rechnen können.

* * *

Berichtigung.

Von der Landesregierung zu Coburg ist zwar die Ausfuhr der Wolle sub d. d. 1. Juni 1807 nach der Landesordnung von 1556, Art. XLI. *) und dem Publikandum vom 26. April 1804 verboten worden **); es bleibt aber einem Jeden erlaubt,

*) Diese drohet die Konfiskation der Wolle unnachsichtlich gegen den Kontravenienten. —

**) Es geht gewöhnlich Unterschleif mit Zoll und Geleit vor. Der Pachter, der seine Wolle auswärts verkauft hat, ist nun nicht mehr Herr derselben, und kann sie, wenn er auch sonst zoll- und geleitfrei wäre, jetzt ohne Zoll und Geleit des Käufers nicht

erlaubt, seine Wolle ins Ausland zu verkaufen, wenn er sich einen freien Ausfuhrbrief gelöset hat.

* * *

Anfragen.

1. Warum fressen die Kühe Klee und Gras nicht so gern, wenn es mit der Sense gemähet, als wenn es mit der Sichel gegraset ist?

* * *

2. Warum setzt Hr. Prof. Leonhardi seinen Forst- und Jagdkalender nicht fort? Sollte der Rival von Wildungen daran Schuld sein?

* * *

3. Daß der Klee schon im 17. Jahrhunderte in Teutschland, besonders aber in Thüringen, erbaut worden sei, beweist Falkensteins Chronik und ein im Jahr 1604 gedrucktes Wirthschaftsbuch. — Warum hat man den Kleebau wieder vernachlässigt? oder war der 30jährige Krieg, der 1620 in Thüringen schon tobte, die Ursache davon?

* * *

4. Bei

nicht ausführen — welches aber bisher immer geschehen ist, und Zoll- und Geleit-Defraudationen immer vorgegangen sind.

4. Bekanntlich *) hat der ehemalige Landschafts-Direktor von Imhof auf dem Hohen Stein bei Coburg zur Veredlung ausländischer Schafe einen Versuch gemacht, damit, daß er eine Sorte Schwäbischer Schafe, die von einer ausgezeichneten Größe waren, und einen tüchtigen Pelz von 6 bis 7 Pfund grober Wolle auf dem Buckel hatten, von Spanischen Böcken bespringen lassen. Hat derselbe seine Absicht:

sich Schafe zu ziehen, welche von den Schwäbischen die Größe und die Reichhaltigkeit des Pelzes, von den Spanischen aber die Güte der Wolle besitzen sollten,

erreicht? Wer kann darüber nähere Auskunft geben?

* * *

Nachricht.

In Beziehung auf die Oekon. Hefte, Juni 1807, S. 516 und 529, benachrichtige ich den Hrn. Verf. jener Recension, daß Hr. Gärtner Gotthold in Arn-

*) S. Oekonom. Weisheit und Thorheit. 1. Thl. Erf. 1789. S. 197.

Arnstadt noch lebt, und ungeachtet seines hohen Alters seine Gartengeschäfte sehr thätig betreibt.

Arnstadt, den 10. Juli 1807.

G. C. B. Busch,
Superintendent.

Inhalt.

No. I.

Intelligenz = Blatt.

Vollständiges
Geographisches
Taschenwörterbuch;
oder

Alphabetische Darstellung aller Länder, Städte, Flecken, Dörfer, Ortschaften, Meere, Seen, Inseln, Flüsse ꝛc. mit genauer Angabe ihrer Lage, Größe, Bevölkerung, Produkte, Manufakturen, Fabriken, Gewerbe, Handel u. s. w. Nach den neuesten Verfassungen vorzüglich für Reisende, ingleichen zum täglichen Gebrauch für Civil= und Militair=Personen, Kaufleute, Geschäftsmänner und für alle, die sich in der Erdkunde zu unterrichten wünschen, bearbeitet

von

J. G. A. Galletti.

8. Leipzig bei J. F. Gleditsch.

Kostet geheftet 2 Thlr. 12 Gr. Auf Schreibpap. 3 Thlr.

Die allgemein anerkannten Verdienste des Verfassers um die Erdkunde machen jedes Wort zur Empfehlung dieses Werkes überflüßig. Als ein leichtes und bequemes Hülfsmittel für die Freunde der Erdkunde sowohl, als für Reisende, für Kaufleute und Geschichtsmänner liefert dieses Taschenwörterbuch in gedrängter Kürze ohne einer zweckmäßigen Vollständigkeit und Deutlichkeit zu schaden, und — was demselben für jetzt noch einen eigenthümlichen Werth giebt — überall mit genauer Hinsicht auf die neuesten Verfassungen, Alles, was zum Unterricht der Erstern und zur geschwinden Uebersicht der Letzteren wesentlich nothwendig

wendig ist. Gutes Papier und schöner, deutlicher Druck dienen ihm noch zur vorzüglichen Empfehlung.

In diesen Tagen ist es von mir allen soliden Buchhandlungen, als Neuigkeit, zugesandt worden.

Oekonomische Pflanzenkunde

Für Land- und Hauswirthe, Forstbediente, Gärtner, Künstler, Fabrikanten und andere Liebhaber, nach dem System des Gebrauchs geordnet und mit Linne'ischen Kennzeichen beschrieben von

Dokt. Christ. Gottfr. Whistling.

Vierter und letzter Band. Nebst einem dreifachen Register über alle 4 Bände. gr. 8. Leipig bei Joh. Friedr. Gleditsch.

Preis 2 Thlr. Alle 4 Bände kosten 7 Thlr. 4 Gr.

Dieses in seiner Art klassische Werk ist nun geschlossen. Der gelehrte Botaniker, so wie der Liebhaber der Botanik, beide finden in diesem Werke alles in dies Fach gehörende Wissenswerthe mit möglichster Vollständigkeit vorgetragen. Vorzüglich ist es als Compendium den höhern Lehranstalten zu empfehlen.

Der 4te Band hat auch noch folgenden Titel:

Unkräuter, giftige Pflanzen, wildwachsende Bäume und Sträucher; ihre Schädlichkeit, ihre Vertilgung, ihr Anbau, ihr Nutzen und Gebrauch. Ein nützliches Handbuch für Jedermann.

Allgemeinfaßlicher

Unterricht im Generalbaß,

mit Rücksicht auf den jetzt herrschenden Geschmack in der Komposition durch treffende Beispiele erläutert von

Joh. Gottfr. Vierling.

Zweite Abtheilung 4to. Leipzig bei Joh. Friedr. Gleditsch.

Preis 12 Gr. beide Abtheilungen 1 Thlr. 20 Gr.

Diese

Diese — unter allen die neueste — Anweisung eignet sich, durch die möglichste Deutlichkeit vorzüglich für diejenigen, welche, ohne mündlichen Unterricht, den Generalbaß gründlich verstehen lernen wollen.

Erholungen.

Herausgegeben von W. G. Becker. 1807.

Drittes Bändchen, Preis 1 Thlr. Sächs.

Inhalt:

I. Thisbe. Von Isidorus Orientalis.

II. Emilie, oder das Mädchen im Walde. Von Amalie Berg.

III. Der rasende Roland. Sechszehnter Gesang. Von Bürde.

IV. Fragmente über Liebe und Ehe. Von Grohmann in Wittenberg.

V. Hans Dunsens Abentheuer im Kriege. Von A. G. Eberhard.

VI. Verbrechen über Verbrechen. Von W. G. Becker.

VII. Heimsuchung. Altdeutsches Kirchenlied. Von Friedrich Kind.

VIII. Die Erscheinung. Vom Grafen Wilhelm von Löwenstein-Wertheim.

IX. Gedichte. Von Wilhelmine von Gersdorf, Aug. Kuhn, C. H. von Lindemann, C. F. Menke, L. Möller, St. Schütze, Friedr. Kind, G. A. H. Gramberg, Louise Brachmann, K. L. M. Müller, Kretschmann, J. H. Dambeck und Pet. Friedr. Kanngießer.

Mit diesem Bande sind nun 47 Bände erschienen. Diese kosten 47 Thlr. Wendet man sich an die Verlagshandlung selbst, so bewilligt sie den Käufer einen nicht unbedeutenden Rabbatt. Etwas Rühmendes über den Inhalt des Obigen zu sagen, ist nicht die Sache des Verlegers. Ein Institut, welches Namen, wie die Genannten, zu Mitarbeitern, und einen Redacteur, wie

Hrn.

Hrn. Hofrath Becker, an seiner Spitze hat, bedarf dies wohl einer weitern Anpreisung?

Niemann'sche Buchhandlung in Leipzig.

Recension.

Züllichau, bei Darnmann: Kleine Romane und Erzählungen von Friedrich Rochlitz. In drei Bänden 8. 1r Band. 350 Seiten. 2r Band 335 Seiten.

Zum Theil sind diese Erzählungen und kleinen Romane dem lesenden Publiko schon bekannt, indem mehrere derselben in Zeitschriften oder in Taschenbüchern abgedruckt wurden. Der Verfasser hat wohl gethan, solche aufs neue und verbessert, herauszugeben, indem es diese Aufsätze nicht verdienen, mit jenen ephemerischen Sammlungen vergessen zu werden. Den dritten und letzten Theil verspricht der Verfasser aufs baldigste zu liefern, und wir wünschen, daß er Wort halten möge. Zum Schlusse fügen Wir den Inhalt dieser beiden ersten Bände hinzu: Erster Band enthält: den Besuch im Irrenhause — das Lotterieloos — Elwina an die Mutter — die Romantischen — Cölestine — die Ehescheidung — Azakia. Der zweite Band enthält: Amtsbericht des Pfarrers zu Eichengrün — der Roman meiner Jugend. — Mißverständnisse. — Der beneidete — Das kleinste aller Reis. Abentheuer.

* * *

---

*) Dies Intelligenzblatt ist zu Anzeigen aller Art bestimmt. Es wird an die 3 folgenden Journale geheftet, als: an das Journal für Fabrik; die Oekonomischen Hefte; und an Gutsmuths Zeitschrift für Pädagogik. rc.

Für diese dreifache Anzeigen bezahlt man nicht mehr als zusammen 1 Gr. pr. Zeile.

Buchhandlungen belieben ihre Inserate an den Verleger dieses Journals einzusenden.

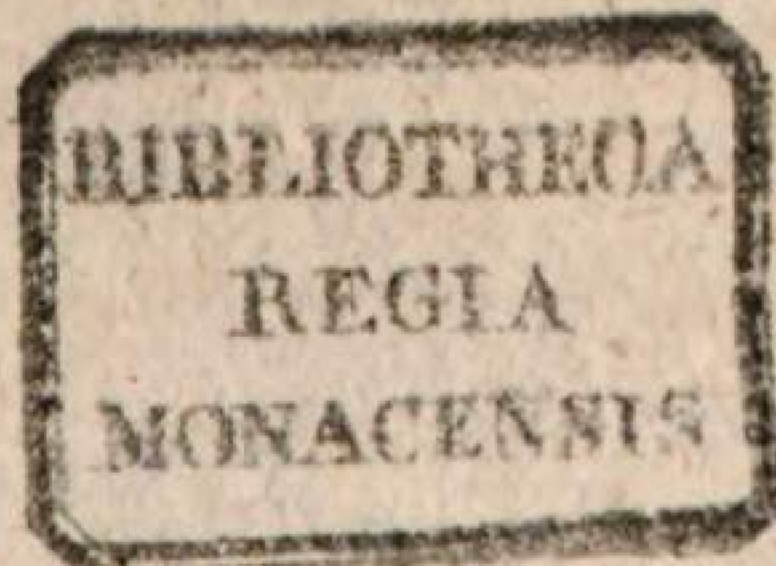
Oekonomische Hefte
für den
Stadt- und Landwirth.

September 1807.

I.

Etwas von der Achtung, in der die Landwirthschaft bei den Völkern der alten Welt gestanden hat, und von einigen Gesetzen, die bei den Alten zum Besten des Landwesens ergangen sind.

Die Egypter priesen den Osiris als Erfinder des Ackerbaues; die Griechen verehrten dieser Erfindung wegen die Ceres und ihren Sohn Triptolemus. Die Bewohner des alten Latium schrieben diese Erfindung dem Saturnus oder



ihrem Könige Janus zu, den sie aus Dankbarkeit für diese Wohlthat zur Götterwürde erhoben, und den sie deshalb in Tempeln und an Altären anbeteten.

Landwirthschaft war beinahe die einzige Beschäftigung der Patriarchen, der ehrwürdigsten unter allen Menschen, die wegen der Einfalt ihrer Sitten, der Güte ihrer Herzen und der Hohheit ihrer Gesinnungen gewiß verehrt zu werden verdienten.

Die Landwirthschaft wurde bei den mehresten Völkern der alten Welt in großen Ehren gehalten. Alle Schriften über die Landwirthschaft, die aus dem Alterthume bis auf uns gekommen sind, wurden von Männern abgefaßt, welche die vornehmsten Staatsämter bekleideten. Xenophon, ein eben so großer Philosoph als Feldherr, gab in Athen öffentlich Unterricht in der Landwirthschaftswissenschaft. Der König Hiero von Syracusa achtete sich nicht für zu groß, um seinen Unterthanen schriftliche Anweisung zu einem so nützlichen Gewerbe zu geben. Die Häupter der beiden größten Freistaaten der alten Welt, der Römische Konsul Cato und der Karthager Suffet Mago, sind, nach dem eignen Urtheile der Alten, die gepriesensten ökonomischen Schriftsteller. Mitten unter der Herrschaft des Luxus in Asien und im Römischen

mischen Reiche sehen wir schätzbare Schriften über Landwirthschaft aufkommen, die von dem König Attalus von Pergamo, von dem König Archelaus von Kappadocien, von Valerius Asiaticus, welchen die Römer nach Ableben des Caligula der Kaiserwürde für würdig achteten, und von andern großen Männern abgefaßt waren.

Zu allen Zeiten hat die Welt denen, die sich ernstlich und eifrig dem Landbau widmeten, allerlei Vorzüge und Vorrechte gesetzlich zugestanden. Diese günstigen Gesetze für die Landwirthschaft haben sich hin und wieder sogar bis auf die Thiere erstreckt, welche mit den Menschen Theil an den ländlichen Arbeiten und Mühseligkeiten nahmen. So war es in einem Gesetze der Athener verboten, einen Ochsen, der den Pflug zog, zu schlachten; ja, es war nicht einmal erlaubt, einen solchen Ochsen als Opferthier zu tödten: „Wer sich dieses Verbrechens schuldig macht oder ein Ackergeräthe stiehlt,“ hieß es, „soll am Leben gestraft werden.“ Ein junger Römer, welcher beschuldigt und überführt wurde, daß er, bloß dem grillenhaften Einfall eines guten Freundes zu Gefallen, einen solchen Ochsen getödtet hatte, wurde zur Landesverweisung verurtheilt, als wenn er, sagt Plinius, seinen eigenen Wirthschaftsverwalter umgebracht hätte.

Es war aber nicht genug, daß die Regierung die zum Ackerbau erforderlichen Sachen durch Ge-

setze schützte, sondern sie mußte billig auch für die Ruhe und Sicherheit des Ackermannes und seines gesammten Eigenthums sorgen. Aus diesem Grunde verbot Constantin der Große den Gläubigern, einem Landwirth um bürgerlicher Schuldforderungen willen seine Sklaven, seine Ackerochsen oder die zum Feld- und Gartenbau gehörigen Werkzeuge wegzunehmen. „Lassen sich," heißt seine Verordnung, „die Gläubiger, die Bürgen oder sogar die Richter beigehen, dieses Gesetz zu übertreten; so sollen sie eine willkührliche Strafe erleiden, zu der sie von einem höhern Richter zu verurtheilen sind."

Dieses Verbot wurde von eben dem Fürsten noch durch ein anderes Gesetz verstärket, welches den kaiserlichen Steuereinnehmern bei Lebensstrafe einschärfte, den dürftigen Ackermann in Ruhe zu lassen. Constantin sah wohl ein, daß durch jede Schwierigkeit, die man dem Fortgange der Landwirthschaft in den Weg legte, die Masse der Lebensmittel vermindert, die Schätze des Handels verringert, und der Umfang seiner eigenen Gerechtsame und des Staatseinkommens unausbleiblich verkürzet würden.

Es gab eine Zeit, wo die Landleute in den Provinzen verbunden waren, den Eilboten Postpferde, und den Führern der Packwagen zum Staatsdienst

ihre Zugochsen herzugeben; aber Constantin trug Sorge, das Pferd und den Ochsen, die der Landmann zum Ackerbau brauchte, von solchen Frohndiensten auszunehmen. „Wer diesem meinem Gesetze zuwider handelt," sagte dieser Fürst zu den Obrigkeiten, „den sollet ihr nach der Strenge richten. Ist es ein Mann von einem so hohen Range, daß ihr ihm nicht beikommen und mit Schärfe wider ihn verfahren könnet, so zeiget ihn nur bei mir an, und dann will ich für die Strafe sorgen. Sind sonst keine Pferde, sonst keine Ochsen da, als solche, die zur Wirthschaft gebraucht werden, so müssen die Packwagen und die Eilboten warten."

Das platte Land von Illyrien wurde von kleinen Dorf-Despoten ausgesogen, die den Ackersmann in Kontribution setzten, und ihn zu Frohndiensten zwangen, welche dem Feldbau und der ganzen Wirthschaft zum Schaden gereichten. Die Kaiser Valens und Valentinian thaten diesem Unwesen, so bald sie Bericht davon bekommen hatten, Einhalt durch ein Gesetz, vermöge dessen die kleinen Dorf-Despoten, die sich ferner erkühnen würden, dergleichen Tyrannei auszuüben, zur Konfiskation ihrer Güter und zu ewiger Landesverweisung verurtheilt werden sollten.

Die Französischen Könige, Heinrich III., Karl IX. und Heinrich IV. haben ihr Wohlgefal-

gefallen daran gefunden, die Bewohner des platten Landes durch milde Verfügungen zu ihrem Besten zu begünstigen. Sie verboten, die Mobilien, das Geschirr, die Ackergeräthe und das Zucht- und Nutzvieh des Landwirthes in Beschlag zu nehmen, und diese Verordnungen sind auch hernach von Ludwig XIII. und Ludwig XIV. bestätigt und erneuert — aber nur nicht gehörig befolget, und durch diese Nichtbefolgung ist in Frankreich die Landwirthschaft am Ende dermaßen zu Grunde gerichtet worden, daß die Revolution bei ihrem endlichen Ausbruche vor nun 18 Jahren Niemanden willkommener sein konnte, als den armen Landleuten.

C. A. W.

II.

Dinkel (Triticum Spelta *)).

Wenn der Thüringische und Sächsische Landwirth wüßten, welche Vortheile ihnen der Dinkel brächte, so

*) Er heißt auch Dünkel, Spelz, Korn, Wesen, Winterkorn, Vesen, Dinkelweitzen, Winterspelz, Spelt,

so würden sie gewiß nicht unterlassen, statt des vielen Roggens diese Frucht anzubauen. In Franken und Schwaben bauet man ihn sehr stark, in andern Teutschen Provinzen hingegen gar nicht. Ueberhaupt wird in Teutschland viel zu wenig Weitzen gebaut, weil er nicht überall geräth, aber der Dinkel würde diese Lücke ausfüllen, da er gleichsam das Mittel zwischen Weitzen und Roggen ist.

Diese Getreideart war schon sehr früh unter den Israeliten und in den Morgenländern bekannt; noch heut zu Tage bauet man sie in Egypten und Arabien; von da kam sie wahrscheinlich nach Frankreich und der Schweitz, wo man sie noch jetzt bauet. Am stärksten aber wird sie am Rhein, in der Pfalz und, wie obgedacht, in Franken und Schwaben gebauet. Das Mehl des Dinkels ist weißer, feiner und ergiebiger, als das des Weitzens. Das daraus gebackene Brot ist zwar eben so schmackhaft als genießbar, jedoch nicht so nahrhaft als das Wei-

Spelt, Zweikorn, Kern, Korallenweitzen, Weitzenspelt, Sommerspelt, Amelkorn, Krullweitzen *), d. Verf.

*) Spält, Spelze, Quälkorn, Kraftmehlspelt und Fasen. — Vergl. übrigens noch das April-Stück dieser Hefte von 1807, S. 322 ff. d. Red.

Weitzenbrot, und in dieser Rücksicht ist es geschickter zum Stärkemehl. In der That bereitet man aus dem Dinkel ein sehr feines und weißes Mehl, das unter dem Namen Nürnberger oder Frankfurter Kraftmehl, nicht nur in die benachbarten Gegenden, sondern auch in die nördlichen Länder verschickt wird. Nur in Nürnberg allein wird jährlich für viele Tausend Thaler dergleichen Mehl vermahlen und durch ganz Europa verschickt. Auch wird mit dem daraus bereiteten Gries und Mehl, besonders in Hamburg und im Elsaß, starker Handel getrieben.

Vom Dinkel, den man in Schwaben Korn oder Kern nennt, hat man zweierlei Sorten: Sommerspelt und Winterspelt. Letzterer ist ergiebiger als ersterer; der Sommerspelt hat kleinere Körner, und wird daher bloß zu Graupen und Grütze gebraucht. Es gibt auch Spielarten mit röthlichen und mit ganz weißen Aehren, beide ohne Grannen. Den Dinkel ohne Grannen nennt man Muzerkorn. Beim Ausdreschen behält der Dinkel seine Hülsen, mit diesen wird er wieder gesäet; soll er aber gemahlen werden, so muß er zuvor enthülset werden. Dieses geschieht in der Mühle, indem man die Mühlsteine etwas von einander entfernt, wie es zu den Gerstengraupen geschehen muß; eine Sache, die viele Müller recht wohl verstehen, oder in einer sogenannten Gärbemühle,

mühle, wie sie im Rotenburgischen an der Tauber eingeführt sind, und leicht von jedem Müller auf seiner Mühle eingerichtet werden können. Die Einrichtung findet man in den Fränkischen Samml. 3. Bd. S. 510. beschrieben, und in Stumpfs Bürger- und Bauernkalender abgebildet. Ist der Dinkel in der Mühle abgerumpelt oder gegärbt, d. h. von seiner Hülle getrennt, so nennt man ihn im Fürstenthum Hohenlohe und in einigen andern Gegenden, Kern; eigentlich aber heißt er dann Spelt, und so kommt er in den Handel.

Gewöhnlich bauet man den Dinkel als Winterfrucht, und die Vortheile dieses Anbaues sind bedeutend. Vor dem Weitzen hat er den Vorzug, daß ihm keine Gegend zu kalt ist, wenn der Boden nur einiger Maßen gut ist. Wenn er auf niedrigen Aeckern im Winter oder Frühjahre unter Wasser kommt, so hält er es länger aus als der Weitzen. Er widersteht selbst dem Märzschnee, und verträgt alle ungleiche Witterung. An Körnern ist er einträglicher als der Weitzen, so wie er auch selten Mißwachs hat. Sein Mehl ist, wie schon gesagt, viel weißer, schöner und feiner als das vom Weitzen; zu Backwerk, Konfituren, zu Gries und zu Perlgraupen, ist es köstlich; beim Brot- und Kuchenbacken ist es ergiebiger; die Nudeln und Klöße davon werden lockerer, leichter und verdaulicher als vom Weitzen; die Graupen davon werden

durch-

durchs Kochen mit Wasser oder Fleischbrühe viel weicher und lösen sich weit leichter und eher in einen zarten, überaus nahrhaften Schleim auf, als Reiß und Gerste, von welchen man auch zu einer Suppe doppelt so viel nöthig hat, als von den Graupen des Sommerspelzes. Hingegen gibt das Mehl des Sommerspelzes ein schweres und feuchtes Brot. Aber auch der Winterspelz eignet sich nicht ganz zum Brotbacken; das Brot wird eher spröde und trocken, als das vom Weitzen. Da aber unser Weitzenmehl dagegen schwerer, weniger ergiebig ist, und die davon bereiteten Speisen im Kochen und Backen nicht so hoch und locker auflaufen, als vom Dinkelmehl, so darf man von diesem nur ein wenig unter das Weitzenmehl mischen, um den Teig erhaben zu erhalten, damit er nicht aus einander läuft.

Der Dinkel ist eine wahre Weitzenart, sein äußerliches Ansehen ist schon dem gemeinen Weitzen ähnlich, nur wächst er immer niedriger, doch höher als die Gerste. Er wird auch eben so gebauet, als der Weitzen. Man säet ihn gewöhnlich zu Michael; starker, etwas lehmartiger Boden ist ihm sehr gut. Andere bauen ihn auf Kalkboden, und wieder Andere in steinigem, bergigem Boden, wo sonst nur Hafer fortkommt. Ob er schon in kältern Gegenden nicht leidet, und man ihn in Rußland, Schweden und im nördlichen Amerika mit Vortheil

bauet,

bauet, so hat man dennoch beobachtet, daß er in wärmern Gegenden ein viel festeres, und fast steinhartes Korn und markige Halme hervorbringt, da hingegen an kältern Orten das Korn weicher und die Halme leerer sind. Er nimmt allerdings einen gut gedüngten Boden gern an. Im Teutschen Antheile des Kantons Bern düngt man das Land sehr stark, so daß es 8 bis 10 Jahre Gras trägt. In solchen fetten Boden würde sich der Roggen legen und faulen, und auch der Weitzen würde zu stark ins Stroh wachsen. In solchem Boden bauet man den Dinkel. In andern Gegenden des Kantons Bern aber, wo man nicht so stark dünget, bauet man, wie in Teutschland, Roggen und Weitzen unter einander, und diese Getreide mischt der Landmann zum Brote. In Franken säet man Dinkel und Weitzen, oder Dinkel und Roggen, oder Dinkel und Einkorn unter einander.

Ich müßte mich sehr irren, wenn ein Landwirth nicht ganz zum Anbau des Dinkels gereitzt werden sollte, sobald er es nur einmal versuchte, auf einen Morgen eines starken, fetten, schweren, etwas lehmigten Bodens, welcher im Jahre brache gelegen und stark gedünget worden, zwei Scheffel Dinkel zu Michael zu säen. Die vortreffliche Art des Wachsthums, die Menge Garben und das köstliche Mehl, müßte ihn ganz von der Vortrefflichkeit dieser Getreideart überzeugen.

Beim Brauen verhält sich der Dinkel zur Gerste, wie 7 zu 6. Unenthülset dient er zum Pferdefutter besser, als Hafer. Um aber das Mehl zum Backwerk geschickt zu machen, muß es durch eine zarte Beutelmühle verfeinert werden. Durch die Gährung gibt es, wie der Weitzen, die so schöne Stärke.

III.

Ueber den Runkelrüben-Syrup und die Rohzuckerbereitung in jeder ländlichen Oekonomie *).

Ich bin von mehrern Schlesischen Gutsbesitzern aufgefordert worden, ein Verfahren auszumitteln, nach welchem in jeder Haushaltung auf dem Lande, aus selbst angebauten Runkelrüben, zu einem niedrigen Selbstkostenpreis, auf eine ungekünstelte Art,

*) Von einem Freunde des Verfassers zum Abdruck eingesandt. — Vergl. Endliches Resultat der Bereitung des Zuckers aus Runkelrüben, im 29. Bd. des Journals für Fabrik, Manufaktur, Handlung und Mode, S. 381 ff.

d. Red.

Art, deren Ausführung keine chemische Kenntniß voraussetzt, und ohne kostspielige Maschinerien, Geräthschaften und Erbauung besonderer Gebäude, der zum eigenen Bedarf nöthige Syrup und Rohzucker, ersterer von reiner Süße, und letzterer in solcher Qualität bereitet werden kann, daß er zum Versüßen der Speisen und Getränke eben so anwendbar als der Rohzucker ist, den man unter dem Namen von Thomas-Zucker in der Handlung findet, und der bekannter Maßen als Erzeugniß eines entfernten Welttheils, durch Sklavenhände bereitet, zu uns kommt.

Obgleich eine Bearbeitung der Runkelrüben im Kleinen die Vortheile niemals abwerfen kann, die man von der fabrikmäßigen Betreibung dieses Geschäfts zu erwarten hat, bei welcher die Arbeiten in besonders dazu eingerichteten Gebäuden, mit Maschinerien, welche die verschiedenen Geschäfte erleichtern, beschleunigen und Handarbeit ersparen, verrichtet, und wobei die Abgänge auf das allervortheilhafteste durch die Verwendung zur Branntwein- und Essigbereitung angewendet werden, so habe ich dennoch einen Arbeitsgang und ein Verfahren ausgemittelt, nach welchem sich eine Haushaltung, mit Hülfe eines Apparats, welcher aus einer Handzermalmungsmaschine, einer einfachen jedoch wirksamen Presse, zweier kupferner Einsiedegefäße, nebst dazu gehörigem tragbaren

Ofen,

Ofen, und verschiedenen irdenen Gefäßen, welches insgesammt für 100 Thlr. anzuschaffen ist, den zum häuslichen Bedarf nöthigen Syrup und Rohzucker selbst verfertigen kann, erstern von so reiner Süße, daß er zur Versüßung der Speisen und Getränke dem Zuckersyrup gleich gebraucht werden kann, und letztern in der Qualität des Thomas-Zuckers, und zwar bei zweckmäßigem eigenen Anbau einer guten zuckerreichen Art Runkelrüben, als der weißen, im Selbstkostenpreis von 1½ Gr. das Pfund Syrup, und 2⅔ Gr. das Pfund Rohzucker, dagegen in einem um ⅓ höhern Kostenpreis, wenn man statt der weißen Runkelrüben andere Abarten dazu braucht, weil aus letztern diese Produkte nicht allein in geringerer Menge, sondern auch nur mit mehrerm Kostenaufwand, in der Qualität zu gewinnen sind, in der man sie aus den weißen Rüben erhält.

Das zu der Anfertigung des Syrups und Rohzuckers aus Runkelrüben im Kleinen nach meinem Verfahren nöthige Gebäude-Lokale ist von der Art, daß es sich wohl auf jedem Gute vorfindet. Bei gelinder Witterung ist jeder nur bedeckte Raum anzuwenden, um die Rüben vermittelst der tragbaren Zermalmungsmaschine zu zerreiben und mit der ebenfalls tragbaren Presse auszupressen; bei Frostwetter aber jede Kammer, Keller, Stube oder sonstiger verschlossener Raum, in welchen der Frost

nicht

nicht eindringen kann. Zum Versieden des Saftes ist nur ein recht geräumiger Kamin erforderlich, und endlich zur Beförderung der Körnung oder sonstiger Bildung des Zuckers in feste Masse bedarf es eines Gemachs, worin ein Ofen befindlich ist, durch welchen man es so lange warm erhalten kann, als es die Zuckerbildung erfordert.

Der erwünschte Erfolg der haushälterischen Runkelrüben-, Syrup- und Rohzuckerselbstbereitung hängt ab:

1) Von der Anwendung guter, in der Abart zweckmäßig gewählter und durch die Kultur zuckerreich erzielter Runkelrüben;

2) Von der gehörigen, der Absicht Genüge leistenden, dauerhaften Anfertigung der Geräthschaften, die bei der ganzen Bearbeitung gebraucht werden;

3) Von der genauen Befolgung des Verfahrens, wodurch der Runkelrübensaft geläutert, und bis zur Syrupdicke, oder bis zu der Konsistenz eingedickt wird, bei welcher der darin enthaltene Zucker entweder farinartig körnt, oder kandisartig krystallisirt.

Ueber die beste Abart der Runkelrüben zur Syrup- und Zucker-Fabrikation, so wie über die Art, wie

wie bei ihrem Anbau verfahren werden muß, wenn sie zuckerreich werden sollen, habe ich in meiner Schrift über den Anbau der Runkelrüben *), die nöthige Nachweisung gegeben.

Denjenigen Gutsbesitzern in Schlesien, die bei dem Selbstrübenanbau sich mit der Syrup- und Zuckerbereitung zum Bedarf ihrer Haushaltung, oder auch wohl noch zum weitern, nicht zu erweiterten Debit, beschäftigen wollen, und bei nicht zweckmäßigen und gehörig angefertigten Geräthschaften leicht ihren Zweck verfehlen könnten, bin ich erbötig, für Ein hundert Reichsthaler, die vorhin benannten Geräthschaften anfertigen zu lassen, und sie ihnen sechs Wochen nach geschehener Bestellung und Vorausbezahlung auf ihre Kosten zu überschicken.

Um endlich meinerseits alles mögliche zu thun, damit dieser von mir angegebene neue vaterländische Industrie-Zweig auch einzelnen ländlichen Haushaltungen bald möglichst nützlich werde, bin ich erbötig, gegen Erstattung der Reise- und anderer Kosten, denjenigen, die ich mit zweckmäßigen Geräthschaften versehen haben werde, einen Menschen

zu

*) Anleitung zum Anbau der zur Zuckerfabrikation anwendbaren Runkelrüben und zur vortheilhaften Gewinnung des Zuckers aus denselben, von F. C. Achard. Breslau bei Korn. 1803.

zu schicken, der die ganze Procedur unter ihren Augen machen, und mit Aufrichtigkeit alle Handgriffe zeigen soll, auf deren Beobachtung und Befolgung der Erfolg des ganzen Geschäfts beruhet, so daß ein Jeder bei genauer Nachahmung auch eben dieselben Produkte erzeugen wird.

Die Geräthschaften, die ich erbötig bin, für 100 Thlr. anfertigen zu lassen, sind von der Art, daß damit weit mehr als der Hausbedarf an Syrup und Zucker gemacht werden kann, und so berechnet, daß mit solchen, wenn die Arbeit ohne Unterbrechung täglich fortgesetzt wird, und man weiße Runkelrüben anwendet, durch 5 Arbeiter, wovon 2 zum Zermalmen der Rüben, 2 zu ihrer Reinigung und Auspressung, und einer zur Läuterung und Versiedung des Saftes gebraucht wird, alle Tage, den Tag zu 12 Arbeitsstunden gerechnet, 3 Centner Runkelrüben verarbeitet werden können, von welchen zu gewinnen sind: entweder 27 Pfd. Syrup, oder, wenn man Zucker machen will, 16 bis 18 Pfd. Rohzucker, nach dem größern oder geringern Zuckergehalt der Rüben, und 8 Pfd. davon ablaufender Schleimsyrup oder sogenannte Melasse, die zum Verspeisen für das Gesinde sehr brauchbar ist.

Wenn man statt der weißen Runkelrüben, die Arten mit rothgefärbter Rinde auf Syrup und

Zucker verarbeiten will, so muß man anstatt der zwei Menschen, die ich auf die tägliche Reinigung und Auspressung von 3 Ctnr. weißer Rüben gerechnet habe, 4 Menschen dazu anstellen, weil dergleichen Rüben, wenn sie eben so guten Syrup und Zucker ohne viel Weitläuftigkeiten geben sollen, als die weißen, besonders bei Arbeiten im Kleinen, geschält werden müssen, wodurch das Arbeitslohn vermehrt wird.

Die Kosten, die auf eine solche Verarbeitung im Kleinen von täglich 3 Ctnr. Runkelrüben, wenn sie ohne Unterbrechung die 6 Wintermonate hindurch, den Monat zu 24 Arbeitstagen und den Tag zu 12 Arbeitsstunden gerechnet, fortgesetzt wird, verwendet werden müßten, sind folgender Gestalt zu veranschlagen:

1) Die Zinsen des Kapitals von 100 Thlr. für Anschaffung der Geräthe, welche ich in Rücksicht auf die Abnutzung sehr hoch zu 10 pCt. rechnen will . . . . 10 Thlr.

2) Der Selbstkostenpreis des Anbaues der Runkelrüben. Es werden zwar bei täglicher Verarbeitung von 3 Ctnr. Rübenmasse dem Anscheine nach nur 432 Ctnr. Rüben in 144 Arbeitstagen verbraucht, weil aber darauf im Kleinen vorzüglich Rücksicht genommen werden muß, daß durch das Verputzen der Rüben ein Abgang entsteht, der be-

sonders

sonders bei Rüben die durch Verpflanzung angebaut sind, wegen Zertheilung der Hauptwurzel in kleinere Aeste, viel ansehnlicher ausfällt, als bei Rüben, die durch Aussteчen des Samens erzielt werden, welcher Abgang zwar dem Landwirthe ein vortreffliches Futter liefert, doch aber der Syrup- und Zuckergewinnung nicht zu gute kommt, so ist, um recht sicher zu gehen, auf eine Rüben-Produktion von 600 Ctnr. zu sehen, wozu auch unter ungünstigen Umständen, 6 Morgen im Brachfelde, wo dieser Rübenbau keine Kornfrucht verdrängt, hinreichend sind. Bei diesem Rübenbau im Brachfelde, wo für eine sonstige durch den Rübenbau verdrängte Benutzung des Ackers nichts zu veranschlagen ist, belaufen sich die Kosten desselben, wenn alle dabei vorkommende Geschäfte durch Tagelöhner gemacht werden, nach mehrjährigen Erfahrungen, auf 2 Gr. pro Centner Rüben, also auf 600 Ctnr. . . . . 50 Thlr.

3) An Materialien:

a) Für Holzasche, von Kiefern oder Erlenholz 1 Thlr.

b) Für Kalk . . . . 2 Thlr.

c) Für Schwefelsäure oder Vitriol-Oel, das Pfd. à 10 Gr. gerechnet . . . 29 Thlr. 4 Gr.

d) Für Brennmaterial zum höchsten Preise, weil im Kleinen verhältnißmäßig immer weit mehr

aufgeht, als bei ähnlichen Arbeiten im Großen erfordert wird, ist anzusetzen . . 40 Thlr.

4) An Arbeitslohn, für 5 Menschen täglich, auf 144 Tage, den Tag zu 12 Arbeitsstunden, und das Tagelohn, wie ich es hier in Cunern bezahle, zu 6 Sgl. gerechnet, macht

144 Thlr.

Summa 266 Thlr. 4 Gr.

Ein Oekonom, der sich die Wintermonate hindurch im Kleinen, und ohne eine kostspielige Anlage zu machen, mit der Syrup- oder Zucker-Fabrikation aus Runkelrüben beschäftigen wollte, würde daher durch einen Geldaufwand von 266 Thlr. 4 Gr. (mit Ausschluß der Rübenblätter, der bei dem Ausputzen der Rüben davon abfallenden Abgänge und des Marks der ausgepreßten Rüben, die als Abfälle bei dem Rübenbau und der Zuckerbereitung zu betrachten sind, und für die Oekonomie ein vortreffliches Futter abwerfen, daher billig unter die Nutzungen zu veranschlagen wären), entweder, wenn er sich mit der Anfertigung des Syrups begnügen wollte, 3454 Pfd. eines solchen Produkts bereiten könnte, welcher zuckerreicher als der kaufbare Syrup, und nicht so ekelhaft ist, als der Syrup, der bei der Raffinirung des Zuckers mit Zusatz von meisten Theils in einem hohen Grade in Fäulniß übergegangenem Ochsenblut, producirt wird,

wird, oder wenn er dem Proceß bis zur Gewinnung des Rohzuckers fortsetzen wollte, von solchen und zwar in der Qualität des so genannten Thomas-Zuckers, in Farin- oder in Kandis-Gestalt, 2304 Pfd. nebst 1152 Pfd. Schleim-Syrup oder Melasse gewinnen würde, welches letztere Produkt entweder zur Verspeisung für das Gesinde, als zu Brot, anzuwenden, oder an Branntweinbrenner zu verkaufen ist, wenn nicht Freiheit zum Branntweinbrennen es gestattet, die Melasse auf diese Art selbst zu benutzen, und einen sehr feinen Branntwein oder auch Rum daraus zu machen.

Nach den obigen richtigen Bestimmungen ist bei einer täglichen Verarbeitung von 3 Ctnr. Runkelrüben, wenn die Rübenabgänge, so vortheilhaft sie in der Oekonomie auch benutzt werden, und die Melasse, die einen bedeutenden Werth hat, nicht als Nutzungen veranschlagt werden, der Selbstkostenpreis des Rohzuckers 2⅔ Gr.

Die Selbstkosten der Syrup-Bereitung sind, weil man die Schwefelsäure dazu nicht braucht, auch nur ⅔ Brennmaterials erfordert wird, welches man auf die Anfertigung des Zuckers rechnen muß, so daß die Kosten um 42½ Thlr. geringer werden, 1½ Gr. das Pfd.

Die-

Dieses Verhältniß der Kosten zum produktiven Ertrag, es sei Syrup oder Zucker im Kleinen, ist zwar in der Voraussetzung berechnet, daß die Bearbeitung den Winter hindurch täglich fortgesetzt werde, wodurch allerdings mehr als der Bedarf einer Haushaltung producirt wird. Dieselbe Berechnung des Selbstkostenpreises des Syrups und Rohzuckers ist jedoch mit einer geringern Abweichung, die ihren Grund darin hat, daß bei einer geringern Produktion die Zinsen des auf die Anschaffung der Geräthe angewandten Kapitals, die ich wegen der Abnutzung auf 10 Thaler angesetzt habe, nicht mit so viel Vortheil genutzt werden, als wenn mit diesen Geräthen ein größeres Quantum an Syrup oder Zucker gemacht würde.

Daß der Erfolg der Unternehmungen, um auf vorbesagte Art Syrup und Rohzucker aus Runkelrüben zu bereiten, in dem Fall, daß man

1) eine zweckmäßig gewählte und durch angemessene Kultur zuckerreich erzielte Runkelrübenabart anwendet;

2) sich der Absicht entsprechender Geräthschaften bedient;

3) bei Verarbeitung der Rüben genau und pünktlich so verfährt, wie ich es bei dem darüber zu

geben-

gebenden praktischen Unterricht werde lehren lassen,

sowohl in Hinsicht der Kosten als des Ertrags an Produkten so ausfallen wird, wie ich es in diesem Aufsatze angezeigt habe, dafür bürge ich mit meiner Ehre; bei der Nichterfüllung der ad 1, 2 und 3 gemachten Bedingungen kann ich mich aber dafür nicht verbürgen.

Bei dieser Bekanntmachung habe ich auch nicht die allerentfernteste eigennützige Absicht, sondern die Veranlassung dazu liegt im reinen Wunsche, daß die Runkelrübenzucker-Fabrikation als mein alleiniges Erzeugniß, auch für Privat-Haushaltungen auf dem Lande so nützlich werde, als sie durch fabrikmäßige Betreibung im Großen, für den Staat im Ganzen, und seine Mitglieder im Einzelnen, in so vielen Rücksichten, die ich hier nicht berühren kann, vortheilhaft werden muß.

So geringe aber auch der Selbstkostenpreis bei der häuslichen Bereitung des Syrups und Rohzukkers im Kleinen ausfällt, so ist solcher dennoch viel höher, als wenn die Zucker-Fabrikation fabrikmäßig betrieben wird, wo die Benutzung der Abgänge auf Branntwein und Essig allen auf die Zukker-Fabrikation gewendeten Aufwand ganz und gar deckt, so wie es bei der Rohzuckersiederei aus dem Zuckerrohr in Indien ebenfalls der Fall ist, indem

der

der Rum, der aus den Abgängen bei der Indischen Zucker-Fabrikation gemacht wird, alles bezahlt.

Um jede Mißdeutung meiner Absichten zu beseitigen, glaube ich noch bemerken zu müssen, daß mein Anerbieten, die Geräthschaften zur häuslichen Zuckerbereitung selbst machen zu lassen, keinen andern Zweck hat, als daß sie gehörig und so angefertiget werden, als es nöthig ist, um das zu leisten, was sie leisten müssen, damit nicht etwa ein von der Unzweckmäßigkeit der Geräthschaften herzuleitender ungünstiger Ausfall der Arbeiten, einer in der Natur der Sache selbst liegenden, unüberwindlichen Schwierigkeit zugeschrieben werde. Auf eben den Grund gründet sich mein Anerbieten, durch einen der Sache kundigen Menschen praktischen Unterricht gegen Kostenersetzung denjenigen geben zu lassen, von welchen ich überzeugt bin, daß sie zweckmäßig eingerichtete Geräthschaften besitzen, weil ich aus Selbsterfahrung weiß, daß, um in dieser Sache mit Erfolg zu arbeiten und die von mir angegebenen vortheilhaften Resultate zu erhalten, alles auf Handgriffe ankommt, über die nur allein der praktische Arbeiter zu belehren im Stande ist, und die man durch die pünktlichste und deutlichste Beschreibung Andere nicht lehren kann.

Wenn ich daher diesem Aufsatze keine Beschreibung des Verfahrens beifüge, so geschieht es

nicht,

nicht, um mir das Ansehen zu geben, als hätte ich dabei noch ein Geheimniß, das bei der Sache, nach dem, was ich darüber durch den Druck bekannt gemacht habe, gar nicht sein kann, sondern weil ich eine solche Beschreibung für unzulänglich halte, um Jedermann in Stand zu sezzen, das Geschäft der Syrup- und Rohzuckerbereitung, mit dem Erfolge zu betreiben, mit dem es nur allein betrieben werden kann, wenn man sich das Praktische eigen gemacht hat.

Cunern bei Steinau.

Achard.

IV.

Eichen müssen geschält werden, wenn sie zum Bauen recht fest werden sollen.

Wenn die Eiche abgeschält auf ihrer Wurzel stehen bleibt, so bekommt alles Holz mehr solide Festigkeit; besonders aber verhärtet sich der sogenannte Splint, d. i. jener Theil, der zwischen der Rinde und dem eigentlichen Holze liegt, der sonst gewöhnlich schwammicht und unbrauchbar ist, und wird eben so hart und fest, wie das innere Holz. Der

hieraus

hieraus entspringende Gewinn ist nicht unbedeutend; denn dieser Splint, der sonst immer von den Zimmerleuten beim Behauen des Bauholzes in die Späne gehauen wird, ist nunmehr gleich brauchbares Holz. Ein Beispiel wird diesen Gewinn klärer zeigen.

Eine 40 Schuh lange und 2 Schuh im Durchmesser haltende Eiche hat in ihrem ganzen Umfange wohl anderthalb Zoll Splint; nehmen wir aber nur einen Zoll an, so kommen im Ganzen 25,920 Zoll Splint heraus. Hat sich dieser in Holz verwandelt, so gewinnen wir ungefähr 15 Kubik-Schuhe Bauholz an diesem einzigen Baume. Ich sage ungefähr 15 Kubik-Schuhe; denn ich will diese Berechnung, die nur durch Approximation ganz richtig hergestellt werden kann, eben nicht für ganz genau angeben. Betrüge das Resultat aber auch nur 8 Kubik-Schuhe, so wäre es immer schon beträchtlicher Vortheil, der dem Bauherrn zu gute käme. Bringt man dabei noch die vermehrte Festigkeit des ganzen übrigen Stammes in Anschlag, so kann kein Zweifel übrig bleiben, daß eine solche Behandlung besser und wirthschaftlicher als die gewöhnliche sei. Ein weit geringerer Stamm wird bei seiner größern Festigkeit die nämlichen Dienste thun, als ein weit stärkerer, der vor dem Fällen am Stamme nicht geschält worden ist.

Ich kann hierüber einen unumstößlichen Beweis geben.

Bei einem angestellten Versuche fand man, daß ein Balken, der aus einer erst abgeschälten und noch $2\frac{1}{2}$ Jahr stehen gebliebenen Eiche genommen wurde, 263 Pfund wog und 9046 Pfund trug, ehe er brach, wo ein anderer gleich langer und dikker Balken von einer ähnlichen Eiche, die auch seit zwei Jahren gehauen, aber vorher nicht geschält worden war, mehr nicht als 238 Pfund am Gewichte hatte, und schon unter der Last von 7500 Pfund zerbrach.

Dieser Versuch, der mehrmals wiederholt worden ist, beweist wohl, daß am Stamme geschältes und getrocknetes Holz kompakter, solider und schwerer sei, als jenes, das mit seiner Rinde umgehauen wird.

Ein noch mehr auffallender Beweis ist folgender: Man nahm aus dem Splint eines vorher abgeschälten und am Stamme abgetrockneten Baums ein Stück, zugleich auch ein anderes aus dem innern Holze einer mit der Schale gehauenen Eiche, beide 3 Schuhe lang und einen Zoll dick. Das erste brach unter der Last von 287 Pfund, und das letzte unterlag schon dem Drucke einer Last von 256 Pfund. Zum Beweise, daß sogar der Splint eines geschälten Baumes solider und fester, als

das

das innere Holz eines ungeschälten sei, obgleich dieses jenen in der Schwere überwiegt.

Wollte man also diese Methode anwenden, so könnte man den Baum seiner ganzen Dicke nach benutzen; man könnte manchmal vier Balken aus einem Stück schneiden, das deren sonst nur zwei liefert. Der Eichbaum von 40 Jahren thäte die nämlichen Dienste, wie jetzt einer von 60 Jahren: mithin brächte bei diesem ganz einfachen Verfahren ein Zeitraum von 2 Jahren uns einen Gewinn, den die Natur bei ihrem gewöhnlichen Gange uns erst in 18 bis 20 Jahren geben kann; da ungefähr eine solche Zeit dazu erfordert wird, bis der Splint einer Eiche, wenn er sich selbst überlassen bleibt, in Holz sich verwandelt.

Man kann zwar die Eiche schon ein Jahr nach ihrer Abschälung hauen, und wird da schon am Splint festes Holz finden; allein es ist immer besser, noch etwas länger anzustehen und den Baum nicht eher zu fällen, bis er ganz trocken ist, weil alles Holz dadurch noch mehr an Festigkeit gewinnt *). Ein solches, am Stamme getrocknetes Holz

*) Dann können davon auch Radefelgen und Radespeichen gemacht werden; und sind nicht zu verwüsten.

Holz hat überdieß noch einen Vorzug vor jenem, daß der Wurm es nicht angehet *).

V.

Die Arracacha, ein Gegenstück der Kartoffel.

Die Arracacha ist eine neue Pflanze aus Süd-Amerika. Die Wurzeln derselben, welche die Größe und auch beinahe die Gestalt eines großen Kuhhorns bekommen, können schon nach 3 oder

*) Hat man noch kein Beispiel des Schälens bei Tannen, Kiefern und Ellern gemacht? Oder wo steht davon geschrieben?

Wie verhält sich das geschälte Eichenholz — im Wasser — zum ungeschälten? Oder kann es dazu nicht gebraucht werden? Diese Fragen beliebe man zu beantworten †).

†) H. F. Beckers Buch: Ueber die Kultur, künstliche Bildung und Fällung des Schiffsbauholzes. Eine — gekrönte Preisschrift. Leipz. 1804. — enthält drei besondere Kapitel über das Abschälen der Rinde stehender Bäume. Es werden aber gegen den Vortheil dieser Methode sehr erhebliche Zweifel aufgestellt.

d. Red.

oder 4 Monaten zum ökonomischen Gebrauch aus=gegraben werden. Läßt man sie 6 Monate in der Erde, so werden sie oft ungeheuer groß, und ver=lieren gleichwohl nichts von ihrem Wohlgeschmack, der sehr ausgezeichnet sein soll. Sie werden wie die Kartoffeln bereitet, sind zwar mehr klebrig als mehlig, aber so zart und so leicht verdaulich, daß man sie gewöhnlich den Wiedergenesenden und sol=chen Personen zur Nahrung gibt, die einen schwa=chen Magen haben. Man kann eben die mannig=faltigen Produkte daraus bereiten, wie aus den Kartoffeln. Ihr Anbau erfordert eine tiefe schwar=ze Dammerde. Man pflanzt sie fort, indem man die Wurzel dergestalt in Stücken schneidet, daß sich an jedem derselben ein Auge befindet. Die Farbe der Wurzeln ist entweder weiß, gelb, oder purpur=roth; doch gibt dieß keinen Unterschied für die Qua=lität. Die Arracacha gedeiht nicht in den heißern Gegenden ihres Vaterlandes, der Provinz Santa=Fé, sondern am besten da, wo die Wärme 58 bis 60 Grad Fahrenheit beträgt.

VI.

VI.

Recensionen.

a. Ueber die bessere Behandlung der Kopfweide. Von Christian Adolph Freiherrn von Seckendorf. Mit Kupfern. Leipzig in Kommission der von Kleefeldschen Buchhandl. 1800. 140 Seit. kl. 8. und ½ Bogen Titel, Vorrede, Nachricht (7 Gr.).

Diese Abhandlung steht schon im 1. Theil der Forstrügen des Herrn Verf., der sie deswegen wieder abdrucken ließ, weil der Recens. des ersten Theils der Forstrügen in der Allg. L. Z. meinte, daß sie nicht sowohl für Forstmänner, als hauptsächlich für Oekonomen nützlich und brauchbar wäre. Dieß habe ihn bewogen, diese Abhandlung besonders abdrucken zu lassen. Doch hat der Hr. Verf. hier noch einige nothwendige Verbesserungen und kleine Aenderungen angebracht. Um die verschiedenen Arten der Weiden- Pappelnutzung deutlicher einzusehen, befinden sich drei Kupfer dabei, nach welchen die alte Behandlung der Kopfweide in aller Rücksicht allen andern Behandlungen dieser Baumart nachstehen

hen muß. Die Schrift des Hrn. Oberjägermeisters von Witzleben in Kassel: über die rechte Behandlung der Rothbuche, gab unserm Hrn. Verf. Gelegenheit, diese Abhandlung niederzuschreiben, zumal die v. Witzlebensche Behandlung der Rothbuche unmöglich, und auch von wenigem Nutzen gegen den ist, welchen man von den Feldfrüchten von gleicher Fläche bekommt. Herr v. Witzleben berechnet den Ertrag von 180 □ Ruthen in 100 Jahren zu $60\frac{7}{8}$ Klafter, so daß also auf 1 Jahr 2 Thlr. kämen, welches aber unser Verf. nicht einräumt, indem wegen Hutung und schlechter *) Forsthaushaltung unter tausend Waldungen kaum eine so behandelt werden wird, wie Herr v. Witzleben vorgeschrieben hat.

Der Recens. in der A. L. Z. meinte also, daß diese Abhandlung mehr für den Oekonomen, als Forst-

*) Ja wohl, wegen schlechter Behandlung der Forste. — Es ist unglaublich, aber wahr, daß manche Forst—Meister, oder wie sie titulirt werden, nicht das Mindeste von einer forstmäßigen Behandlung verstehen. Recens. kennt einige, die bei Antretung ihres Amtes weder die Weißbuche von der Rothbuche, noch die Weißtanne von der Rothtanne unterscheiden konnten. Dann ists freilich auch wahr, daß bei solchen die Forst-Kultur schlecht behandelt wird.

Forstmann sei. Er wohnt also in einer solchen Gegend, in welcher Recens. dieses Buchs lebt, wo man die Weide nur an Wassergräben findet, und die Stangen zu Reifen verkauft, das Reisig hingegen wenig geachtet wird. Herr v. Seckendorf lebt aber in einer Gegend, zu Zingst bei Querfurt, in welcher die Weide und Pappel der einzige Baum ist; in manchen andern Gegenden aber macht er die Hälfte, in noch andern das Drittel der Waldungen aus. Und in dieser Rücksicht verdient die Weide auf alle Fälle forstmäßig behandelt zu werden.

Wenn der Herr v. S. meint, die Nutzung der Rothbuche wäre sehr geringe gegen die Nutzung der Feldfrüchte von gleicher Fläche, so trifft dieß nicht nur die Rothbuche, sondern jede andre Holzart. Was Hr. v. S. S. 11. sagt: „daß aber unsre jetzt bestehenden Holzpreise an den mehresten Orten bei richtiger Forsthaushaltung dem Preis der Feldfrüchte angemessen sind (werde ich weiter unten aus einander setzen), kann Recens. nicht glauben. Die Stelle weiter unten steht S. 75 f. und sagt Herr v. S.: „die Sache ist an und für sich wahr, allein ich kann dieser Meinung in so weit nicht beipflichten, weil ich glaube, daß das Holz in Verhältniß der Feld-Produkte seinen wahren Werth bereits erhalten hat. Es läßt sich dieß freilich nicht auf solche Gegenden ausdehnen, wo die Klafter mit

12 bis 16 Gr. oder doch sehr wohlfeil bezahlt wird, d. h., wo Ueberfluß vorhanden ist. Es versteht sich von selbst, daß ich von Gegenden spreche, wo Mangel an Holz eingetreten ist. Wir sehen z. B. in unsrer Gegend die Klafter Eichenholz 3 Ellen hoch, 3 Ellen breit und ½ Elle tief *) zu 4 Thlr., buchenes zu 4 Thlr. 12 Gr. (und nach meiner Annahme, die Klafter Pappelholz zu 3 Thlr.) bezahlen. — Auf diese letzte Behauptung beziehet sich unsre Berechnung." — Jeder Leser der Oekon. Hefte wird aber einsehen, daß die Annahme einer Klafter Pappelholz zu 3 Thlr. wenigstens um ⅓ zu hoch sei. Denn Recens. will lieber eine Klafter buchenes, als 1¼ Klafter Pappelholz verbrennen; er hat mehr Wärme und längere Dauer, bessere Kohlen, und bessere Asche u. s. w. Wäre die ½ Tiefe — die Länge des Scheitholzes, so ist der oben angesetzte Preis noch bei weitem nicht zu wohlfeil. In der Gegend, wo Recens. lebt, kostet

1 Klaf-

*) Dieß versteht Recens. nicht. Er lebt in einer Gegend, wo das Maß der Gothaisch. Landesordnung eingeführt ist: 3 Ellen hoch, 3 Ellen breit, das Scheit 2 Ellen lang (mit den Worten der Goth. L. O. 6 Schuhe hoch, 6 Schuhe breit, und das Scheit 4 Schuhe lang). — Und doch sagt der Hr. Verf. S. 129. Ich bin ganz überzeugt, daß ich den Preis des Pappel = Klafterholzes zu geringe angenommen habe — !?! — Nicht doch, er ist noch zu hoch!

1 Klafter	buchenes	— 7 — 8	Gulden	Fr.
1	— eichenes	— 6 — 7	—	—
1	— Tannen	— 4 — 5	—	—

nämlich, wie oben angemerkt ist, 6 Schuhe hoch, 6 Schuhe breit und 4 Schuhe das Scheit lang. Von Pappeln uud Weiden wird kein Holz gemacht, weil zu wenig dieser Bäume angetroffen werden; die Klafter würde aber sicher nicht höher als mit 2½ Thaler bezahlt. Bei der Berechnung selbst, wo der Verf. sagt: „Wir wollen sehen, wie hoch wir einen Morgen von 128 Quadrat-Ruthen benutzen. Auf jeder □ Ruthe können 3 Pappeln stehen, auf 128 □ Ruthen demnach 384 Stück, jede ist eine Drittel-Klafter, also 1 Thlr. und noch 8 Gr. mit dem Reisholz werth; so beträgt dieß, nach Abzug für Holzhauerlohn, auf jeden Stamm 1 Thlr. 4 Gr. also 448 Thlr.; dieß ist die Summe, welche wir nach 25 Jahren von einem Morgen erhalten. Jedes dieser 25 Jahre benutzen wir, wie diese Rechnung beweiset, den Morgen mit 18 Thlr. Welcher Oekonom könnte sich rühmen, von seinem Felde eine so hohe Revenüe zu erhalten?" bemerkt Recens., daß sich der Herr Verf. vergessen, und die ersten Jahre der Pappel als so einträglich mitgenommen, oder doch wenigstens die Pappeln in ihrem völlig guten Zustande angenommen habe. Dann redet der Titel nur von der bessern Behandlung der Weide; aber im Buche selbst wird auch die

Pappel wohl zur Hälfte angeführt. Endlich könnten wohl dem Hrn. v. S. Gegenden genannt werden, wo der Ertrag der Feldfrüchte, wo nicht größer, doch gewiß gleich ist. Z. B. im Grabfelde, einer Gegend im Henneberg-Würzburgischen, wo ein Acker von 160 □ Ruthen sich auf 24 bis 30 Thlr. verzinset, je nachdem Roggen oder Weitzen darauf gesäet wird. Freilich fällt hier dann und wann ein Jahr aus; es fehlt aber auch nicht an Aeckern, die wegen Lucerne und Esparsette und Klee alljährlich so hoch genutzt werden.

So vieles Recens. noch anzumerken hätte, z. B. wegen der Setzungsart, S. 24, die seinen Tadel nicht verdient, wenn sie frühzeitig geschieht, ehe der Saft eingetreten ist; ferner wegen der Rechnung S. 30 und 31, wogegen sich noch manches erinnern ließe u. s. w., so muß er doch hier abbrechen, und nur noch anführen, was eigentlich in diesem Büchelchen abgehandelt wird, wie es der Herr Verf. S. 14 und 15. angegeben hat.

1. Pappeln (sind auf dem Titel nicht genannt, Recens.) und Weiden sind bis jetzt schlecht behandelt worden, S. 15. 2. Zu der geprüften Angabe, und Zurechtweisung, wie man neue Anlagen behandeln soll, S. 36. 3. Auf die Weisung, wie man alte Anlagen, um solche nicht ganz zu zerstören, in Zukunft behandeln müsse, S. 111. 4. Angabe, wie

wie diejenigen, die von der Kopfweide schlechterdings nicht abgehen wollen, solche in Zukunft behandeln sollen (Und hierauf beziehen sich die drei Weidenstöcke auf der Kupferplatte).

Uebrigens gebraucht der Hr. v. S. den Ausdruck: ausschnödeln für ausschneideln. — Z. B. S. 34: bis an die Gipfel hinaus geschnödelte Pappeln, und an mehrern Orten. Endlich ist diese Abhandlung für einzelne Orte nur im Ganzen anzuwenden. In Rücksicht der bessern Behandlung der Weiden aber allen Oekonomen zu empfehlen. Der Herr Verf. hat auch noch eine Abhandlung von der besten Benutzung der Birke geschrieben, von welcher Recens. nächstens reden wird.

---

b. Benjamin Gottfried Reyhers, ehemaligen Kursächs. General-Accis-Inspektors rc. ökonomisch-praktische Abhandlung von Zubereitung der weißen Stärke und Anlegung einer sehr vortheilhaften Stärken-Fabrik, auch von Viehmast und Dünger. Dritte verbesserte Auflage. Erf. 1802, bei Georg Adam Keyser. 88 S. Med. 8. ohne XVI. S. Titel und Vorbericht. (5 Gr.)

Es

Es liegt noch ein Titel bei diesem Büchelchen, der so lautet: Anweisung über die beste Bereitungsart der weißen Stärke und des Puders, so wie zu Anlegung einer sehr verbesserten Stärken-Fabrik, auch Aufstellung eines verhältnißmäßigen Viehstandes, und einer damit zu verbindenden Landwirthschaft. Erfurt ꝛc.

Bei dieser dritten Auflage ist außer dem Vorbericht zur zweiten Auflage vom Herausgeber (dem Herrn Buchhändler Keyser, als Verleger) noch ein Vorbericht zu dieser 3. Auflage, worin er angibt, wie dieses Buch 1768 bei dem verstorbenen Buchdrucker Straube anonymisch herausgegeben worden sei. Im Buchhandel sei öfters Nachfrage nach demselben geschehen; und deßwegen habe er sich entschlossen, diese Schrift durch einen Sachverständigen genau prüfen, revidiren und nach neuern Erfahrungen und praktischen Versuchen verbessern zu lassen, und so sei 1783 die zweite Auflage ohne des Verf. Namen, den er damals noch nicht gewußt, nachher aber in Meusels gelehrtem Teutschland und in Rosenthals Litteratur der Technologie genannt gefunden habe, erschienen. Der verstorbene Amts-Physikus in Langensalza, Herr Dr. Keller, habe bei der zweiten Auflage viele Noten dazu gemacht. Obgleich ein ungenannter Büchermacher unterdessen die Unverschämtheit gehabt

habt habe, diese Abhandlungen in einer unter folgendem Titel herausgegebenen Schrift: Anweisung zur Verfertigung der Stärke nach Hallischen Grundsätzen aufrichtig und planmäßig beschrieben, nebst einem Anhang den Nutzen einer Stärke-Fabrik in Rücksicht auf Landwirthschaft betreffend. Leipzig, bei F. L. Suprian, 1796. größten Theils wörtlich abzuschreiben, oder abdrucken zu lassen, und nur die Paragraphen zu verändern — wie dieß auch der Recens. der sogenannten Anweisung — bei Suprian — in der neuen allgemeinen d. Bibl. LXVI. Bd. 1 — 4. Heft, 1801, S. 258, umständlich bemerke, und diese für eine Abschrift von seiner Ausgabe oder einen Nachdruck, also für offenbare Diebswaare*) erkläre, und der Reyherischen Schrift rühmlichst erwähne; so sei doch auch diese zweite Auflage vergriffen, und habe er, Verleger, sich dadurch bewogen gefunden, sie nochmals einem praktischen Stärke-Fabrikanten zur genauen Prüfung zu übergeben, der ihm, dem Verleger, auch mancherlei neuere Erfahrungen und geprüfte

*) Hrn. Keysers Vorfahrer hat aber dieses Büchelchen auch nicht verlegt, sondern der Buchdrucker Straube; mithin hat es Hr. Keyser auch nur so in seinen Verlag gezogen.

prüfte Versuche mitgetheilt habe, die er auch alle an gehörigen Orten eingeschaltet ꝛc. Recens. hat die 2. Ausgabe nicht bei der Hand, um dieses Gesagte prüfen zu können.

Der Inhalt dieser wirklich guten Schrift ist dieser: 1. Kap. Vom Stärkemachen überhaupt, S. 1. 2. Kap. Nöthige Gefäße, Werkzeuge und Geräthschaften bei Bereitung der Stärke, S. 11. 3. Kap. Von Bereitung der Stärke selbst, S. 13. a) Das Einkaufen, Netzen und Schroten des Weitzens, S. 13. b) Das Einmöschen und Gähren des Weitzenschrotes, S. 20. c) Das Austreten des Weitzenschrotes und das Absüßen des Stärkewassers, S. 23. d) Das Hauptaussüßen der nunmehrigen Stärkemasse, S. 34. e) Das Ausstechen der Stärke, S. 37. f) Das Abtrocknen, Schaben und Hinschütten der Stärke zum Verkaufen, S. 41. g) Die ununterbrochene Fortsetzung der ganzen Sache, S. 50. 4. Kap. Bereitung der Stärke im Winter, S. 53. 5. Kap. Vom Verkaufen der Stärke, S. 65. 6. Kap. Die Viehmast, S. 64. 7. Kap. Von Einrichtung der Schweineställe, S. 74. 8. Kap. Von den vom Mastviehe zu erhaltenden Dünger, S. 77. 9. Kap. Von Kartoffeln, Erdäpfeln oder Erdbirnen Stärkemehl oder Stärke zu machen, S. 83.

Nun

Nun noch Einiges aus dem Vorberichte zur andern Auflage. Hr. Hof- und Kammerrath von Eckhardt gibt dem Gewinn von einer Stärke-Fabrikation von 100 Thlr. zu 30 Thlr. an. — Als ein Anhang wurde der 2. Ausgabe eine Stelle aus den so betitelten, sichersten und neuesten Erfahrungen und Entdeckungen der allgemeinen Haushaltungs- und Landwissenschaft, einer ökonom. Gesellschaft, beigefügt (wo sie in dieser Ausgabe steht, hat Recens. nicht finden können), nach welcher dem Schweinedünger der beste Nutzen beigelegt wird. (Ist mit Vorsicht zu gebrauchen. — S. die ökon. Hefte oben; daher ist S. 78 nicht richtig, daß man von seinem Acker noch ein, auch wohl zwei oder drei Mal mehr Früchte, als vorher, erhalte; auch wenns Kuhdünger wäre.) — Nach S. 75 sollen die Läufer je 2 und 2 in einem Stall gethan werden. Wenn man aber Platz hat, so thue man in jeden Stall nur einen, und man wird sehen, wie jeder zunimmt u. s. w.

---

c. Franz Ludwig Königsstädter (s,) Thierarzt (es) in Eisenach (,) praktische Pferdearzneikunst. Zum Flor der Landwirthschaft. Erster Theil (.) Von den innerlichen Krankheiten.

ten. Eisenach, 1802. 94 S. 8. ohne anderthalb Bogen Titel, Dedikation, Vorrede, so wie Subscribenten- und Pränumeranten-Verzeichniß. Zweiter Theil. Von den äußerlichen Krankheiten. 112 S. 10 S. Titel und Inhaltsanzeige (die Recepte gehen bis zu Ende). Beide Theile 22 Gr. Fr.

Die Dedikation ist an den Durchl. Herzog Carl August zu S. Weimur und Eisenach. In der Vorrede sagt der Hr. Verf., daß er von diesem Buche zwölfhundert Exemplare auf seine eignen Kosten habe in Druck ergehen lassen. Zum Beschluß will er bemerken, daß er nicht für gelehrte oder studierte Thierärzte, auch nicht für tadelsüchtige Personen dieses Buch geschrieben habe, sondern für die lieben Landleute und Mitbürger, deren Dank er dadurch zu verdienen hoffe.

Wir haben jetzt keinen Mangel mehr an guten Büchern für die Thierarzeneikunst überhaupt, und ins Besondere die Pferdearzeneikunst, aber der guten können nie zu viel werden. Recens. hat dieses Büchelchen recht wohl gefallen. Es ist für den Bürger und Landmann gewiß nützlich, und hat folgenden Inhalt: 1. Kap. Vom Fieber, S. 1. 2. Kap. Von der Entzündung des Gehirns, S. 3. 3. Kap. Vom Koller, S. 6. 4. Kap. Vom Schwindel, S. 9.

5. Kap.

5. Kap. Von der fallenden Sucht, S. 11. 6. Kap. Vom Schlagfluß, S. 13. 7. Kap. Von der Bräune, S. 15. 8. Kap. Von der Druse Strängel oder Kehlsucht, S. 17. 9. Kap. Vom Rotz, S. 22. 10. Kap. Vom Wurm, S. 25. 11. Kap. Von der Krätze oder Raute, S. 27. 12. Kap. Von der Pestbeule, S. 29. (Um die Kapitel zu ersparen, setzt Recens. nur die Rubrik, und bemerkt, daß jede einzelne Rubrik ein Kapitel heißt). Von der Lungenentzündung, S. 31. Von der Lungenfäule, S. 34. Von der Dümpfigkeit, S. 37. (Ist wohl ein neues Wort?). Von der Herzschlechtigkeit, S. 40. Von der Hirschkrankheit, S. 43. Von der Stehkrankheit, S. 46. Vom Hundshunger, S. 48. Vom Mangel des Hungers, S. 50. Von der Aufblähung des Magens, S. 32. Von der Kolik oder Darmgicht, S. 55. Von den Würmern, S. 53. Von der Verstopfung der Därme, S. 62. Von dem Durchfall oder Bauchfluß, S. 65. Von der Ruhr, S. 69. Von der Gelbsucht, S. 71. Von der Wassersucht, S. 73. Von der Verstopfung des Urins, S. 75. Von dem Lauterstall oder Harnfluß, S. 78. Von dem Blutstallen, S. 80. Von dem Blasen- und Nierenstein, S. 87. Von dem Aufwallen des Geblüts, S. 84. Von der Verhitzung, S. 85. Von der Wuth oder Wasserscheu, S. 89. Von der

Diät,

Diät, Vorbereitung oder Behandlung beim Laxiren S. 92.

Nun folgt der zweite Theil, von äußerlichen Krankheiten — in funfzig Kapiteln — bis S. 112, deren erste Seite mit dem ersten Kapitel anfängt, worauf die Recepte oder Arzeneivorschriften anfangen, deren 127 sind, und mit S. 172 sich endigen. Recens. kann diese Kapitel nicht anführen, weil die Recension für die Oekon. Hefte zu lang werden würde, da er noch einige Recepte zum Besten geben will. Ehe Recens. aber diese gibt, will er des Hrn. Verf. eigne Worte von denselben anführen: „Ich habe," sagt er S. VI. der Vorrede, „wenigstens kein einziges Mittel oder Recept in meinem Buche (in mein Buch) aufgenommen, als was (das) ich selbst durch meine Erfahrung geprüft und bewährt gefunden habe." Da nun Recens. noch keins von denselben hat anwenden können, so kann er sie auch nicht verbürgen. Inzwischen bleibt ihm Hr. K. ein rechtlicher Mann, der so nicht für sein Publikum schreiben könnte, wenn seine Kuren nicht angeschlagen wären.

Nr. 23, wurmtödtender Trank (Nr. 8 war ein wurmtödtendes Klystier *)). Man nehme Wer-

*) Und Nr. 34 ist eine blutreinigende Latwerge wider den Wurm. Nr. 45, wurmtödtende Pillen. Nr.

Wermuth und Reinfarnblumen, von jedem eine Handvoll; koche beides in zwei Schoppen Wein oder Bier, seihe es durch und mische unter die durchgeseihte Brühe mineralisches Mohr und fein pulverisirten Wurmsamen, von jedem zwei Loth, gebe es auf ein Mal als Ttrank. Arme Leute können anstatt des mineralischen Mohrs und Wurmsamens sechs Loth Schornsteinruß nehmen.

Nr. 27, Mittel wider das Blutstallen. Man nehme weißen Wein einen Schoppen, Limonien-Syrup und Honig, von jedem 8 Loth, Venedischen Terpentin, mit dem Gelben von vier Eiern aufgelößt, 6 Loth, mische Alles unter einander, und gebe es auf ein Mal als Trank.

Nr. 33, Drusen-Latwerge. Man nehme Galgant, Alant und Florentinische Violenwurzel, von jedem ein halb Pfund, Antimonium diaphoreticum und Meerzwiebeln, von jedem 8 Loth; mische Alles zu feinem Pulver, und mache mit Honig so viel, als genug ist, eine Latwerge daraus. Anmerkung. Arme Leute können statt der sehr theuern

Nr. 46, Laxirpillen, die Würmer abzuführen. 52, wurmtödtendes Pulver. — Diese führt Recens nach der Ueberschrift nur an, um daraus zu sehen, wie Herr K. nicht bei einem Mittel bleibt, sondern in alle Wege den Wurm wegzubringen weiß.

theuern Latwerge, täglich zwei bis drei Mal, jedes Mal einen Eßlöffel voll, von folgendem Drusen- oder Strängelpulver auf dem angenetzten Kurzfutter geben. Man nehme Enzian-Wurzel, Haselwurzel, Wachholderbeeren, foenum graecum und Wasserfenchelsamen, von jedem gleich viel, alles fein unter einander zu Pulver gemacht."

Das wird Recens. Niemand glauben wollen, wenn er sagt, daß unter den Mitteln in dieser praktischen Pferdearzeneikunst auch — ein Mittel, grünes Baumwachs zu machen, angetroffen werde, wenn er dieses Mittel nicht selbst noch anführte. Es steht S. 169, und lautet unter

Nr. 121.

Grünes Baumwachs

also: Man nehme gelbes Wachs, weißes Harz, von jedem ein halb Pfund; schmelze das Wachs und Harz bei gelidem Feuer zusammen; thue hernach zwölf Loth ordinairen Terpentin und ein Loth fein pulverisirten Grünspan hinzu; lasse es noch ein wenig über dem Feuer stehen und ganz gelinde kochen. Alsdann seihe es durch ein leinenes Tuch, und gieße es in viereckigte dazu verfertigte papierne Kapseln, die mit Oel bestrichen sind.

Dieses grüne Baumwachs hätte gewiß Niemand in einer praktischen Pferdearzeneikunst — wohl aber in einem Buche über die Baumzucht — gesucht.

Lobenswerth ist noch zu bemerken, daß Hr. K. das Gewicht nicht mit Zahlen, sondern mit Buchstaben angegeben hat. Wie leicht ist eine Zahl verdruckt! und wie wenig oder wie viel bewirkt dann das Mittel! Möchte Hr. K. uns bald mit einer praktischen Rindvieh-Arzeneikunst beschenken!

---

d. Auf Erfahrung gegründete Anweisung, die Landwirthschaft vermöge der Einführung der Welchselwirthschaft zu verbessern, nebst Vorschlägen zur Errichtung einer theoretisch-praktischen Unterrichtsanstalt, zur Bildung angehender Oekonomen, von H. A. v. Steindel, praktischem Landwirth und Rittergutsbesitzer im Kurfürstl. Stifte Merseburg. Gedruckt auf Kosten des Verfassers. Leipzig, 1803, in Kommission bei Herrn Monhaupt und in der Weigelschen Buchhandlung. 232 S. 8. ohne Titel, Vorrede und Inhaltsanzeige. (20 Gr.)

Der wißbegierige Leser dieses Büchelchens möchte wissen, warum es — gedruckt auf Kosten des Verfassers worden, und warum sich kein Verleger dazu gefunden hat. „Die Materialien zur gegenwärtigen Schrift," sagt Hr. v. St. S. v. der

Vor-

Vorrede, „sind größten Theils aus eigner Erfahrung, langem Nachdenken und Forschen geschöpft worden. Zwar sind es nicht unerhörte oder zeither ganz unbekannt gewesene Gegenstände, welche man hier findet; doch kann ich wohl behaupten, daß nichts in dieser Schrift vorkommt, was nicht mehr oder weniger gemeinnützig, und des weitern Nachdenkens darüber werth wäre."

Nur etwas aus der zwei Seiten langen Inhaltsanzeige: I. Ueber Wechselwirthschaft, und deren Einführung auch bei Verpachtung der Landgüter. Einleitung, S. 1. II. Vorzüge der Wechselwirthschaft vor der Dreifelderwirthschaft, S. 5. III. Vorzüge der Stallfütterung vor dem Hutungswesen, S. 11. IV. Wechselwirthschaft mit Stallfütterung ist in allen Erdarten anwendbar, S. 16. V. Wechselwirthschaft einzuführen, ist besser bei der Verwaltung, als bei der Verpachtung der Landgüter, S. 20. VI. Verpachtung der Landgüter ist ein nothwendiges Uebel, S. 25. — und so bis XXX.

Dem Recens. ist dieses Buch wie aus der Seele geschrieben. Er selbst hat die Stallfütterung auf seinem Gute eingeführt; er selbst hat schon auf einigen Aeckern die Wechselwirthschaft betrieben, weil die Hut- und Triftgerechtigkeit ihn auf den übrigen hinderte, die eigentlich nirgends sein sollte, wie Hr. v. St. S. 48 richtig sagt, und die Wohl-

thätig-

thätigkeit derselben erfahren, und auch schon in den Oekonomischen Heften vorgetragen und empfohlen, so weit es sein kann.

Denn vor der Hand stellen sich der Einführung der Wechselwirthschaft im Ganzen noch viele Feinde in den Weg, als z. B. die Hut- und Triftgerechtigkeit, die Armuth — oder doch wenigstens das Nichtreichsein des größten Theils der Bauern, um größere Scheunen und Ställe bauen zu lassen, ja wohl auch bei manchen die Faulheit u. s. w. Allein auf einzelnen Aeckern, auf umzäunten Feldern, läßt sich die Wechselwirthschaft gar leicht ausüben.

Auf gutem Erdboden (S. 47) will Hr. v. St. folgenden Fruchtwechsel:

a) Raps oder Rübsen, gedüngt.
b) Weitzen und Korn.
c) Behackte oder Hülsenfrüchte, gedüngt.
d) Hafer mit Klee, oder anderes Futtergras.
e) Klee- und Futternutzung.
f) Gerste.

Dabei bemerkt Recens., daß in seiner Gegend die Hülsenfrüchte ad c) nicht gedüngt werden dürfen, weil sie sonst zu frech werden, taub blühen und keine Früchte tragen, und dennoch gehört sein Erdboden nicht zu dem guten.

Auf den Gütern, deren Grund und Boden nur zum Theil von der besten Beschaffenheit ist, will er folgenden Wechsel angewendet wissen (S. 51.):

a) Behackte und Hülsenfrüchte, gedüngt.
b) Gerste.
c) Hafer mit Klee und gedüngt.
d) Kleenutzung.
e) Weitzen.
f) Hülsenfrüchte, in der Blüte zu Heu gemacht.
g) Korn.
h) Lein, oder Heidekorn.

Ad a) bemerkt Recens., daß die Hülsenfrüchte nicht gedüngt werden dürfen; ad c) warum im dritten Jahre wieder gedüngt, da es doch gewiß an Düngung fehlen muß?

Auf den Landgütern, welche zum Theil mittelmäßigen, zum Theil auch ganz schlechten Boden haben (1. Der Letten, oder Thonacker —), soll die Wechselwirthschaft also eingerichtet werden:

a) Hafer mit Klee, gedüngt, und im folgenden Frühjahre Kalk, Asche oder Düngesalz auf den Klee gestreuet.
b) Gerste.
c) Behackte Früchte, gedüngt.
d) Hülsenfrüchte, grün verfüttert und zu Heu gemacht.

e) Wei-

e) Weitzen.

f) Hülsenfrüchte zum Reifwerden.

g) Korn.

Hier bemerkt Recens. zweierlei: ad a) wenn Hafer mit Klee gedüngt werden soll, so kann man vortheilhafter Gerste mit Klee nehmen, welches auch bei dem Vorhergehenden noch zu bemerken ist; dann könnte freilich ad b) nicht wohl Gerste folgen; es ist aber das dritte Jahr auf umgebrochenen Klee, dessen Nutzung nicht gehörig angegeben ist, und trägt gar wohl wieder Gerste.

Ad a) Die Düngung mit Kalk, Asche oder Düngesalz betreffend, so ist Kalk gut, und wohlfeiler als Asche, die auch in solcher Menge nicht leicht zu haben ist. Düngesalz hingegen will ich aus Erfahrung widerrathen, weil in einem dürren Sommer aller Klee verbrennt. Warum aber Hr. v. Steindel des Gypses, als der besten Düngung auf Klee, nicht gedenkt, kann Recens. nicht erreichen.

2. Moor- und Torf-Erde. Hier soll folgende Wechselwirthschaft Statt finden (S. 57):

a) Behackte Früchte, recht gut schon im Herbste zuvor gedüngt.

b) Hafer.

c) Hülsenfrüchte, in der Blüte abgemacht.

d) Korn.
e) Hafer mit Klee und gedüngt.
f) Kleenutzung.
g) Korn.
h) Lein, oder Heidekorn.

Recens. kann nicht anders, als hier bemerken, ad a) daß, wenn recht gut gedüngt werden soll, der Acker vortheilhafter mit Roggen oder Weitzen besäet werden kann. Ad e) Hafer mit Klee und gedüngt — daß statt des Hafers vortheilhafter Gerste angewendet werden kann. Ad g) Nach der Kleenutzung gedeiht Weitzen in der Gegend des Recensenten besser als Korn. Ad h) Lein — möchte wohl ohne Düngung nicht recht gedeihen; wenigstens in der Gegend, wo Recens. lebt, nicht.

So findet man noch S. 58 auf grobem und steinichtem Kiesboden, S. 59 f. auf dem sogenannten todten Sandboden; bei einem Landgute in der Nähe einer volkreichen Stadt, S. 62, an einem schiffbaren Flusse, wo Getreide der Hauptabsatz ist, S. 67, in einer Gegend, welche von Marktplätzen entfernt liegt, wo aber Manufaktur-Produkte und Oelfrüchte wohl gedeihen, S. 71, Exempel der Wechselwirthschaft angeführt.

„Vernünftig und lobenswerth ist es,“ sagt Hr. v. St. S. 83, „wenn man das Gute allenthal-

halben aufnimmt, wo man es findet — (das ist die Sprache eines weisen Judenchristen, Paulus: Prüfet alles, das Gute, von wem es auch immer komme, wo ihr es findet, das behaltet —); wenn man sich bemüht, Vorurtheile zu entfernen, und alles in der Welt mit möglichster Unbefangenheit zu betrachten. — „Welch ein Geschrei und Jagen nach Allem, was die Engländer bisher in der Landwirthschaft gethan oder erfunden haben, ohne erst zu fragen: sind auch unsre Verhältnisse, in Ansehung der Lage und Verfassung des Landes, die nämlichen wie in England? Gebietet nicht die Verschiedenheit des Werthes aller Produkte gegen den in jenem Lande andere Maßregeln, ein anderes Ziel, welches der Teutsche Landwirth im Auge haben muß? Oder ist denn wohl das, was ein Engländer oder auch diese ganze Nation bei ihrer Einrichtung in der Landwirthschaft für unverbesserlich und gut halten, bei genauerer Untersuchung und Prüfug auch wirklich vollkommen?“ — und setzt hinzu: „Diese Fragen wollen wir hier beantworten.“ Recens. kann sie nicht anführen, weil es zu weitläuftig werden würde, und Jeder sich dieselben leicht selbst beantworten kann, der unsere Verfassung in Teutschland, in Ansehung der landwirthschaftlichen Observanzen, Gesetze, Eintheilung des Bodens und dessen Benutzung kennt, indem diese unsre Verfassung ꝛc. der Freiheit, sein Eigenthum nach eigner Willkühr zu behan-

behandeln, offenbar weit mehr entgegen ist, als in England, wo noch überdieß Aufmunterungen von Seiten des Parlements und der Ackerbaugesellschaft, die gleichsam mit jenem verbunden, oder an dasselbe angeschlossen ist, unendlich viel zum Fortgange der Vervollkommnung der Landwirthschaft beitragen u. s. w.

Recens. hatte sich noch mehrere Stellen angemerkt, um sie hierher zu setzen, und den ökonomischen Leser recht begierig zu machen, dieses Büchelchen zu kaufen, und wo möglich die Wechselwirthschaft einzuführen; er glaubt aber, daß schon das Angeführte hinreichend sei, den Zweck zu erreichen, wenn er auch in einigen Angaben durchaus nicht beistimmen kann, z. B. S. 62, in der Feldeintheilung:

a) Klee allein, 1½ Dresdner Metze auf den Acker und gedüngt. — Ferner heißt es daselbst: „die Kleearten — (also auch wohl der Spanische Klee, Recens.) darf man nicht unter 6 Jahren wieder auf den Acker bringen, wenn sie gut gerathen sollen; eine Wahrheit, die auf Erfahrung gegründet ist.“ — Recens. säet alle 3 Jahre auf ein und eben denselben Acker Kleesamen unter Gerste, und er ist seit mehrern Jahren recht gut gerathen — eine Wahrheit, die auf Erfahrung gegründet ist, und erforderlichen Falls von allen meinen Mitnachbarn bezeugt werden kann.

---

e. Nütz-

e. Nützlicher Unterricht über die vorzüglichsten Theile der Landwirthschaft (,) als Feldbau, Obstkultur und Viehzucht, nebst den dienlichsten Rettungsmitteln und den Krankheiten des Viehes. Aus den besten ökonomischen Schriften gesammelt, und für Landleute herausgegeben von Philipp Jakob Karrer, Pfarrer zu Burach und Hart bei Memmingen. Nürnberg, bei Gustav Philipp Jakob Bierling, 1804. Mit Titel, Vorrede und Inhaltsanzeige 112 S. kl. 8. (8 Gr.)

Der Herr Verf. schrieb ein Buch, unter dem Titel: Neuestes Lehrbuch fürs Volk, vorzüglich für Landschulen. Und dieses ist aus den ökonomischen Schriften zusammen getragen, wie der Herr Verf. selbst auf dem Titel desselben sagt. Der Herr Verleger ersuchte den Hrn. Pfarrer K. diese beiden Abhandlungen besonders herauszugeben und dadurch allgemeiner bekannt zu machen. Obgleich der Hr. Pf. K. in dem Vorberichte weiter versichert, daß er von der Brauchbarkeit dieser Schrift von manchen Landwirthen überzeugt worden, indem er mit verständigen Landökonomen sich darüber zu besprechen sehr gute Gelegenheit gehabt habe; so muß im Gegentheil Recens.

Recens. versichern, daß entweder die Landökonomen noch nicht viel verstanden, daß die Landökonomie in Schwaben noch in der Wiege liege; oder vielmehr, die Landökonomen verstanden recht gut, daß an diesem Büchelchen nichts sei; wollten aber doch dem Hrn. Verf. nicht widersprechen und seine Freude dadurch stören, da sie sahen, daß er sein Kindlein so lieb hatte.

In dem ganzen Büchlein ist Recens. auch nicht Eines als neu vorgekommen. Es ist freilich nicht für ihn und seines Gleichen, sondern für Landleute geschrieben. Allein ein Theil der Landleute, und zwar der größere Theil, kann dieses Büchelchen nicht kaufen, der geringere, reichere, aber auch mitunter geitzigere Theil — weiß dieß wirklich alles schon, was in demselben steht.

Um die Leser der Oekon. Hefte davon zu überzeugen, führt Rec. nur Einiges aus dem Inhaltsverzeichnisse an, welches 4 Seiten lang ist.

Erster Abschnitt. Von der Landwirthschaft. 1. Ackerbau, Urbarmachung oder Plätzevertheilung der Gemeinheiten ꝛc. S. 9. 2. Gartenbau, S. 15. a. Küchengarten, S. 15. b. Baumgarten, nebst theoretisch-praktischem Unterricht über die Baumzucht, S. 16. a) Nutzen des Obstbaues, S. 16. b) Anlegung eines Baumgartens, S. 16.

Dün-

Düngung der Obstbäume, S. 19. c. Mannichfaltige Obstarten, S. 20. α) Kernobst, S. 20. β) Steinobst, S. 21. γ) Schalenobst, S. 22. δ) Das Vermehren und Veredeln der jungen Obstbäume u. s. w. Zweiter Abschnitt. Von der Viehzucht. A. Rindviehzucht ꝛc. B. Schafzucht ꝛc. C. Pferdezucht ꝛc. D. Schweinezucht ꝛc. E. Bienenzucht ꝛc. Darin ist also gar nichts Neues, und das Alte so in einander gemischt, daß man nicht weiß, wie es hierher kommt. Nur ein Beispiel, S. 71 redet der Verf. von der Stallfütterung der Schafe als wichtiger, denn die Weide. Ohne mich über den Werth oder Unwerth der Stallfütterung der Schafe heraus zu lassen, so darf man nicht vergessen, daß Hr. Pf. K. keine Erfahrungen davon hat, sondern sie nur aus den ökonomischen Schriften genommen hat. Hier redet er nur von den zur Auswinterung der Schafe nöthigen und dienlichen Futterartikeln. Und weiter unten sagt er: die trächtigen Mutterschafe müssen vor Schrecken, Uebertreiben auf der Weide, starkem Hetzen, vor Springen über Graben und vor allem Gedränge, besonders bei engen und hohlen Wegen, gesichert zu sein. Und S. 72 heißt es: Ist ein Lamm auf dem Felde vom Froste erstarret u. s. w. Wie kommt das zur Stallfütterung? — Von den Bienen sagt er S. 199: Die Lage gegen Mittag ist die

beste

beste u. s. w. und S. 100. Halb Morgen und halb Mittag wäre die allervortheilhafteste Lage. —

Die angegebenen Rettungsmittel in den Krankheiten des Viehes stehen sogleich bei jedem Theile des 2. Abschn. selbst. Wenn ein wahrer Oekonom dieses Büchelchen überarbeitete, so könnte es recht gut werden.

---

f. Praktische Anweisung, alles Federvieh wohlfeil und in kurzer Zeit vollkommen zu mästen. Neue mit erprobten Mitteln, verschiedene Krankheiten des Federviehes, wie auch der Pferde, Kühe, Schafe und Schweine zu heilen, vermehrte Auflage. Coburg, bei Ahl, 1807. 8. (8 Gr.)

Die praktische Anweisung ꝛc. ist aus Germershaußens Hausmutter, wie Herr Anonymus in der Vorrede selbst sagt, und zwar deßwegen genommen, weil er sie durchgängig bewährt gefunden habe. Die erste Auflage ist Recens. nicht zu Gesichte gekommen; die zweite aber ist vom Jahre 1790, und soll, wie auf dem Titel steht, verbesserte Auflage sein, hat 62 Seiten, kostet 4 Gr., und ist auch hier, bis auf einige Kapitel, wieder abgedruckt und mit den Mitteln ꝛc. vermehrt.

mehrt. Ob diese Mittel wirklich erprobt sind, kann Recens. so wenig sagen, als ob sie von dem anonymen Verf. selbst herrühren, oder von einem andern, und nur von ihm erprobt erfunden worden sind.

Der Inhalt dieses Büchelchens ist: 1) Vom Kastriren der jungen Hähne und Hühner. 2) Anschlag der Fütterungskosten während des Mästens. 3) Berechnung des Profits vom gemästeten Geflügel. 4) Kleine Vögel statt der Ortolane zu mästen.

Der anonyme Verf. hat also hierin folgende Kapitel der zweiten Auflage weggelassen: Zweites Kap. Vom Orte der Einstellung des Mastgefieders. Drittes Kap. Vom Futter. Viertes Kap. Die Fütterung und Wartung des Geflügels. Siebentes Kap. Berechnung des täglichen Futters für mageres Geflügel. Achtes Kap. Die Art, das Mastgeflügel zu schlachten und zu rupfen.

Da des Hrn. Pastor Germershaußens Hausmutter bekannt genug ist, so darf über die Güte dieses Büchelchens Recens. weiter nichts sagen.

Die Mittel bei Krankheiten betreffend, so enthalten solche: I. Mittel bei Krankheiten des Federviehes. a) Bei jungen Gänsen. b) Wider den Pips der Hühner. c) Wider die Hühner- und

Vo-

Vogelläuse. d) Ueber das Grindigwerden der Tauben. II. — bei Pferdekrankheiten. 1) Etwas für Pferdebesitzer (Ist das auch ein Mittel in Krankheiten der Pferde?). 2) Ein vortreffliches Drusenpulver. 3) Sichere und leichte Methode, die Druse zu heilen. 4) Wider die Kehlsucht. 5) Eine bewährte und köstliche Hautsalbe zu machen. 6) Die grüne und gelbe Hornsalbe zu machen. 7) Gegen die Würmer. 8) Gegen die Fußgalle. 9) Bei erhitzten Pferden (Ist das auch eine Krankheit?). — III. — beim Rindviehe. 1) Wider die Rindviehseuche. 2) Behandlung der Maul- und Klauenseuche. 3) Präservativ für gesundes Vieh. 4) Woher das Blutharnen kommt (Ist das auch ein Mittel wider Krankheit?). 5) Gegen das Blutharnen. 6) Gegen das Aufblähen. 7) Für alle äußerliche Fleischwunden. 8) Wider das schwere Kalben der Kühe. 9) Das Rindern der Kühe zu befördern. 10) Bei der Abbindung der Kälber (Sind das auch Krankheiten?). IV. — Bei Krankheiten der Schafe. 1) Wider die Raute der Schafe. 2) Dieselbe ohne Schmeer zu heilen. 3) Die Drehkrankheit zu kuriren. — V. Einige Recepte (Warum einige? — hier, da doch bei allen angeführten Krankheiten nicht alle angeführt sind? Warum hier Recepte, da doch im Vorhergehenden das Wort Mittel stand?) bei Krankheiten der Schweine. 1) Wider die Bräune. 2) Wider

der den Rank. 3) Wider die Finnen. 4) Wider die Blattern. 5) Wider den Schwindel. 6) Wider die Schlafsucht. 7) Wider den Durchfall. 8) Wider die Raute der Haut. 9) Wider Verfangen. 10) Wider das Fieber. 12) Wider die Seuche.

Wie gesagt, wenn die Mittel erprobt sind, so verdienen sie Empfehlung. Recens. will sie aber vor der Hand nicht als erprobt empfehlen; und dieß deßwegen, weil Hr. Pfarrer Zizmann in Aicha im Römhildischen der Herausgeber der Praktischen Anweisung ꝛc. sein soll, wie Recens. eben hört. Wäre dieß, so kommt es ihm sonderbar vor, wenn der auch diese Ausgabe besorgt, und die angeblich erprobten Mittel angehängt haben sollte, da doch einige gar keine Mittel gegen eine Krankheit sind, welches Herr Pfarrer Zizmann gewiß so gut gewußt hat, als Recens. einen bessern Unterschied zu machen gewußt haben würde. Selbst die zwei verschiedenen Ausdrücke: Mittel und Recepte, scheinen zu beweisen, daß sie aus zweierlei Schriften genommen sind. Recens. scheint es also, als wenn diese Mittel vielleicht durch den Buchhalter des Hrn. Verlegers hinzu gekommen sein möchten. Und da müßten dieselben natürlich erst erprobt werden, weil der Abschreiber derselben keine Probe davon gehabt hätte.

VII.

VII.

Ueber Welsche Nußbäume, Nußlaub und Traubennüsse.

Herr Carl Friedrich Klemm, Kaufmann in Sangerhaußen, hat im 8. Bande des Teutschen Obstgärtners S. 358, sechs Fragen über den Nußbaum zur Beantwortung vorgelegt. In dem Teutschen Obstgärtner sind sie aber nicht beantwortet worden. Auch in dem allgemeinen Garten-Magazin ist noch nichts davon vorgekommen, und in andern Schriften habe ich auch nichts darüber gelesen. Die Fragen sind nicht etwa unwichtig und deßwegen unbeantwortet geblieben, sondern man hat sie wahrscheinlich aus Mangel an richtiger Kenntniß nicht beantwortet. Ich will daher einen Versuch machen, sie so kurz als möglich zu beantworten.

Erste Frage: „Welchen Boden liebt der Welsche Nußbaum am vorzüglichsten? Ist es Sand-, Thon-, Lehm-, schwarzer und untermischter Boden? Kann man schwarzen nicht wählen; welches ist unter den vier ersten der vorzüglichste?“

Der Nußbaum kommt beinahe in einem jeden Boden fort, sagt Bemy in seinem Handbuche der Obstbaumzucht ꝛc. Gotha 1802, S. 363. Doch verträgt er nicht wohl eine feuchte Erde, weil sein erster Antrieb sowohl, als sein Holz, dem Froste sehr ausgesetzt ist. Am besten gedeihet er in einer kiesigen, sandigen und etwas lockern Erde, wo er seine Pfahlwurzel ohne Hinderniß einschlagen kann. Kein Baum macht so starke und tiefe Baumwurzeln, als der Nußbaum; er ritzet manchmal damit starke Felsen von einander.

Dieser Baum kommt zwar in einem jeden, nur nicht nassen Boden fort; doch liebt er vorzüglich einen fetten, lehmigen und schwarzen Boden; allein er wird auch darin weichlicher gegen die Kälte und sein Holz nicht so fest und schön zur Schreinerarbeit, als in starkem Boden, sagt Bloß in s. Gartenkunst von Christ, S. 73 2. Thl. §. 45.

Zweite Frage: „Lieben sie wegen ihres leichten Erfrierens den Stand an der Mittagsseite mehr, als den nach Mitternacht, Morgen und Abend, oder sind letztere Gegenden wegen obiger Ursache erstern vorzuziehen?“

Antwort: Der Stand nach Mitternacht scheint allen andern vorzuziehen zu sein, weil er alsdann nicht bald ausschlagen — und also auch nicht erfrieren kann; inzwischen stehen auch viele

Nußbäume gegen Morgen, und es kommt hier mehr auf die Lage des Orts an, wo sie stehen. Sind sie gegen die rauhen Nordwinde im Frühjahre geschützt durch Hügel, Berge und Wälder, so werden sie so leicht nicht erfrieren, in welcher Lage sie auch stehen mögen.

Dritte Frage: „Ist ihnen der Stand auf den Bergen und Anhöhen angenehmer, als in Thälern, oder ist es umgekehrt?“

Antwort: Diese Frage läßt sich nur in einem durchaus platten Lande thun. In der Gegend, wo Einsender dieses lebt, liegt bald dieses Dorf höher, als das andere, bald ein Hügel oder Berg des andern Dorfs höher, als dieses Dorf — u. s. w. und dennoch stehen überall Welsche Nußbäume. Sie gedeihen im Thale so gut, wie auf den Anhöhen; nur müssen sie im Thale nicht an einem Bache oder in der Nähe desselben stehen, weil sonst in einer kalten Nacht der Dunst des Wassers sie tödten würde *).

Vier-

*) Dieß ist die Ursache, warum hier in Leipzig, in einem Garten an der Pleiße, die Nußbäume (welche übrigens hier selten sind) fast jeden Winter ganz oder zum Theil erfrieren und daher nicht zu Kräften kommen können. Den vorigen Winter sind nur einzelne Aeste erfroren und man sieht jetzt an den Bäumen einige Nüsse hängen.
d. Red.

Vierte Frage: „Man hat gesagt: Nüsse an Ort und Stelle gleich zu stecken und so zu erziehen, sei die beste Art, dergleichen Pflanzungen anzulegen. Da dieses aber sehr langwierig zu sein scheint, welches ist daher ihre Behandlung beim Versetzen, damit sie gut gedeihen?"

Antwort: Allerdings scheint dieß die beste Art zu sein, Nußpflanzungen anzulegen, wenn man die Nüsse an Ort und Stelle steckt, wo die Bäume stehen bleiben sollen, weil sie starke Pfahlwurzeln haben, die tief in die Erde gehen, und auch wohl durch die Ritzen der Felsen dringen, und dadurch freudig wachsen. Man sagt aber, diese Bäume tragen nicht gern, und schneidet deßwegen die Pfahlwurzel ab, legt einen breiten Ziegel oder breiten Stein in die Grube, worein der Nußbaum gesetzt werden soll. Ich kann aber den Grund dieses Verfahrens nicht erreichen, denn die abgeschnittene Pfahlwurzel treibt nun auf alle Fälle mehrere Wurzeln aus, die so gut als die Pfahlwurzel selbst sind.

Fünfte Frage: „Vertragen sie animalischen Dünger, oder ist ein Dünger von fettem Teichschlamm, welchen man gut haben kann, besser?"

Antwort: Die Nußbäume vertragen keinen animalischen Dünger, sondern der beste Dünger für sie ist Asche, die schon zur Lauge gebraucht

worden ist, und dann der Luft an einem trocknen Orte ausgesetzt war. Inzwischen scheint der Teichschlamm, wenn er mehrere Jahre gelegen hat und zerfällt, wohl auch dienlich zu sein.

Sechste Frage: „Welches ist die beste Weite Nußbäume zu setzen? Es gibt hier (in Sangerhaußen) nur ganz einzelne Bäume dieser Art, von welchen man die Beantwortung dieser Frage nicht abstrahiren kann."

Antwort: Vierzig Schuhe weit müssen die Nußbäume stehen; wenn sie alt werden, nehmen sie einen gewaltigen Umfang ein. Inzwischen kann man sie, wenn sie sechsjährig sind, auch nur zwanzig Schuhe weit setzen.

Ganze Reihen oder Plantagen von Nußbäumen sind mir wenige bekannt, und werden auch nie, wie anderes Obst, gebauet werden, da sie im Frühjahre so leicht erfrieren, und nie den Gewinn geben, als ein Apfel- oder Birnbaum.

Die Behandlung beim Versetzen, damit sie gut gedeihen, unterscheidet sich von der Versetzung anderer Bäume nicht, außer, daß das Loch weiter gemacht werden muß, als bei Aepfel- und Birnstämmen. Dann ist es besser und vorzüglicher, sie im Herbste (im Oktober) als im Frühjahre zu versetzen. Doch habe ich dergleichen auch im Früh-

jahre

jahre (im Februar) gesetzt, und sie sind herrlich fortgekommen. Ja! es fand mein Knecht im März beim Ackern eine aufgegangene Nuß im freien Felde — ich versetzte sie in den Garten, und sie beklieb.

Nußlaub hat eine heilende Kraft.

Das Laub des Nußbaums hat eine große Heilkraft bei Geschwüren. Bellose erzählt, daß er mit diesem Laube alle Arten von Geschwüren, selbst solche, die für unheilbar erklärt waren, geheilt habe. Er machte davon ein Dekokt mit Zucker, tauchte Papier darein, legte solches warm auf, und ließ oft diesen Verband drei Tage lang.

Man kocht das Nußlaub in Wasser mit oder ohne Zucker an einem kleinen Feuer, wäscht das Geschwür mit diesem Wasser aus, und legt noch einige grüne Blätter darauf, bis es geheilt ist. Man hat mit diesem Mittel eine Person geheilt, die am Daumen ein krebsartiges Geschwür hatte, welches nur durch Amputation kurirt werden zu können schien.

Man kann dieses Laub auch trocknen, und pulverisirt in die Geschwüre einstreuen, dann ein grünes Blatt darüber legen. Gleiche Wirkung thut auch das grüne kleine gestoßene oder zerschnittene Laub.

In Ermangelung des Nußlaubes läßt sich zu gleichem Ende auch das Nußöl anwenden. Man kocht es mit weißem Weine und bis auf ⅔ dieses Weins; taucht Kompressen darein, und wäscht damit das Geschwür aus. Es wird eine gleiche Dosis von Wein und Oel genommen.

Traubennüsse.

Ich habe in den Oekonom. Heften junge Stämmchen von Traubennüssen verkäuflich ausgeboten, und auf eine — angebliche — Seltenheit geantwortet. Hier folgt ein Stengel mit 12 Nüssen *). Einen andern mit 15 habe ich einem Freunde geben müssen. Sie sind aus Ottowind im Coburgischen. Dieser Stengel mit 12 Nüssen wiegt netto 14 Loth Nürnb. Gewicht. Die allermeisten Nußbäume in Ottowind tragen dergleichen Traubennüsse. Der Boden, auf dem sie stehen, ist sehr grobsteinicht, das Erdreich fett. Sie tragen alle Jahre, wenn die Blüten nicht erfrieren, dergleichen Traubennüsse.

Büttner.

*) Wir haben diesen Stengel erhalten, halten es aber für überflüssig, denselben in Kupfer stechen zu lassen, weil sich jeder unsrer Leser wohl leicht von selbst eine richtige Vorstellung davon wird machen können.

d. Red.

VIII.

VIII.

Lösung eines Räthsels, vom Herrn von Wildungen aufgegeben *).

„Ueber zweitausend Schweine in Einem Jahre!! Welch eine Jagd! und doch lebten die Bauern damals auch, ja, wie aus untrüglichen Spuren sich schließen läßt, besser sogar, als jetzt. — Wenn die Herren M*** und Konsorten doch dieses Räthsel mir lösen wollten."

Einsender dieses gehört nicht zu den Herren M*** und Konsorten, weiß auch nicht, ob diese aufgeforderten Herren dieses Räthsel gelöst haben, oder nicht; will aber hier einen Versuch machen, um dasselbe zu lösen.

Die Jagd von zweitausend Schweinen in Einem Jahre geschah 1563 — und also zu einer Zeit, wo die Bauern noch nicht lange aus dem Sklavenstande gegangen waren, und also auch das Herz noch nicht gehabt zu haben scheinen, etwas gegen den greulichen Jagdunfug zu sagen. Inzwi-

*) Im Taschenbuch für Forst- und Jagdfreunde. 1800. S. 159.

zwischen trifft man doch in den Landesordnungen solche Befehle an, die das Gegentheil entweder beweisen, oder die das edle Herz der Fürsten bezeichnen, das die Noth fühlt, die das Wildpret den armen Unterthanen verursacht.

Also, wie gesagt — die Jagd geschah 1563 — und also sieben Jahre nach der Landesordnung, welche auf dem Landtage zu Saalfeld, den der Kurfürst Johann Friedrich hielt, 1553 beschlossen, die Ausführung aber durch sein am 3. März 1554 erfolgtes Ableben verhindert, und seinen drei Söhnen die Ausführung dieses Beschlusses überlassen wurde. Johann Friedrich der Mittlere, Johann Wilhelm und Johann Friedrich der Jüngere — diese drei Fürsten, ließen im Jahre 1556 diese Landesordnung publiciren ob sie gleich wegen Erinnerungen der Landstände und Städte erst 1580 gedruckt worden ist.

In dieser Landesordnung heißt es nun Tit. XXIX. von Jagden und Weidwerk, §. 3: Wir wollen auch über das Alles, was in vorigem Unsers gnädigen lieben Herrn und Vaters Ausschreiben den Leuten nachgelassen, verstatten, daß sie mit kleinen Hunden, die nicht Jagdhunde sein, das Wildpret von ihren Früchten abscheuen mögen,

gen, und thun Uns darüber gnädiglich erbieten, welcher hierüber von dem Wildpret Schaden leidet, Uns solches anzeigen, und den Schaden bescheinen wird, daß Wir Uns gegen denselben gnädiglich erzeigen wollen.

Also schon vor dieser Landesordnung hat Kurfürst Johann Friedrich ein Ausschreiben erlassen, daß den Leuten nachgelassen sei, durch kleine Hunde, die nicht Jagdhunde sind, das Wildpret von ihren Aeckern zu verscheuchen. — Dieses Ausschreiben ist Einsendern dieses nicht zu Gesichte gekommen; er kann also auch das Jahr nicht angeben, wenn es erschienen ist.

Es fragt sich also: wer hat den Unfug dem Kurfürsten angezeigt? oder hat er ihn selbst gesehen? Dem sei wie ihm wolle, so zeigt es im ersten Falle die Aufmerksamkeit des Kurfürsten auf seine Unterthanen — oder im andern Falle — daß die Leute (Bauern) Bittschriften eingereicht haben müssen.

Und seine Söhne setzen noch dazu: „Wer Wildpretsschaden bescheinigt anzeigt, soll seinen Schaden ersetzt bekommen.“ Gibts irgendwo noch so edle Fürsten? Damals waren auch die Jäger nicht so schlimm und schlau, als sie jetzt in manchen

chen Gegenden sind. Exempla sunt odiosa! Mochte nun also das Wildpret die Aecker verwüsten, die Bauern erhielten Ersatz, und nur der Zehntherr litt.

Die andere Jahrzahl anlangend, so geschah solches 1611 — 1653, also während des dreißigjährigen Krieges, wenige Jahre vor- und nachher (1618 — 1648), wo in Teutschland alles drunter und drüber ging; denn im Kriege schweigen die Gesetze.

Ueberdieß hat manches große Dorf nicht über 10 — 20 Bauern mehr gehabt. Diese hatten Feld genug — und wo hätten sie auch Bittschriften einreichen sollen, da ihre Fürsten mitten im Kriege waren — und beständige Durchzüge und Einquartierungen Statt hatten? — Dieses wird das Räthsel lösen. Ob die Bauern damals besser gelebt haben, als jetzt, hat Herr v. W. nicht bewiesen, sondern nur so angenommen, um sein Räthsel desto dunkler zu machen.

IX.

IX.

Welches ist die rechte Zeit, Bäume zu pflanzen?

Der allgemeine Grundsatz hierbei ist dieser, daß der Baum gepflanzt werden kann, sobald seine Blätter abgefallen sind. Der Saft ist alsdann nicht mehr in Thätigkeit, seine Zirkulation wird nicht gestört. Diesem nach kann man schon in der Mitte Oktobers anfangen, und damit fortfahren, so lange es die Witterung zuläßt, die immer etwas gelinde sein soll.

Es ist ein großer Vortheil, die Bäume frühzeitig zu setzen. Sie haben dann Zeit, vor den Winterfrösten schon ziemlich anzuwurzeln, und ein gleich nach dem Abfallen des Laubes fortgesetzter Baum wird sich schon im nächsten Sommer ganz wohl befinden, und außer der Gefahr sein, durch große Trocknung Schaden zu leiden. Da aber nicht alle Stämme zu gleicher Zeit ihr Laub verlieren, besonders bei jungen Stämmen dieses etwas später geschiehet, und viel Mal erst durch den Frost bewirkt wird, so muß mit deren Verpflanzung das Frühjahr, d. h. der Monat Hornung und März abge-

abgewartet werden. Dieses Nämliche ist auch rathsam bei einem Erdreiche, das sehr feucht, und also mehr empfänglich für Fröste ist. In einem solchen Boden setzt man die Bäume großer Gefahr aus, wenn man sie zur Herbstzeit, besonders erst spät im November, dahin pflanzt.

Zur allgemeinen Regel lasse man sich dienen, nie einen Baum fortzusetzen, so lange er im Safte stehet. Träte doch der Nothfall ein, so muß man den Baum mit seiner Erde ausheben, und einige Zeit im Schatten erhalten. Steinobst, besonders Kirschen Abrikosen und Pfirschen, müssen, wenn man sich mit selbigen verspätet haben sollte, nach Verhältniß der Witterung zu Anfange des Hornungs, wo ihre Knospen noch nicht aufgeschwollen sind, verpflanzt werden. Späterhin gehen sie selten an, leiden wenigstens sehr viel.

X.

Auch eine Ursache des Hasenmangels.

Es sind schon viele Ursachen des allgemeinen Hasenmangels angegeben worden, so daß man nicht glauben sollte, daß noch eine, und vielleicht die

allein

allein wahre, hätte gefunden werden können. Und doch schmeichelt sich Einsender dieses, dieselbe gefunden zu haben — nämlich:

die heißen und trocknen Sommer.

Zwar ist diese Ursache schon in den Oekon. Heften, wenn Einsender dieses nicht irrt, angegeben worden; aber nur von einer andern Seite, nämlich: weil das Getreide dünne stand, so konnten die Raubthiere die jungen Hasen desto leichter fangen. Einsender dieses sieht aber die heißen und trocknen Sommer als eine Ursache des Hasenmangels an, weil sie wasserlos sind, und die Bäche und Quellen austrocknen; so daß also die jungen Häschen, die nach 8, 10 bis 14 Tagen von der Mutter verlassen werden, sterben müssen, weil sie ihren Durst nicht löschen können. Man sage nicht: „im Sommer gibts viel Thau, und sie brauchen kein Wasser.“ — Seit beinahe 4 Wochen hat es wenig oder vielmehr gar nicht gethauet, mithin mußten die jungen Häschen vor Durst sterben.

Wenn nun z. B. von fünf Häsinnen jede fünf Häschen setzte, wie dieses oft geschieht *), und dieser Satz von netto Einviertelhundert verloren

*) Siehe Taschenbuch für Forst- und Jagdfreunde, von von Wildungen. 1800. S. 149. *).

ren geht, so wird dieser Mangel schon bemerkbar. Und wo ist denn der kleine Flur, einen in den andern gerechnet, der nicht 20 bis 24 Häsinnen hat? Mithin geht bei einem solchen Satz die schöne Summe von 80 bis 100 Stück in einem jeden Flur verloren. Gehen nun 2 solcher Sätze verloren — so muß der Hasenmangel groß werden.

Die heißen, trocknen und wasserlosen Sommer halte ich also für die einzig wahre Ursache des allgemeinen Hasenmangels.

Ist dieses, so ist der Klee — gegypst und ungegypst — durchaus nicht die Ursache des Hasenmangels, wie Hr. v. Wildungen und mit ihm noch Mehrere glauben *). Einsender dieses sollte meinen, schon dadurch widerlege sich die Meinung, daß der Gyps auf dem Klee die Ursache sei, weil derselbe durch den ersten Regen, deren es doch in jedem Frühjahre gibt, abgewaschen wird.

Aber seit der Zeit," möchte man sagen, „als Klee gebauet wird, fängt der Hasenmangel an." — Und seit 20 Jahren sind heiße Sommer gewesen, und ist alle Jahre nur eine Frucht recht gerathen, antworte ich. Inzwischen prüfet Alles, das Gute behaltet.

*) S. Taschenbuch für Forst- und Jagdfreunde, von von Wildungen. 1800. S. 149. **).

XI.

XI.

Ueber Klee und Kleesamenbau 1807.

Mehrere Jahre habe ich nach dem gewöhnlichen Schlendrian, weil die Tagelöhner nicht dazu zu bringen waren, und mit Schärfe nicht beizukommen war, meinen Saamenklee mit der Sense mähen, den Winter über in der Scheune liegen, und das Frühjahr dreschen lassen. Die Ernte war nicht so ergibig, als Andere sie priesen. Ich fiel auf den Gedanken, dieses Jahr den Samenklee mit der Sichel abgrasen (denn wenn er zeitig ist, wird durch den Sensenanschlag [wie auch beim Getreide in Thüringen geschieht] viel verloren), zwei Tage auf dem Felde dörren, und dann einfahren und dreschen zu lassen. Es geschah. Nach dem Dreschen legte ich das Abgedroschene auf Leinknotentücher, um es recht dürre zu machen, und ließ dann den Samen ausdreschen. Wider alles Erwarten erhielt ich von einem mäßigen zweispännigen Fuder 3½ Metzen Coburger Gemäß, welches p. p. 30 Pfd. 6 Loth Nürnb. Gewicht wog, und an Gelde 5 Konv. Thlr. betragen möchte. Das Feld, worauf er stand, säete ungefähr 2 Metzen, oder

⅛ Sr.

$\frac{1}{8}$ Sr. Coburger Gemäß an Korn, oder $\frac{1}{2}$ Kürthen an Kleesamen, welches 6 Xr. kostet.

Zwei Metzen Roggen oder Weitzen hätten ungefähr $\frac{1}{2}$ Sr. oder gegen 60 bis 66 Pfd. Getreide gegeben, nach dem Gelde:

a) an Getreide $\frac{1}{2}$ Sr. . . .	2 Fl. 3 Bzn.
b) an Stroh 11 Schut u. 3 Geb.	1 — 7 —
	3 Fl. 10 Bzn.
und hier	9 — 10 —
sind Ueberschuß	6 Fl. — —

wenn es im Winterfelde gebauet würde. Wie einträglich ist der Kleesamenbau! Nimmt man nun an, daß er in der Brache erbauet worden, und der Klee der folgenden Winterfrucht Schaden thue, so beträgt der Schade auf ein solches Fleckchen gewiß nicht den dritten oder vierten Theil. Das wissen die Bambergischen Mayngründer Bauern recht gut, und bauen eine Menge Kleesamen, und fahren damit recht wohl.

Anmerk. 1) Ein Simmern Feld Coburg. Gemäß würde also 48 Fl. Fr. 2 Sr. 96 Fl. Fr. tragen. — Welche andre Frucht gibt den Nutzen?

2) 1 Cob. Metze hält 6 Biermaß, und 1 Maß wiegt 1 Pfd. 14 Loth Nürnb. Gewicht.

3) Ein Sr. Roggen wiegt 110 bis 120 Pfd. Nürnb. Gewicht.

XII.

XII.

Vermischtes Allerlei.

Reiß auf Türkische Art zubereitet.

Man nimmt ein Maß (1 Kanne oder 2 Nösel) Reiß, der in laulichem Wasser abgewaschen wird, und drei Maß gute Fleischbrühe. Dieses alles thut man in ein Gefäß, das oben gut verschlossen werden kann, und läßt es an einem sehr lebhaften Feuer kochen. Sobald es anfängt zu kochen, so löst man in einer Tasse ein wenig Saffran in Fleischbrühe auf und schüttet es in das Gefäß. Hierauf muß alles abermals sehr fest verschlossen werden und heftig sieden, wodurch der Reiß zerplatzt, sich erweicht und Konsistenz bekommt. Nach 1½ Stunde wird er in einer Schüssel in Pyramiden-Form aufgetragen. Diese Operation dauert eine, höchstens anderthalb Stunden. (Almanach des Gourmands, 5. Jahrgang. 1807.)

Echter Englischer Punsch.

Der Englische Punsch ist unstreitig der beste. Man nimmt einen Theil Citronen-Saft, und legt einige Schnittchen Citronen-Schalen dazu. Dieſen

sen Saft vermischt man mit drei Theilen echten Rums von Jamaica und neun Theilen sehr heißen guten Thees. — Die Proportion des Zuckers hängt einzig und allein von dem Geschmack der Trinkenden ab. — Dieser Punsch ist eine wahre Medicin: er vertreibt den Schnupfen, öffnet die Schweißlöcher und verursacht den sanftesten Schlaf. Selbst die angenehmsten Träume bringt er hervor. (Eben daselbst.)

Taubenjagd in England.

Die meisten Tauben werden in der Grafschaft Nottingham gehalten. Das Taubenschießen ist in den Grafschaften Berks, Bucks, Hants und Surry noch üblich. Die Leidenschaft geht darin sehr weit. Es wird gegen sehr bedeutende Wettsummen festgesetzt, so viel Stück aus einem Fluge niederzuschießen. Ein Jäger schoß 6 aus 10 mit einer einzigen Kugel. Ein anderer unternahm 50 Tauben mit 50 Schüssen zu tödten; der Wind war zwar hinderlich; inzwischen traf er seine 50, wovon 45 todt niederfielen — alles mit einer und eben derselben Büchse. Man pflegt dergleichen Heldenthaten in den Englischen Zeitungen bekannt zu machen. (P. A. Nemnichs neueste Reise durch England, Schottland und Irrland rc. Tüb. 1807. S. 16.)

Die

Die Erdmandel und der Klee in Egypten.

In Egypten wird die Erdmandel in die Dattelfelder gesäet, von Zeit zu Zeit gewässert und zu Ende des Sommers eingeerntet. Die Weiber und Kinder lieben diese zwiebelartige Wurzel sehr; sie essen dieselbe von Zeit zu Zeit, und haben beinahe immer welche in ihren Taschen. Die Erdmandel ist süß, kühlend, nahrhaft und viel angenehmer als die Haselnuß, womit man sie in Ansehung des Geschmacks vergleichen kann; auch ist sie lange nicht so unverdaulich. Groß ist die Konsumtion derselben in ganz Egypten, und sie wird nirgends als in der Gegend von Rosette und Damiette gebaut. Wir glauben, daß diese Pflanze in dem südlichen Europa sehr gut gedeihen würde.

Der Klee wird in die Reißfelder gesäet, sobald dieser abgeschnitten ist, ohne das Land vorher zu ackern oder sonst zuzubereiten. Während des Winters wird er, je nachdem die Witterung günstig ist, drei oder vier Mal abgehauen, und dann im März von neuem Reiß hinein gesäet; oft aber läßt man den Klee noch ein Jahr stehen, welches mehr Gewinn gibt. (*G. A. Olivier* Voyage dans l'Empire Othoman, l'Egypte et la Perse etc. à Paris, Tom. III. an. 12.)

Englische Jagdhunde.

Die großen Englischen Hunde waren schon zu den Zeiten der Römer berühmt: man brauchte sie auf dem Amphitheater gegen Stiere. Abkömmlinge des Urstammes sollen noch in Lancashire angetroffen werde. Von den neuern Arten ist zu bemerken, daß fast jede derselben von keiner in der Welt übertroffen wird. Im Spüren, in der Sagacität und im Schnelllaufen haben sie Hauptvorzüge. Diese und andere Tugenden arten in fremden Himmelsstrichen aus. Jagdhunde von verschiedener Art werden theils als Geschenk, theils als Waare nach mehrern Ländern von Europa geschickt; allein es haben noch keine Versuche, ihre Gattungen im Auslande fortzupflanzen, gelingen wollen. Im Jahr 1800 wurde zu Carlisle ein Windhund für 152 Pfd. Sterl. (912 Thlr.) verkauft. Für einen andern Hund, Namens Dash, wurden bewilligt: Champagner und Burgunder, 160 Pfd. Sterl. an Werth, ein Oxhoft Claret *), eine zierliche Flinte und ein anderer feiner Hund. — Die Ställe für Jagdhunde werden mit vielem Aufwand eingerichtet; den prächtigsten dieser Art besitzt der Herzog von Richmond, zu Goodwood: das Gebäude hat 19,000 Pfd Sterl. (114,000 Thlr.) gekostet;

*) Rother Franzwein. d. Red.

stet; es enthält 5 Ställe, wovon zwei 36 und drei 30 Fuß Länge und jeder 15 Fuß Tiefe hat; außerdem zwei Futterräume, 20 Fuß lang und 15 Fuß tief, nebst Ofen, um die Luft zu erwärmen, wenn es den Hunden zu kalt ist. (Nemnich a. a. O. S. 13 f.)

Verehrung des Düngers, und Dünger-Magazine in Flandern.

Als ich das erste Mal in Alost ankam, sagt Herr Schwerz *), wunderte ich mich, die Straßen so rein zu sehen, und machte darüber dem Maire der Stadt ein Kompliment. — „Sie irren sich," sagte er: „das ist eine Sache, woran die Polizei keinen Antheil hat. Man ist hier so begierig nach Koth, daß man ihn oft mit sammt den Steinen herauskratzt." — Die Armen haben in Alost ein ausschließliches Privilegium, die Straßen am Tage unentgeltlich zu fegen; so bald aber die Nacht eintritt, wird es juris communis, und dann machen sich die Handwerksbursche daran, und beschäftigen sich mit Zusammenbringen des Gassenkothes, bis der Tag anbricht, oder so lange, als sie noch etwas finden. Dieser Koth wird außerhalb der Stadt in Haufen gesetzt und verkauft. —

*) Im 1. Bande seiner Anleitung zur Kenntniß der Belgischen Landwirthschaft. Halle, 1807, S. 55.

Strünke und andere Ueberbleibsel von Vegetabilien, die zu holzicht sind, als daß sie auf die gewöhnliche Weise unter dem Miste verrotten könnten, werden auf die gepflasterten Heerstraßen geschüttet, damit sie von Pferden und Karren zermalmet und so zu Miste tauglicher werden.

Von höherer Importanz sind die ausgemauerten Behälter, oder Cisternen, die man besonders im Lande von Waes antrifft. Ich rede nicht von denen, die der Landwirth bei seinen Wirthschaftsgebäuden anlegt, sondern von den Magazinen, die der Kaufmann auf Spekulation errichtet, und die aus Gent, Antwerpen und den Holländischen Städten mit einer Waare versehen werden, die nicht für den Geschmack eines Käufers auf der Leipziger Messe sein dürfte. Solcher Waarenlager gibt es zehn bis zwanzig neben einander; und ich zweifle, ob in dem Weinkeller irgend einer Abtei die Corpora so genau und richtig nach Gegend, Alter und Güte klassificirt sind, als diese gewürzhaften Massen. Der Käufer kommt mit einem Stocke, visitirt nach allen Seiten, und beurtheilt beim Herausziehen desselben nicht allein die Qualität, sondern auch der Quantität der Waare. — Man hat mir versichert, daß dieser Handelszweig nicht ohne guten Vortheil sei.

Der

Der Verfasser erzählt hierauf noch folgende Dünger-Anekdoten: Ich ging eines Morgens außerhalb des berühmten Dorfes St. Nikolas spazieren, als ich in einiger Entfernung eine Frau erblickte, die sich mit etwas auf der Erde zu beschäftigen schien. Die Frau war so niedlich in Baumwollenzeug gekleidet, und hatte ein so blendend weißes Häubchen auf, daß ich sie in Teutschland zum wenigsten für die Frau eines Dorfschulzen gehalten haben würde. Sie las sehr sorgfältig Pferdeäpfel von der Heerstraße auf. Ich wandte mich mit dem Gesichte nach einer andern Seite hin, und that, als ob ich sie nicht gesehen hätte, um der guten Frau eine kleine unschuldige Röthe zu ersparen. Man sagte mir aber nachher, daß ich mir diese Delikatesse hätte ersparen können, wie ich mich auch noch am Nachmittage desselben Tages überzeugte. Ich stand, gelehnt auf das offene Gatterthor eines Pachthofes, um die Schafheerde, die man eben austrieb, defiliren zu sehen. Ich wandte mich und erblickte ein Mädchen mit einem Korbe, am Arme, das mit der größten Aemsigkeit gewisse Dinge sammelte, die, wie der Leser von selbst erräth, keine Blumen waren. Da ich die Unterhaltung des Schäfers suchte, so begleitete ich ihn eine starke halbe Stunde lang, und hinter uns her ging die Kleine und setzte ihre Sammlung fort. Sie bat uns auch wiederholt, nicht auf dasjenige

zu

zu treten, was den Gegenstand ihres Suchens ausmachte; und so schien sie mit der Heerde aus, und wieder mit ihr heim zu gehen. Die Sammlung geschah aber nicht für Rechnung des Pachters, sondern auf eigenes Konto: denn das Mädchen verkaufte das Pfund zu ½ Brabantischen Stüber.

Wie kleinlich auch immer diese Industrie-Zweige gewissen Personen vorkommen mögen, so beweisen sie doch, wie groß und stark der Baum sein muß, der seine Zweige so weit erstreckt.

Gänsezucht in England.

Die meisten Gänse sind in Lincolnshire und Westmoreland. Das gewöhnliche Gewicht einer guten Gans in England ist 12 bis 16 Pfund; man hat aber auch Beispeile von 28 bis 30 Pfund. Eine Familie zu Highworth in Wiltshire hat sich dieser Zucht mit solchem Ruhme gewidmet, daß ihre außerordentlich großen und schmackhaften Gänse von den entferntesten Liebhabern bestellt werden. Grose Heerden Gänse, oft zwei bis 3000, werden von weiten Gegenden nach London getrieben; im Jahr 1783 einmal gar ein einziger Zug von 9000. — Die Federn werden fünf Mal im Jahre gepflückt: das erste Mal am Tage Mariä Verkündigung, und zwar Kiele und Federn; die vier übrigen Male bloß Federn. Die besten Bettfedern kom-

kommen aus Sommersetshire; die Irländischen werden für die schlechtesten gehalten. Viele Bettfedern werden aus Pohlen und Teutschland in England eingeführt. (Nemnich a. a. O. S. 15.)

Das Egyptische Arum (Arum colocasia Lin.)

Das Egyptische Arum, dessen zwiebelartige Wurzel die Größe einer Orange bekommt, wird um Cairo herum häufiger gebaut, als auf den Feldern und in den Gärten von Rosette. Um die Wurzel fortzupflanzen, wird sie in Stücken geschnitten und einen Fuß tief in die Erde gelegt. Wenn man sie in der Mitte des Juni pflanzt, so ist sie im Oktober schon gut zu essen. Auf den Märkten zu Cairo sieht man im Winter diese Wurzel eben so häufig als im nördlichen Europa die Erdäpfel; aber statt daß diese einen süßlichen und faden Geschmack haben, sind jene von Natur scharf und etwas beißend. Ehe man sie kochen läßt, muß man sie in Stücken schneiden und gut in starkem Salzwasser abwaschen. Werden sie dann mit Butter oder Fett, allein oder mit Fleisch, zubereitet und Gewürz daran gethan, so sind sie wohlschmeckend, nahrhaft und leicht zu verdauen. (*Olivier* Voyage etc. a. a. O.)

Ein Vortheil bei Bereitung des Thees.

Man muß den Thee nie aufkochen lassen, sondern anfangs eine Tasse kochendes Wasser darauf gießen. Hierauf füllt man die Theekanne mit heißem Wasser an und gießt den Thee in die Tasse hinein. Dieser Thee muß mit kalter Sahne (Rahm) und nie mit warmer getrunken werden. (Almanach des Gourmands, a. a. O.)

Tabak zu verbessern.

Man nehme zu 1 Pfund beliebigen Tabaks eine Obertasse voll schwarzen reinen Kaffe, lasse in demselben etwa 6 Stück weißen Zucker zergehen, und gieße drei Kaffelöffer voll Gummi Benzoe hinzu. Hiermit begieße man den Tabak schichtenweise.

Etwas von der Ostindischen Gartenkunst.

Wenn der Kokusbaum, welcher am häufigsten gezogen wird und für die Indier am einträglichsten ist *), nicht zu stark, oder gar nicht tragen soll — denn

*) Dieser nützliche Baum ist oft die ganze Habe eines Indiers. Er erreicht eine Höhe von 60 bis 80 Fuß, und seine Zweige formiren oben eine Blüthenkrone.

denn es ist ihm schädlich, wenn er zu viele Früchte hat — so wird die Blüthe, die an einem langen Stiel hervorschießt, mit Bast zusammengebunden, die Spitzen abgeschnitten und ein Topf daran gehängt. Es läuft ein weißlicher Saft aus selbigen, Taddy genannt, der Morgends und Abends gesammelt wird. Dieser Taddy ist von süßsäuerlichem Geschmack; man trinkt ihn vorzüglich des Morgens vor Sonnenaufgang, weil er leicht in Säure übergeht. Die Indier machen aus demselben Essig und Zucker. Sobald die Blüthe keinen Saft mehr geben soll, wovon sie des Tages zwei bis drei Quartier erhalten — wird sie mit Lehm verpicht. (C. C. Best's Briefe über Ostindien ꝛc. Leipz. 1807. S. 89 f.

Wie man in Belgien die Schnecken vertilgt und den Fraß derselben unschädlich macht.

Wenn der Herbst regnerisch und der Winter gelinde ist, sagt Herr Diercxsen, so sind unsere Felder gewöhnlich dem Schneckenfraße ausgesetzt. Die Schnecken werfen sich hauptsächlich auf den Roggen und den Klee; nur dann, wenn sie keine Nahrung dieser Art finden, machen sie sich auch über den Weitzen her. Darum trägt man Sorge, daß stets einige Rüben unter dem

Klee

Klee stehen: die Schnecken fallen nun begierig über die Rüben her, und dadurch wird oft der Klee gerettet. Sobald die Schneckenzeit gegen das Frühjahr ein Ende nimmt, so werden die noch existirenden Rüben aus dem Klee ausgezogen und verfüttert.

Der ein Mal abgefressene Roggen schlägt zum zweiten Mal wieder aus; wird er aber alsdann noch ein Mal abgefressen, so ist er ohne Hoffnung verloren. Der Weitzen hingegen geht schon nach dem ersten Abfressen zu Grunde. Man hat gegen einen so grausamen Feind, als die Schnekken, eine Menge fruchtloser, oder doch nicht zureichender Versuche gemacht. Asche, Kalk und Gauche wurden wechselsweise zu Hülfe genommen; Weiber und Kinder liefen auf dem Felde herum, die Schnecken aufzulesen *). Das einzige wahrhaft wirksame und im Großen anwendbare Mittel, worauf man gefallen, ist das Walzen bei Nacht-

*) Ich habe dennoch, bemerkt Herr Schwerz in der Note, im Herbste 1806 zu Lerhiden ungelöschten Kalk mit dem besten Erfolg gegen die Schnecken anwenden sehen. Man streute 4 Scheffel auf den Morgen. Der Kalk that dann die erwünschteste Wirkung, wenn er sehr frühe, und selbst ehe noch der Keim aus der Erde war, über das Land gestreut wurde.

Nachtzeit. Man weiß, daß am hellen Tage die Schnecken sich nicht auf der Oberfläche des Erdbodens blicken lassen, sondern sich unter den Gewächsen, den Erdklumpen und Steinen versteckt halten. Nur in der Nacht schleichen diese Diebe aus ihren Schlupfwinkeln hervor, ihre Verheerungen anzurichten. Erlauben es also die Umstände, d. h. ist der Grund nicht zu naß, so nimmt man jenes Zeitpunkts wahr und reitet bei Mondenlicht oder Sternenhelle mit der schwersten Walze auf dem Felde hin und her, und widerholt im Erforderungsfalle die Operation nach einigen Tagen. Bei Regenwetter aber, wo die Pferde den Boden zu Teige kneten würden, ist dieses Mittel nicht anwendbar. Alsdann fressen die Schnecken auf dem Felde ganze Stellen kahl, die meine Landsleute auf folgende Art auszufüllen suchen:

Jeder Pachter hat in seinem Garten oder nahe bei seiner Wohnung einige Beete, die er mit dem Spaaten graben und gehörig düngen läßt. Auf diese Beete säet er 4 bis 6 Wochen vor der gewöhnlichen Saatzeit Roggen, und zwar sehr dicht, weil derselbe eigentlich bloß zu Frühfutter für die Kühe bestimmt ist. Zu diesen Beten nimmt er nun in obbeschriebenem Falle seine Zuflucht. Er hebt die Pflanzen mit dem Spaten aus,

aus, sucht so viel Erde als möglich daran zu lassen, und pflanzt sie in die leeren Stellen seines Feldes ein. Er setzt sie in einer gewissen Entfernung, weil sie viel üppiger, als der auf dem Felde gezogene Roggen wachsen. (Schwerz a. a. O. S. 294 ff.)

XIII.

Kurze Nachrichten.

Aus dem Coburgischen, den 14. Juli 1807.

Seit 6 Wochen hatten wir keinen Regen; die früh gesäeten Sommerfrüchte stehen so ziemlich; die spät gesäeten aber schlecht, und ein Theil Gerste und Hafer kommt gar nicht aus der Blattscheide.

Der 10. und 11. Juli waren schon außerordentlich heiße Tage. Am 12. und 13. aber war die Hitze unerträglich. Am 12. trübte sichs Abends in Südwest, zog aber den Baunachsgrund hinunter. Tags darauf hörte man schon durch Reisende, daß es in Gleusen, Lohan und andern Orten bis nach Culmbach großen Schaden gethan habe. Am 13. war auch, wie gesagt, eine drückende Hitze; der ganze Horizont war gewitterhaft; doch bildete sich

sich besonders ein Wetter auf den Rhöngebirgen, dem Gewitterwolken eiligst entgegen liefen, während das Gewitter selbst langsam gegen Osten zog. Einige Male sah Einsender dieses die sehr seltene Erscheinung — den negativen Blitz. Abends nach 6 Uhr hörte man den ersten Donner eines äußerst schweren, mit schwarzem Unglück schwangern Wetters — bei der größten Windstille. Auf einmal erhob sich der Wind, die Wolken eilten — es fing an zu regnen — der Wind wurde stärker, daß man ihn einen Orkan nennen konnte, der ungefähr eine Viertelstunde anhielt, und in dieser Viertelstunde richtete es sehr großen Schaden an. Er deckte die Ziegel von Häusern und Scheunen ab, zerbrach in der Mitte die stärksten Bäume, oder brach die Gipfel ab, oder entwurzelte sie. An verschiedenen Orten fielen Schloßen wie Taubeneier und größer, und schlugen Fenster ein, und das Getreide nieder. In Coburg schlug es in die Spitze des Kirchthurms der Hauptkirche zu St. Moritz zwei Mal gleich hinter einander und zündete. Das Feuer wurde aber wieder gelöscht. In den Wäldern hat es auch erstaunlichen Schaden gethan.

So weit man bis jetzt Nachricht hat, hat dieses Wetter auch in Saalfeld vielen Schaden gethan und bis nach Jena gereicht.

* * *

An-

Anfragen.

1. Im Maistück der Oekon. Hefte 1807. S. 431, gedenkt der Herr Dr. Petri zu Erfurt in seiner Abhandl. über Rußlands Wein- und Gartenbau, des merkwürdigen Apfels — Naliwnûi.

Diesen Apfel nennt aber Henne in s. Buche: Anweisung, wie man eine Baumschule im Großen anlegen soll, 2. Aufl. 1795. Halle, S. 160. Nalliweny.

Im R. A. 1799, Nr. 145, S. 1673, heißt es: Auch soll im Moskauischen eine aus China herstammende Art durchsichtiger, vollsaftiger und überdieß wohlschmeckender Aepfel gezogen werden, die man Naliwû, vollgegossene Aepfel, nennt, weil sie in der That bis zum Zerplatzen mit Saft angefüllt sind. Ihr Geschmack ist angenehm säuerlich, und wenn man sie gegen das Licht hält, kann man die Samenkörner in denselben zählen *)

Welches ist nun die rechte Schreibart dieses Apfels?

Nalliweny — des Henne?

Naliwû — des Ungenannten? oder

Naliwnûi — des Hrn. Dr. Petri?

Der Hr. Dr. Petri wird die Antwort am besten geben können. Ist die Schreibart des Henne falsch, so ist es entweder durch einen Druckfehler, oder es ist in Dr. Büschings Magazin für die neue

*) Man vergleiche die oben in den Oekon. Heften angeführte Stelle aus Olears Moskovitischer und Persianischer Reisebeschr. 1656 fol. S. 154.

neue Historie und Geographie, worin er las, daß Kilburger einen durchscheinenden Apfel in Rußland rühme, Nalliweny genannt, ein Druckfehler.

Bekanntlich gibt es zweierlei Eisäpfel, 1) den großen und 2) den kleinen — beide sind im T. O. G. 20. Bd. S. 113 und S. 116 beschrieben und abgebildet. Die Beschreibung selbst aber weicht von der des Henne ab. Herr Kom. R. Neuenhahn sagt in seiner Anleitung zum wirthschaftl. Handel ꝛc. Erf. S. 755: „überhaupt scheinen die in Teutschland befindlichen Eisäpfel, in Verhältniß gegen die Russischen, noch eine Berichtigung zu bedürfen."

Dabei fragt Einsender dieses an: ob nicht Hr. Dr. Petri oder sonst ein Pomologe sich Pelzreiser von daher, oder aus Liefland, wo er ebenfalls gebauet wird, kommen lassen möchte?

Dann wird es Einsendern dieses erlaubt sein, aus der angeführten Stelle des R. A. noch bemerken, und als Zusatz zu Hrn. Dr. Petris Abhandl. zur gedachten Seite hinzu setzen zu dürfen, daß Storch in seinem historisch-statistisch. Gemählde des Russischen Reichs Thl. 2. S. 402, eines Apfels gedenkt, den er den Kirewskischen Apfel nennt, und der nicht selten so groß wird, daß ein einziger bis 4 Pfund wiegt, einen angenehmen und weinsauern Geschmack hat, und sich lange hält.

Wäre

Wäre nicht Hr. Dr. Petri, oder ein Anderer, so gefällig, auch von diesem Apfel Pelzreiser nach Teutschland zu verschreiben?

* * *

2. Wäre eine pomologische Geographie von Nutzen? und wodurch müßte sie sich von einer geographischen Pomologie unterscheiden? Arbeitet vielleicht ein Pomologe daran?

Inhalt.

Intelligenz-Blatt.

September, 1807.

Vollständiges Geographisches Taschenwörterbuch;

oder

Alphabetische Darstellung aller Länder, Städte, Flecken, Dörfer, Ortschaften, Meere, Seen, Inseln, Flüsse rc. mit genauer Angabe ihrer Lage, Größe, Bevölkerung, Produkte, Manufakturen, Fabriken, Gewerbe, Handel u. s. w. Nach den neuesten Verfassungen vorzüglich für Reisende, ingleichen zum täglichen Gebrauch für Civil- und Militair-Personen, Kaufleute, Geschäftsmänner und für alle, die sich in der Erdkunde zu unterrichten wünschen, bearbeitet

von

J. G. A. Galletti.

8. Leipzig bei J. F. Gleditsch.

Kostet geheftet 2 Thlr. 12 Gr. Auf Schreibpap. 3 Thlr.

Die allgemein anerkannten Verdienste des Verfassers um die Erdkunde machen jedes Wort zur Empfehlung dieses Werkes überflüßig. Als ein leichtes und bequemes Hülfsmittel für die Freunde der Erdkunde sowohl, als für Reisende, für Kaufleute und Geschäftsmänner liefert dieses Taschenwörterbuch in gedrängter Kürze ohne einer zweckmäßigen Vollständigkeit und Deutlichkeit zu schaden, und — was demselben für jetzt noch einen eigenthümlichen Werth giebt — überall mit genauer Hinsicht auf die neuesten Verfassungen, Alles, was zum Unterricht der Erstern und zur geschwinden Uebersicht der Letzteren wesentlich nothwendig ist. Gutes Papier und schöner, deutlicher Druck dienen ihm noch zur vorzüglichen Empfehlung.

In diesen Tagen ist es von mir allen soliden Buchhandlungen, als Neuigkeit, zugesandt worden.

Deko-

Oekonomische Pflanzenkunde

Für Land- und Hauswirthe, Forstbediente, Gärtner, Künstler, Fabrikanten und andere Liebhaber, nach dem System des Gebrauchs geordnet und mit Linne'ischen Kennzeichen beschrieben von

Dokt. Christ. Gottfr. Whistling.

Vierter und letzter Band. Nebst einem dreifachen Register über alle 4 Bände. gr. 8. Leipig bei Joh. Friedr. Gleditsch.

Preis 2 Thlr. Alle 4 Bände kosten 7 Thlr. 4 Gr.

Dieses in seiner Art klassische Werk ist nun geschlossen. Der gelehrte Botaniker, so wie der Liebhaber der Botanik, beide finden in diesem Werke alles in dies Fach gehörende Wissenswerthe mit möglichster Vollständigkeit vorgetragen. Vorzüglich ist es als Compendium den höhern Lehranstalten zu empfehlen.

Der 4te Band hat auch noch folgenden Titel:

Unkräuter, giftige Pflanzen, wildwachsende Bäume und Sträucher; ihre Schädlichkeit, ihre Vertilgung, ihr Anbau, ihr Nutzen und Gebrauch. Ein nützliches Handbuch für Jedermann.

In der Hanisch'schen Buchhandlung zu Hildburghausen ist erschienen:

D. J. C. Rosenmüllers

erster

Unterricht in der Religion

für Kinder.

Siebente verbesserte und vermehrte Auflage. 8. 1807.

4 Gr. oder 18 Xr.

Lehrer oder Vorsteher von Schulen, die sich direkte an oben genannte Handlung wenden und die Zahlung sogleich Porto frei einsenden, erhalten 100 Exemplare für 8 Thlr. 8 Gr. Sächs. oder 15 Fl. Rhein. 50 Exemplare für 5 Thlr. 13 Gr. Sächs. oder 9 Fl. 58 Xr.

In

NB. Dies Intelligenz-Blatt ist zu Anzeigen aller Art bestimmt. Es wird an die 3 folgenden Journale geheftet, als: an das Journal für Fabrik; die Oekonomischen Hefte; und an Gutsmuths Zeitschrift für Pädagogik rc.

Für diese dreifache Anzeigen bezahlt man nicht mehr als zusammen 1 Gr. für die Zeile.

Buchhandlungen belieben ihre Inserata an den Verleger dieses Journals einzusenden.

Oekonomische Hefte
für den
Stadt- und Landwirth.

Oktober 1807.

I.

Ueber die Ursachen, warum der Winterroggen auf Kartoffel- und Krautfeldern selten geräth. Dabei ein Wort zu seiner Zeit.

Es bedarf wohl keines Beweises, daß wir in der Regel auf Kartoffel- und Krautfeldern, wenn wir sie mit Winterroggen oder Weitzen bestellen, mißliche Ernten haben. Die Gegner des Kartoffelbaues, und deren gibt es doch selbst in unserer Mitte immer noch, haben diesen zufälligen Fehler, wiewohl mit



einiger Uebertreibung und ohne Erwägung der Ausnahmen, so dargethan und erwiesen, daß die Kartoffelfelder bereits bei Vielen so im Verdachte stehen, daß man es nicht mehr wagt, sie vor Winters mit einer Getreideart zu besamen, sondern sie gemeiniglich für die Gerste liegen läßt. Dieß zieht aber mancherlei schädliche Folgen nach sich: eines Theils ist es der Feldordnung zuwider, und der Landwirth muß darin Grund finden, den Kartoffelbau aufs Nothdürftige einzuschränken, wobei die Nahrung für Vieh und Menschen leicht vermindert werden kann; andern Theils sind Wintersaaten in der Regel die vorzüglichen, und was sie verhindert oder beschränkt, kann bei dem Landwirthe nicht in sonderlichem Ansehen stehen. Mithin finden wir hier überhaupt einen wesentlichen Grund, warum der Kartoffelbau in so manchen Gegenden nicht so allgemein werden will, als es aus mancher Rücksicht zu wünschen wäre.

Da nun der gerügte Fehler in seinen nähern und beziehenden Folgen in der That sehr bedeutend ist, so hätten die Landwirthe billiger Weise nicht dabei stehen bleiben sollen, ihn zu kennen, und durch anderweitige Aufopferung ihm auszuweichen, sondern vielmehr der veranlassenden Ursache nachspüren, um ihn zu heben. Wohl dachte man sich eine Ursache, aber einige Erfahrung und Uebung in landwirthschaftlicher Beobachtung hätte uns gar

bald

bald eines Andern belehren können. Man nahm nämlich an, daß Kartoffeln, wie überhaupt alle Wurzelgewächse, das Feld dermaßen auszögen, daß es erst wieder Kräfte sammeln müßte, um eine andere Frucht zu tragen. Man urtheilte aus der Ansicht schlecht bestandener Saat zu voreilig, und benahm sich daher die Gelegenheit, weiter zu prüfen. Wer forscht auch leicht weiter, wenn er die Wahrheit mit Gewißheit gefunden zu haben glaubt?

Man hat die Bemerkung gemacht, daß man in der Landwirthschaft so Manches allgemein glaube, was doch bei einiger Prüfung keinen Grund habe — und eben dieses allgemeinen Glaubens wegen die Sache für ausgemacht wahr halte. Hierbei sei es mir erlaubt, eine kleine Abschweifung zu machen, um ein Wort zu seiner Zeit zu reden.

Es stehen nämlich der Vervollkommnung der Landwirthschaftswissenschaft und ihres praktischen Gewerbes zwei mächtige Hindernisse entgegen: ich meine die seichte Bearbeitung der meisten Schriften über und für die Landwirthschaft, von Seiten der gelehrten Oekonomen, und dann den Mangel an richtiger Beobachtung der täglichen Erfahrung. Studierten die gelehrten Oekonomen fleißig diejenigen Wissenschaften, aus welchen die Begründung der Landwirthschaft hervor geht, so würden sie ihre aufgestellten Lehrsätze rein wissenschaftlich vortragen und erweisen. Freilich würde ein großer Theil der

Schriftsteller einige Jahre die Feder niederlegen müssen, um Zeit zu gewinnen, Botanik, Chemie, Physik und Mathematik zu studieren. Allein dann würde auch die Landwirthschaft mit wahrer Mannekraft Fortschritte zu ihrer endlichen — noch gar weit entfernten — Vollkommenheit machen. Lernte man, um nur ein Beispiel zu geben, die Natur so weit kennen, als es die gegenwärtige Kenntniß derselben erlaubt, so wäre man im Stande, dieselbe mit der täglichen Erfahrung zu vergleichen, was bis jetzt noch gar selten der Fall sein dürfte. Das Uebereinstimmen beider muß das Resultat der Wahrheit selbst sein. Sind sich beide aber entgegen, dann ist der Satz entweder falsch, oder doch zum wenigsten zweifelhaft. Im erstern Falle wird man sogleich auch Harmonie für die übrigen Regeln der Landwirthschaft finden, im zweiten aber sich genöthigt sehen, neue Untersuchungen anzustellen. Nur so würde keine Vermischung des Alten, längst als falsch verworfenen, und des ungeprüften Neuen, mit dem Erwiesenen Statt finden, wodurch das Studium der Wissenschaft erschwert und die gesuchte Belehrung vereitelt wird. Wenn man in der bemerkten Manier arbeitete, so würde das Studium der Landwirthschaft selbst für Geist und Herz ein angenehmes Geschäft sein, und dadurch das Gewerbe trefflich unterstützt, die neuen Entdeckungen geordnet, und selbst den Hülfswissenschaften ausgebrei-

breitete Felder zur Kultur angewiesen werden — statt daß man jetzt (in der Regel) kaum einige Verbindung wahrnimmt. Allein, wo sollen wir uns die ersten Kenntnisse zu solch einem Studium verschaffen? Wo finden wir zweckmäßige Vorbereitungsschulen der Landwirthschaft? In welchem Lande bezeigt man sich willig für ihre Begründung, und in welchem legt man den Privatunternehmern nicht Hindernisse in den Weg? Ich für meinen Theil wandelte meinen eigenen Weg. Eines Theils benutzte ich die vorhandene Gelegenheit, die Hülfswissenschaften zu erlernen, andern Theils trieb ich das landwirthschaftliche Gewerbe als Lehrling, Wirthschaftsschreiber, Verwalter ꝛc. Glücklicher Weise machte ich mir es schon früh zur Regel, mir immer den Grund einer Erscheinung zu erklären; ich bekam immer mehr Licht, und am Ende belohnte sich mein Fleiß gegen alle Erwartung. Ob dieß aber für Jeden der kürzeste, angenehmste und nützlichste Weg sei, bezweifle ich sehr. Blicke ich auf das durchwandelte Feld zurück, so würde ich diesen Weg ungleich kürzer ziehen.

Die Art und Weise, wie die Erde die Vegetation der Pflanzen bewerkstelligt, ist noch nicht erklärt, und wir wissen nichts mehr, als daß sie durch Bearbeitung einer Seits und durch Beimischung sogenannter fruchtbarer Theile anderer Seits, begünstigt werde. Darauf beruhet nun unsere ganze

Ackerbestellung. Also sind wir überhaupt noch nicht so tief eingedrungen, daß wir die Belege unsers Verfahrens wissenschaftlich führen könnten. Unsere Theorie, die wir hierbei angenommen, ist augenscheinlich zum wenigsten unerwiesen, wenn nicht ganz mit der Erfahrung im Widerspruche. Ich kann hier nicht tiefer in diese Materie eindringen; meine Herren Kollegen werden mich ohnedieß sattsam verstehen, wenn ich die Ursachen, warum Kartoffelfelder selten ergibige Ernten gewähren, wenn sie mit Winterfrüchten bestellt werden, in der Behandlung des Ackers und den natürlichen Folgen davon auf den Getreidebau entwickle.

Was nun das Erstere anbelangt, so hat uns die Erfahrung gelehrt, daß es nützlich sei, den Acker zum Kartoffelbau durch Bearbeitung so locker als möglich zu machen. Der Erfolg ist jedes Mal, bis auf die zufällige Ausnahme, für die Vermehrung der Kartoffeln erweislich, und wir dürfen es als Regel annehmen, daß ein solches Feld nicht zu lokker bereitet werden könne. Nur dann, wenn ungewöhnliche Hitze, oder besonders lange anhaltende trockne Witterung einfällt, leiden die lockersten Felder am meisten. Die Ursachen bedürfen keines Erweises.

Was aber den Dünger auf Kartoffelfeldern anbelangt, so ist es hinlänglich bekannt, daß Mangel

daran auf keine gute Ernte schließen läßt, aber auch der Ueberfluß desselben nie, weder Güte noch Vermehrung der Kartoffeln zur Folge habe. Die Beschaffenheit des Erdreichs, des Klimas, der Witterung, wie seine eigene Qualität, bestimmen seine Quantität für das gegebene Kartoffelfeld.

Bei den meisten übrigen Feldfrüchten ist gewöhnlich die Bestellung oder Bearbeitung des Akkers vollendet, wenn wir den Samen in die Erde gebracht haben. Bei den Kartoffeln, den Kohlarten, Wurzelgewächsen, dem Tabak und allen Pflanzenarten, von welchen man glaubt, daß nach ihnen Wintergetreide nicht gerathe, dauert die Bestellung, während sie wachsen, ununterbrochen fort, und selbst noch bei ihrer Einerntung wird das Erdreich aufgelockert. Hierzu kommt nun noch die längst bemerkte Eigenschaft aller dieser Pflanzen, daß sie schon durch ihr Dasein das Erdreich locker erhalten. Es kann uns hier gleich viel sein, welches die Ursachen dieser Erscheinung sind; wir haben es bloß mit dem fernern Erfolge zu thun.

Durch alles dieses erhält der Acker sichtbarlich eine größere Lockerheit, als vor der gewöhnlichen Bestellung zu Wintergetreide. Ein Kartoffelacker muß daher, wie jeder Acker, wenn er zu gleicher Lockerheit, und vorzüglich nach und nach, gebracht wurde, seine Beschaffenheit ändern. Daß nun mit dieser auch die folgende Wirksamkeit im Verhältniß

niß stehen werde, bestätigt die Erfahrung jedes aufmerksamen Landwirthes. Es ist bekannt, daß sich in einem Jahre aus verschiedenen Ursachen die Felder zur Wintersaat leichter oder schwerer bestellen, oder locker machen lassen. Wir verfahren hierbei gewöhnlich mechanisch, beobachten übliche Gewohnheiten in Pflügen, Hacken und Egen, und sind oft zu unserm größten, zweifachen Schaden der Meinung, daß wir hierin nicht zu viel thun können. Welchem Landwirthe ist nicht der Fall vorgekommen, daß auf den ganz besonders vorgerichteten Feldern am Ende wider Erwarten die Ernte schlecht ausfiel, und dagegen auf den andern gleichartigen, bei ungleich weniger Zurichtung, sie desto gesegneter war?! Die Ursache davon wird sich in der Folge von selbst erklären.

Die Funktion der Erde für die Vegetation ist sichtbarlich zum Theil nach mechanischen Grundsätzen bestimmt. Wir werden diesen Satz einstweilen als erwiesen annehmen. Ist nun ihre Beschaffenheit geändert, so müssen sich auch ihre Wirkungen, die eben jene Funktion ausmachen, ändern. Andere Ursachen, andere Wirkungen. Wir würden zur Unzeit hier eine Ausnahme annehmen, wenn wir die zu lockern Felder, wie Kartoffel-, Kraut- und andere so bearbeitete Aecker, mit denen in gleiches Verhältniß setzen wollten, die nicht anhaltend so locker gemacht worden sind.

Schon

Schon das Gefühl, möchte ich sagen, gibt uns zu erkennen, daß die Aecker, wo eben die Kartoffeln aufgehoben sind, für Weitzen- und Roggenbestellung viel zu lockeres Erdreich haben. Ja es scheint, als wären wir mit dieser Lockerheit nicht einmal zufrieden, denn wir nehmen noch Pflug oder Hacke, und geben, nach unserer Art zu sagen, dem Felde sein Recht. In dieser Hinsicht aber könnten wir hier wohl beide Instrumente mit Nutzen ersparen. Alles, was hierbei zu befürchten wäre, wäre der Tadel eines und des andern Nachbars, so lange bis auch sie zu einer bessern Ueberzeugung gelangten.

Der Glaube, als könnten die Aecker nicht lokker genug gemacht werden, ist erweislich sehr unrichtig. Man darf nur, um sich von der Richtigkeit dieses Satzes zu überzeugen, die allgemeine Erfahrung befragen. Verlangen nicht die allermeisten Pflanzen eine Rasennarbe? und werden sie je auf locker gemachten Aeckern gefunden? Wenn wir eine Feldmark in mehrjährigen Brachschlag oder Wiese verwandeln, so finden sich sogleich Pflanzen ein, die vorher, als der Acker durch die Bestellung locker erhalten wurde, nicht sichtbar waren, und verschwinden wieder, sobald das Feld wieder aufgelockert wird. Gibt uns diese Erfahrung nicht den offenbarsten Beweis, daß auch in dieser Hinsicht die Pflanzen eigensinnig die Beschaffenheit des

Erd-

Erdbodens zu ihrem Wachsthume verlangen? Untersuchen wir gerade diese Klasse von Vegetabilien, so finden wir, daß es solche sind, die mit unserm Roggen und Weitzen, die genaueste Verwandtschaft haben. Es sind Grasarten (Gramina L.), die fast durchaus zaserige Wurzeln haben. Mehrere von dieser Pflanzenfamilie aber haben diese nicht, oder deren nur wenige, und finden wir sie auf Rasenplätzen? Ein Beispiel mag uns die Quecke (Triticum repens L.) geben; diese verschwindet, sobald der Boden, wo sie eingenistet ist, hart und fest wird. So die Lauftrespe (Bromus inermis L.). Diese Erscheinung verdient unsere ganze Aufmerksamkeit, und muß meine Beweisführung unterstützen.

Haben wir uns einmal überzeugt, daß für gewisse Pflanzenarten das Erdreich zu locker gemacht werden könne, so wird die Frage natürlich, ob dieß nicht auch der Fall bei der Roggen- und Weitzensaat sein könne, und es wird sich ergeben, daß dieß wirklich der Fall sein müsse.

Die Beweise können wir in folgenden Wahrnehmungen finden. Mechanisch dient die Erde den Pflanzen zum Feststehen, und was dieses Feststehen verhindert, muß natürlich nachtheilige Folgen für die Vegetation derselben bewirken. Kaum ist das Samenkorn in die Erde gebracht, so fängt es an, wenn es anders sein passendes Lager gefunden hat, sich

für

für einen bestimmten Ort zu ordnen. Es gräbt zuerst mit seinen Wurzeln, bei Roggen und Weitzen jederzeit drei, erdeinwärts, um festen Stand zur folgenden Vegetation zu gewinnen, indeß es nur einen Keim erdauswärts treibt. Wir wollen jetzt auf die Ernährung der jungen Pflanzen keine Rücksicht nehmen, sondern nur auf die mechanische Befestigung sehen.

Während in den ersten Tagen das Samenkorn keimt und sich durch Wurzeln zu befestigen sucht, wird sich ein zu lockeres Feld senken. Daß dieses geschieht, bedarf gar keines Beweises. Die zarte Pflanze muß darunter leiden, weil die Wurzeln theils von Erde entblößt, theils in ihrer Lage verrückt werden. Sie suchen zwar den erlittenen Schaden wieder zu ersetzen, daß sie eine andere Richtung nehmen, allein dieses wird und kann ohne Nachtheil auf die Pflanze nicht geschehen. Diese Herbstwurzeln, welche von den nachmaligen Frühlingswurzeln schon durch ihre Lage und Anheftung verschieden sind, dringen immer tiefer unter sich. Je lockerer sie nun unter sich den Boden finden, um so tiefer dringen sie auch erdeinwärts. Gesetzt, die Wurzel sei aber erst 3 bis 5 Zoll in die Erde eingedrungen, und es kommt ein Regen, so senkt sich die Erde augenscheinlich. Dadurch wird die Wurzel zum Theil wieder von Erde entblößt, nämlich an ihrem obern Ende, in der Nähe des Grasknotens.

tens. Sie muß, weil sie zart und nicht an die freie Luft gewöhnt ist und also den Druck derselben nicht aushalten kann, leiden. Alles, was wir unter den Wirkungen der Witterung uns vorstellen, wird an ihren Kräften nagen. Tausend junge Pflanzen mögen auf diese Art ihre Endschaft finden. Was von der jungen Saat nicht sogleich verdirbt, verkrüppelt, um in der Folge zu verderben. Wenn sich nun auch viele wieder erholen und feste Wurzel fassen, so leiden sie doch immer noch fort, weil sich das lockere Feld, selbst bei dem anhaltendsten Regen, nicht so fest setzt, als es bei den andern Feldern der Fall ist.

So kommt nun die Saat den üblichen Widerwärtigkeiten des Winters entgegen. Schwach und dürftig, leidet sie mehr als andere vom Wechsel der Witterung. Weil die sehr zarten und wenigen Herbstwurzeln im lockern Felde mit der Erde weniger innig verbunden sind, so muß auch jede nachtheilige Wirkung der Witterung sich verstärken, und selbst dann nachtheilige Folgen nach sich ziehen, wo auf andern Feldern kein Schade verursacht wird. Und wo die nöthige Verbindung mit dem Erdreiche aufgelöst ist, da kann man auch unmöglich darauf rechnen, daß die Erde die Schwäche an der Pflanze wieder ersetzen könne. Der Frost dringt eines Theils tiefer in das lockere Erdreich ein, andern Theils zerstört er die matten Gefäße selbst.

Mehr

Mehr noch als dieser wirkt die Feuchtigkeit, die Winternässe, die oft die wohl bestauterste Saat zerstört. Was Wunder, wenn unsere Kartoffelfelder im Frühlinge am ersten erbleichen, oder die einzigen sind, auf denen sich die nachtheiligen Folgen des Winters äußern!

Außer diesen als allgemein geltenden Ursachen kommen noch manche andere hinzu. Wir haben die allgemeine Erfahrung für uns, daß sich im Frühjahre oft ein schlecht bestandenes Saatfeld gegen unsere Erwartung erholt. Zu dieser Erscheinung geben die Eigenschaften des Winterroggens wie des Weitzens die Veranlassung. Nämlich im Frühlinge sterben die Herbstwurzeln, die senkrecht einwärts gehen, zu der Zeit, wenn durch die erstere wärmende Witterung die Natur vom Winterschlafe erwacht, sämtlich ab, und neue, die nie eine senkrechte, sonder horizontale, meist etwas schiefe Richtung nehmen, entstehen, je nachdem der Stock schwach oder stark ist, in unbestimmter Zahl. Von dieser Zeit an kann nur zu große Nässe oder Trokkenheit gegen ihren freudigen Wachsthum wirken. Auf der Kraft, die jetzt ein Stock hat, beruhet das Vermögen, viele Halme zu bilden. Wir können dieß alle Jahre an jeder Roggensaat wahrnehmen. Unter jedem Blatte liegt eine Knospe, aus welcher sich ein Halm bilden kann, und unter günstigen Umständen sich wirklich bildet. Mithin werden sich

in der Regel an einem Stocke so viel Halme bilden, als vom frühern Wachsthume her Saatblätter noch vorhanden oder da gewesen sind. Ich werde diesen wichtigen Gegenstand zu einer andern Zeit mit nöthigen Erläuterungen in sein gehöriges Licht stellen, und er soll hoffentlich über den Streit des Saathütens, des frühen und späten Säens, den nöthigen Aufschluß geben. Hier begnüge ich mich, ihn erwähnt zu haben, um die Frage aufzuwerfen, wie es möglich sei, von einer Saat, die gleich zu Anfange von allen Seiten her litte, und sich nicht bestocken konnte, eine ergibige Ernte zu erwarten. Denn eine schwache Saat kann nie viele Halme treiben, auf deren Anzahl das Erholen im Frühlinge doch alle Mal einzig und allein beruhet. Daher säen wir frühe Saaten von gleichem Samen um ein Beträchtliches dünner als späte. Thun wir dieses nicht, so wird am Ende das Unkraut die vorhandene Saat überwachsen, statt daß eine wohlbestandene dasselbe überwächst und unterdrückt. Denn auch dieses spielt beim Kartoffelroggen und Weitzen eine wichtige Rolle und wird ein sicherer Grund der schwachen Ernten derselben. Denn dieses wächst nur da, wo es seinen angemessenen Ort und seine Begünstigung findet. Ein Mal findet es schon anfänglich leere Stellen, und dann erleidet es keinen Drang von der schwächern Saat. Es fängt nun mit voller Freudigkeit an zu wachsen, überzieht das

Feld

Feld in kurzer Zeit, und man erlebte wohl den Fall, daß es die Saat mehr oder weniger erstickte.

Zwar haben wir schon einiger Maßen gewonnenes Spiel, wenn wir bei irgend einer Mißlichkeit die nähern Ursachen und Wirkungen gefunden haben, weil sich durch diese Entdeckung gemeiniglich auch zugleich Mittel und Wege zeigen, sie zu vermeiden; aber nicht alle Mal steht es in unsrer Gewalt, sie zu gebrauchen und einzuschlagen. Zu beiden dient unser Thema als Beleg.

Wir haben umständlich bewiesen, daß die gemeiniglich geringen Ernten von Winterfrüchten auf Kartoffelfeldern eine Folge von der zu großen Lokkerheit des Ackers sind. Ist es dem Verfasser gelungen, gehöriges Licht über einen so wichtigen Punkt zu verbreiten, so darf er gewiß nicht befürchten, daß seine Mittel gegen die Bekämpfung des Uebels übersehen werden, zumal sie sich nicht nur auf Kenntniß der Natur überhaupt, nach welcher jedes landwirthschaftliche Ereigniß und Unternehmen beurtheilt werden muß, sondern auch auf einige wiederholte Erfahrungen gründen.

Den nachtheiligen Folgen der zu großen Lockerheit des Feldes können wir ziemlich alle Mal dadurch vorbeugen, wenn wir dasselbe in eine gehörige Bündigkeit zurück bringen, wenn wir den Acker einige Zeit liegen lassen, ehe wir bestellen, oder ihn

gar

gar nicht pflügen, oder ein zweckdienlicher Regen uns zu statten kommt. Ein wesentlicher Umstand verhindert uns aber, den sichern Weg einzuschlagen, das Feld durch Liegenlassen derber zu machen, nämlich der, daß gerade die Felder, welche einer solchen Vorbereitung bedürfen, zufälliger Weise am spätesten geräumt werden. Ihre Aberntung fällt selten vor Michaelis; nur dadurch gewinnen wir einigen Vorsprung, wenn wir genannte Pflanzenarten so zeitig als möglich in Vegetation bringen und diese beschleunigen: aber den Landwirth bestimmen und hindern mancherlei Beweggründe, warum er dieses unterläßt.

Weil man also das allertrefflichste Mittel, im gegenwärtigen Verhältnisse, die zu große Lockerheit des Kartoffelfeldes in eine verhältnißmäßige Bündigkeit zu verwandeln, nur selten gebrauchen kann, ich meine, das Feld nach der Aberntung desselben so lange ungestört liegen zu lassen, bis die Natur den gehörigen Grad von Festigkeit selbst bewirkt hat, so müssen wir zu künstlichen Mitteln unsere Zuflucht nehmen. Ich habe folgende angewendet:

Sobald die Kartoffeln ausgebracht waren, ließ ich den Acker von den Stöcken reinigen, und, um ihn zu ebnen, leicht mit der Ege überziehen. Mit der Saat zauderte ich so lange als möglich. Sie geschah nun, ohne zu pflügen oder zu hacken. Der Same wurde bloß aufgesäet und mit der Ege,

wie

wie gewöhnlich, in die Erde gebracht. Nach 2 bis 3 Tagen ließ ich das Feld tüchtig walzen. Bei dieser Methode fand ich — außerdem, daß manche Kartoffel, die beim Pflügen noch zum Vorschein käme, verloren geht, wogegen aber ein sorgfältigeres Ausnehmen einiger Maßen sichert — nur das Einzige einzuwenden, daß die Furchen, welche die Beete bilden, ziemlich verschwinden. Ich ließ sie daher leicht mit dem Pfluge ausstreichen; aber dadurch erlangte ich zwar eine bessere Ansicht für das Auge, aber keinen Vortheil für das Feld; denn dieses bekam dadurch an den Furchen immer einige Anhöhe, welche, weil die Beete zu wenig Rundung haben, nicht in allen Feldern rathsam sein dürfte. In solchen, wo die Feuchtigkeit sogleich ohne Nachtheil nach der Tiefe dringt, wie dieß bei sandigen Feldern gemeiniglich der Fall ist, mag dieser Umstand gar nicht in Rechnung kommen. Im folgenden Jahre aber ließ ich, sobald das Feld eben geegt war, die Furchen tiefer mit dem Pfluge ausstreichen, und so bis zur Besäung liegen. Als nun der Same eingeegt ward, rundete sich die Furche an beiden Seiten gehörig ab, und das Feld bekam ein angenehmeres Ansehen. So bin ich denn in der Folge fortgefahren, und habe erweislich sehr gute Ernten des Roggens (Weitzen habe ich nie darauf gesäet) auf Kartoffelfeldern gehabt.

Im Jahr 1805, das noch manchem Landwirthe, wegen der übeln Witterung, im Andenken sein dürfte, machte ich zufällig wieder eine neue Erfahrung, oder vielmehr ich bereicherte die bekannte. Der Fall bestätigt meinen Glauben, und deswegen wird die Erzählung desselben hier nicht am unrechten Orte stehen. Das geringe Zutrauen auf eine spätere bessere Witterung bestimmte mich, meine Kartoffeln zeitig auszubringen, und ich hatte meine ergibige Ernte bereits geborgen, als ein früher Frost das allgemeine Ausbringen verhinderte und viele tausend Säcke in der Erde vernichtete. Das leere Feld wurde sogleich nach der Aberntung durch einen anhaltenden Regen gleichsam eingesumpft, und war am Ende völlig zusammen geflossen. Es ward für die Gerste ausgeschlagen, und blieb deshalb ganz ungestört liegen. Mit Ende des Novembers erhielten wir warme trockne Witterung, so daß dieses Feld bestellbar war. Da es nun gerade ein mit Wintersaat bestelltes zu übergebendes Pachtfeld war, so eilte ich, es noch zu besamen. Ich ließ es wie ein Brachsfeld zur Saat pflügen, weil es vom Regen nicht nur gänzlich zusammen geflossen, sondern auch ziemlich fest geworden war. Genug, ich hielt die Furche für rathsam, und schon deswegen der Klugheit gemäß, weil es ein zu übergebendes Pachtfeld war. Es war am 3. December, als der Same eingesäet und gut eingeegt wurde. Die

Walze

Walze vermied ich dieß Mal als überflüssig. Ungefähr in 14 Tagen ging die Saat auf, grünte bald sehr lebhaft, hielt sich den schlackigen Winter über sehr gut, und schien von dem abwechselnden Froste nicht im geringsten zu leiden. Es bestockte sich im Frühlinge, wie die Saat im Herbste zu thun pflegt; eine Erscheinung, die mir in der Art noch nicht vorgekommen war, denn das Frühlingswachsthum äußert sich auf eine ganz andere Art. Theils dieses Wachsen, theils daß ein Sechstel mehr Same, als gewöhnlich, auf das Feld gesäet ward, gab ein dicht stehendes Korn und am Ende eine der ausgezeichnetsten Ernten.

Im August 1807.

H. F. Pohl,
Oekonomie - Inspektor.

II.

Noten ohne Text, über allerlei Gegenstände in der Oekonomie.

Fünftes Stück *).

Hundertfältige Frucht.

Auf gutem Lande trug der Same hundertfältig in Palästina **). — An einigen Orten erntet man in

*) Vergl. Oekon. Hefte, 1806, August, S. 138 ff.

**) Luk. 8, 4—15.

in Sardinien nicht selten sechzig-, achtzig-, ja hundertfältig *). So auch in Sicilien **). In Babylonien zweihundertfältig, und auf gutem Lande dreihundertfältig. Herodot sagt: „unter allen Ländern, die ich kenne, ist Babylonien bei weitem das beste, um Getreide hervorzubringen, denn es gibt durchaus zweihundertfältige Frucht, und wenn es recht fruchtbar ist, dreihundertfältig. Die Blätter von Weitzen und Gerste werden dort leicht vier Finger breit ***).“ Eben dieses behauptet Strabo †) von Albanien.

Kräutersalat.

Die jungen Blätter 1) des Dragun (Artemisia dracunculus L.) im Frühjahre, nebst denen 2) des Borrago, 3) der Kressen, 4) des Löffelkrautes, 5) des Sauerampfers und 6) des Kerbels, ingleichen 7) die jungen Stängel und weichen Herzblätter des im Keller ausgeschlagenen Sellerie, nebst den zerspaltenen und abgekochten Stängeln des Fen-

*) Siehe Gemählde von Sardinien rc. aus dem Französ. des Azuni von K. M. Brede. 1803, 1. Thl. Leipz. bei Junius.

**) Homer Odyssee, Gesang IX, v. 196.

***) 1. B. 193. Kap. Wahrscheinlich redet Herodot von der Durra, die noch jetzt in jenen Gegenden häufig wächst. —

†) B. XI, S. 150 a.

Fenchels und der jungen Schoten der Zwiebelgewächse — unter einander gemischt, geben einen guten Salat im Frühjahre.

Maulwurf.

Um diesen ungebetenen Gast aus Wiesen und Gärten zu vertreiben, hat man schon hunderterlei Mittel angegeben, und hier folgt das hundert und erste, aber gewiß probate Mittel, den schädlichen Maulwurf von Wiesen und Gärten auf ewig zu verbannen. Das grüne Kraut des Korianders (Schwindelkörner, Coriandrum sativum L.) hat einen unangenehmen stinkenden Wanzengeruch, der dem Maulwurfe besonders zuwider ist; man kann also, wie mehrere Erfahrungen bewiesen haben, diese damit vertreiben, wenn man es in ihre Löcher stopft. Selbst in solche Orte, wo Koriander gesäet ist, kommt kein Maulwurf.

Frühzeitige Gemüse.

In allen Haushaltungen mangeln im Frühjahre die Gemüse; dieser Mangel kann aber abgewendet werden, wenn man sich folgendes frühzeitige Gemüse zubereiten will: Spinat, Kerbel, Petersilie, Gartenkresse, Löffelkraut und etwas Zwiebel zusammen gehackt.

Same.

Mancher Same hält sich mehrere Jahre, ehe die Oeltheilchen ganz vertrocknen und er zum Säen un-

unbrauchbar wird; mancher hingegen hält sich nur wenige Jahre; dieß muß ein Gärtner wissen. Einiges davon ist schon oben in den Oekonom. Heften vorgekommen. Hier also ein kleiner Nachtrag:

Levkoien-Same hält sich in Schoten 5 bis 6 Jahre gut. Fenchel, 4 Jahre; Sommer-Majoran, höchstens 2 Jahre; Salbei, 4 Jahre; Thimian, 2 Jahre; Salatsame, 6 bis 7 Jahre; Boretschsame, 2 Jahre; Löffelkraut, 2 Jahre; des großen Spanischen Sauerampfers in Kapseln, 3 Jahre.

Spanische Schafe.

Man hat schon seit 50 Jahren Spanische Schafe nach Teutschland kommen lassen, um die Schafzucht empor zu heben und die Wolle zu veredeln. — Nichts Neues geschieht unter der Sonne, sagt jener gekrönte Hebräer. — Schon Alexander schickte von den in der einzigen Stadt Arigäus erbeuteten 200,000 Rindern, von so ausgezeichneter Race, eine Anzahl derselben nach Macedonien, um die dortige Viehzucht damit zu verbessern *).

Bienen.

Die Bienen schwärmten dieses Jahr (1807) im Coburgischen schon 14 Tage vor Johannis — und zwar der größte Theil; und so viel Einsender dieses

*) Arrian IV, 25.

dieses Nachricht eingezogen hat, so schwärmten sie auch reichlich. Der Eine hatte 4 alte Stöcke, die seit 4 Jahren nicht geschwärmt hatten, und dieses Jahr schwärmten sie in einer Stunde, 14 Tage vor Johannis. Ein Anderer hatte 3 alte Stöcke, und jeder schwärmte bis Johannis zwei Mal. Ein Dritter hatte 19 alte Stöcke, und bis Johannis hatte er schon 24, und 14 Tage nachher 44. Da die Witterung gut war, so konnten die ersten Schwärme reichlich eintragen. Selbst die andern späten Schwärme sind gut. Jungfernschwärme gab es aber nicht.

Man kaufte einen Schwarm um 2 auch 3 Laubthaler. Die Magazinzucht haben die meisten Honoratioren wieder abgehen lassen, weil sie sahen, daß sie bei ihrem Künsteln weniger Wachs, Honig und Schwärme bekamen, als die Bauern und Müller, deren keiner ein Bienenbuch gelesen hat; jeder ist von seinem Vater in der Bienenzucht unterrichtet, die ganz kunstlos ist, wie sie auch eigentlich sein sollte, und durch die Waldbienenzucht bestätigt wird.

In der Mitte des Juli waren die alten Bienenstöcke schon so schwer, daß man sie nicht heben konnte. Im ganzen genommen war die Witterung sehr gut, und wären in der Lindenblüthe nicht einige kalte Nächte eingefallen, so müßten die Bienen noch besser stehen.

Hier

Hier haben die bäuerischen Bienecker die Sprache: bis Jakobi tragen die Bienen ihren Herren, bis zu Ende sich selbst Nahrung auf den Winter ein. Wäre dieß, so würde das Zeiteln (Neufen, Schneiden) künftiges Frühjahr recht gut ausfallen; wenigstens 10 Gulden Fränkisch für Honig und Wachs, von einem Stocke, und also 111 pCt. Welch ein schönes Kapital, das so reichliche Zinsen trägt!

Regeln der Witterungskunde.

Zuverlässige Regeln der Witterungskunde hat man noch wenige, und diese wenigen sind nicht einmal allgemein bekannt. Einsender will das ökonomische Publikum mit einigen zuverlässigen Regeln davon bekannt machen. Bestimmen sie gleich nicht Wochen, Monate und sogar Jahre vorher, wie die Kalender, oder 100 Jahre, wie die hundertjährigen Kalender; so bestimmen sie doch sicher und gewiß einen halben oder ganzen Tag vorher die Witterung, und dieß ist den Oekonomen gewiß nicht unangenehm. Einsender dieses ist bei seiner Heu-, Schnitt- und Grummeternte, immer gut dabei gefahren. Er hatte z. B. am Tage nach Johannis 7 Fuder Heu liegen, und zwei davon jedes eine Stunde weit, an zwei verschiedenen Orten. Es hatte am besagten Tage stark gereift, und die Sonne küßte den Reif — sogleich wurden

den Anstalten gemacht, diese entfernten Fuder holen zu lassen; die in der Nähe ließ ich theils durch einige Nachbarn einfahren, theils zu rechter Zeit aufschobern; und so behielt ich gutes Heu, ob es gleich diesen Tag noch regnete.

Eben so regnet es denselben Tag noch, oder den folgenden, wenn nach einem Regen die Erde sogleich wieder trocken wird.

Ingleichen, wenn in den Wäldern und hohen mit Holz bewachsenen Bergen Nebel aufsteigen, welches in Franken das Hasenkochen genannt wird. Ferner, wenn die Nebel aufsteigen, regnet es gewiß den andern Tag.

Und wenn es noch so sehr regnet, und selbst das Wetterglas gefallen ist — aber die Rühlinge (eine Art Wasserthiere, die sich gern in den Schwemmen der Bauern aufhalten — Einsender dieses hat noch keinen gesehen, und kann keine bessere Beschreibung geben) schreien: Rühl, Rühl rc., so wird gutes und schönes Wetter. —

Wenn es des Morgens regnet, so glauben Einige, besonders in den Katholischen Ländern, daß es anhaltend regnen werde, und führen das Sprichwort an: Wenn es regnet vor der Meß, kann es das Regnen nicht vergeß. Wahrscheinlich ist dieser elende Vers von einem Bürger oder Bauer gemacht worden, der nur ein Jahr darauf merkte. Ganz entgegen ist das unter Protestan-

stanten bekannte Sprüchwort: Frühregen und Abendtänze dauern nicht lange *). Einsender dieses muß gestehen, daß er dieses Sprichwort gewiß hundertfältig erprobt hat.

Wein aus Chalybon.

Chalybon ist wahrscheinlich das Aleppo der Neuern. Wein aus Chalybon war der kostbarste, den man in den ältesten Zeiten in Asien hatte, oder wurde wenigstens dafür gehalten **). Es war der einzige, der auf die Tafel des Königs von Persien kam.

Thiere von verschiedenen Arten begatten sich, wenn sie nur zu einem Geschlecht gehören.

1. Ein Eber beschlägt ein zahmes Schwein ***).

2. Ein Birkhahn begattet sich mit einer Auerhenne †)

3. Wölfe mit Hunden ††).

4. Ei-

*) In Sachsen: Frühregen und Brautreihen dauern nicht lange. d. Red.

**) Ezech. 27, 18.

***) Neujahrsgeschenk für Forst- und Jagdliebhaber, 1795. S. 22.

†) Das. S. 45.

††) Das. S. 51.

4. Eine Füchsin mit einem Hunde *).

5. Eine Schafmutter mit einem Rehbock **).

6. Ein Rehgeiß mit einem Spanischen Witter ***).

7. Gemeine Ziegen mit einem Rehbock †).

8. Drei Mauleselinnen = Bastarden gebären auf St. Domingo Junge ††).

Gyps.

Das Bestreuen des Klees mit Gyps übergeht Einsender dieses hier, weil es zu bekannt ist. Bemerken aber muß er dieß, daß in der Gegend von Hungen in der Wetterau die Erbsen vor der Aus-

*) Neujahrsgeschenk für Forst= und Jagdliebhaber, 1795. S. 78, 99, 101. 1796. S. 32. 1797. S. 29.

**) Götzes Fauna rc. 3. Thl. S. 72. Von Wildungen rc. 1797. S. 81. 92.

***) Von Wildungen a. a. O. S. 92.

†) Das. S. 92. Leonhardi Forst= und Jagdkalender, 1795.

††) S. Medicinisch=chirurgische Zeitung, Nr. 45, 1796. Von Wildungen a. a. O. 1797. S. 29. Und nun leidet es auch gar keinen Wi erspruch mehr, daß sich verschiedene Thiere, wenn sie besonders zu einem Geschlechte gehören, mit einander begatten, Bastarden zeugen, und diese Bastarden wieder Junge zeugen.

Aussaat angefeuchtet und dann in Gyps gewälzt zu werden pflegen. Freilich wachsen die Erbsen recht frech davon; aber wenn die jungen Tauben mit dergleichen Erbsen gefüttert werden, so sterben sie plötzlich, und selbst die Alten kränkeln darnach oft noch lange.

Schrot.

Vom Schrot Nr. 1	wiegen	28	Körner	ein Loth.
— — — 2	—	34	—	
— — — 3	—	44	—	
— — — 4	—	74	—	
— — — 5	—	111	—	
— — — 6	—	175	—	
— — — 7	—	214	—	
— — — 8	—	500	—	

Dieß zur Nachricht für die Jagdliebhaber, mit dem Sprichwort: Viel Pulver, wenig Schrot, sind gewiß der Hasen Tod.

Falknerei.

Man hat sich eingebildet, daß die Falknerei eine Erfindung der neuern Zeit sei; allein man hat sich sehr geirrt. Schon lange vor unserer Zeitrechnung bedienten sich die Vorindier bei der Jagd nicht der Hunde, sondern der Raubvögel, der Falken, Habichte und Adler; eine Sitte, die sich nachher über einen großen Theil von Asien verbreitet

hat

hat *), bis sie endlich nach Frankreich und England, und endlich nach Teutschland gekommen ist.

Baumschulen.

Die Baumschulen kommen nach und nach wieder in Verfall, so dringend sie anzulegen von der Obrigkeit befohlen wurden. So geht es den Baumschulen in Baiern, so der ansehnlichen Beierischen in Coburg, so der adelichen .. zu Birkenfeld in Franken. Es geht auch ganz natürlich zu. Wenn überall Baumschulen angelegt werden, wer soll denn junge Stämmchen kaufen? Da noch keine Baumschulen in Teutschland, und kein Französisches Obst da war, verschrieben Fürsten und Grafen und Adeliche ihre Stämmchen mit vielen Kosten aus der Karthause zu Paris. Jetzt mag man dieselben nicht mehr an Ort und Stelle kaufen. Dazu der hohe Preis dieser Stämmchen. So verkauft Hr. Hofgärtner Reichart in Weimar ein Stück eine Elle hoch für 10 — 12 — 16 Gr.

Baierns Oekonomie.

Mit Abzug des Landes (Baiern oder des eigentlichen Herzogthums Baiern), welches brach liegt, oder zum Anbau des Flachses, der Hülsenfrüchte, des Hopfens, der Rüben, Gemüsearten, Erd-

*) Ctesias, Kap. 22. Aelian, Gesch. der Thiere, IV. B. 26. Kap.

Erdäpfel u. s. w. verwendet wird, nimmt man nur 116 bis 117 Quadrat-Meilen an, die als Saaten- oder reifende Fluren da stehen. Aecker und Wiesen mögen sich ziemlich gleich verhalten. Oberbaiern hat mehr Wiesen als Aecker; Niederbaiern mehr Aecker als Wiesen. Da die Quadrat-Meile 16,136⅝ Baierische Juchart hält, ein Juchart aber im Durchschnitt drei Scheffel Getreide abwirft, so werden in Baiern jährlich mehr denn 5½ Million Scheffel erzeugt. Das Land selbst verzehrt 3½ Million, es bleiben daher zum Verkaufe ins Ausland 2 Millionen Scheffel übrig, die mehr als 25 Millionen Gulden — (bei den gegenwärtigen hohen Preisen wohl mehr als 30 Millionen) betragen können. Rechnet man 4 Jahre, so erhält man 100 Millionen, oder auch resp. 120 Millionen, welche größten Theils der Bauerschaft zu Theil werden. Denn nur wenig Bürger in großen und kleinen Städten haben Ackerbau *).

*) Aber wo bleiben denn die Kammer- und Rittergüter?

d. Red.

III.

Ueber Egyptens Ackerbau und Erzeugnisse seines Bodens *).

Wenn wir einen Blick auf dieses glückliche Klima werfen, wo die Luft so gesund, der Winter so gelinde in die Hitze im Sommer so gemäßigt ist, und wo das Land ohne Düngung und Bearbeitung die reichlichsten Ernten gibt: so dürfen wir uns nicht wundern, daß, ungeachtet des Despotismus der Mameluckén, welche die Betriebsamkeit unterdrückt haben; ungeachtet der Hungersnoth, die durch das Getreide-Monopol nicht selten verursacht wird; ungeachtet der Pest, welche so häufige Verwüstungen anrichtet; ungeachtet der übermäßigen Auflagen und der täglichen Plackereien, welche die Landleute zu Grunde richten; ungeachtet der willkührlichen Abgaben, womit verschiedene Produkte von Zeit zu Zeit belegt werden; ungeachtet der Kontributionen endlich, welche die Araber der Wüsten von den Fellahs (Ackerleuten) mit Gewalt erpressen — daß, sagen

*) Aus *G. A. Olivier* Voyage dans l'Empire Othoman, l'Egypte et la Perse etc. T. III. à Paris, an XII.

sagen wir, Egypten sich noch in einer Art von Wohlstand erhält, der weit über den der andern Türkischen Provinzen erhaben ist.

Der Boden in Egypten ist von dreifacher Beschaffenheit: 1) Solcher, den das Wasser des Nils während der Ueberschwemmung nicht erreichen und den man nicht wässern kann. Dieser ist wüste, unbebaut, mit Sand bedeckt und bringt nichts, als hier und da einige kümmerliche Pflanzen hervor. 2) Solcher, der während der Ueberschwemmung unter Wasser steht. Dieser ist hauptsächlich zur Kultur bestimmt. 3) Solcher, den das Wasser von Natur nicht bedecken kann, oder der durch aufgeworfene Dämme dagegen geschützt ist, nichts destoweniger aber vermittelst hydraulischer Maschinen alle Jahre gewässert werden kann. Auf diesem werden solche Pflanzen gebaut, die einer öftern Bewässerung bedürfen, wie z. B. der Reiß, das Darrgras (Doura), der Mais, das Zuckerrohr, die Baumwolle und der Indigo.

Der Boden von der ersten Art nimmt einen Theil von Nieder-Egypten ein; er wurde sonst bebaut und ist erst seit der Eroberung Egyptens durch die Araber unfruchtbar, d. h. seitdem unter einer schlechten Regierung die Kanäle, welche ihn durchschnitten, verfallen sind und er nicht mehr gewässert werden kann. Seit jener Zeit hat der Sand auf demselben immer mehr überhand genommen,

men, und sogar die ganze Fläche höher gemacht, so daß bedeutende Kosten, nebst geschickt geleiteten und langwierigen Arbeiten, erfordert würden, wenn dieses Land, von neuem bewässert, wieder ergiebige Ernten liefern und die reichen Städte, die ehemals da standen, wieder aus ihren Ruinen hervorgehen sollten.

Das Land, welches der Nil mit seinem trüben Wasser bedeckt, bedarf keines Düngers; der Schlamm, welchen es absetzt, ist zur Fruchtbarkeit desselben hinreichend. Man spart den Dünger für dasjenige Land auf, welches durch Maschinen gewässert wird, und auch hier ist die angewendete Quantität desselben sehr geringe. Ja es gibt Landleute, die ganz und gar nicht düngen, und die man doch deswegen nicht über Ausmergelung ihrer Aecker klagen hört.

Die Egypter haben keine Brennmaterialien, und bedienen sich statt derselben zu ihren häuslichen Bedürfnissen und zur Heitzung der Bäder des Mistes von ihren Pferden, Eseln, Ochsen und Büffeln, den sie mit gehacktem Stroh vermischen und daraus eine Art Kuchen machen, die an der Sonne getrocknet werden; auch den Kamehlmist wenden sie zu diesem Gebrauch an. Wenn sie also keinen Dünger auf ihre Felder bringen, so geschieht es deswegen, weil sie keinen haben; denn sie wissen recht gut, daß derselbe, besonders im Gartenlande, nicht ohne Nuz-

zen ist. Sie bedienen sich auch des Taubenmistes, aber mehr in der Absicht, um die Vegetation einiger Küchengewächse, besonders der rankenartigen, zu beschleunigen. Was sie zuweilen als Dünger anwenden, ist die salpeterartige Erde, die sich über den Trümmern der alten Städte befindet. Sie streuen dieselbe sparsam über die meisten nicht bewässerten und zu kleinen Anpflanzungen bestimmten Aecker. Da übrigens der Boden (die Dammerde) sehr tief, sehr gemischt und dem Wachsthume sehr günstig ist, so kann der Dünger in jedem Falle durch die Bearbeitung und die Bewässerung ersetzt werden. Es ist bekannt, daß man in Nieder-Egypten, wo das Wasser des Flusses und der Kanäle wenig Tiefe hat, das Land vermittelst eines großen von einem Büffel umgedrehten Rades wässert. Dieses ist in mehrere Kasten abgetheilt, welche das Wasser schöpfen und dasselbe in einen einige Fuß über der Erde erhabenen Trog gießen. In Ober-Egypten hingegen, wo das Wasser mehrere Monate gegen 25 Fuß tief ist, hat man zu Balanciers, die von Menschen bewegt werden, und zu Paternoster-Rädern seine Zuflucht genommen.

Die Zubereitung des zu kleinen Anpflanzungen bestimmten Landes besteht darin, daß man vor der Bewässerung die durch die große Trockenheit entstandenen Spalten ausfüllt, die Erdklöße

zer-

zerschlägt und demselben eine Pflugart gibt. Unmittelbar nach der Ueberschwemmung, sobald sich das Wasser eingesogen hat, oder — wo das Land keiner Ueberschwemmung bedarf — nach dem Bewässern durch hydraulische Maschinen, wird dann der Same eingestreut.

Was die vollkommen überschwemmten Ländereien betrifft, die zu den großen Pflanzungen bestimmt sind, so pflegt der Egypter sehr oft das sonst überall unumgänglich nöthige Pflügen ganz zu unterlassen; sobald sich das Wasser verlaufen hat, und er wieder auf sein Feld kann, übergibt er ohne weiteres der Erde den Samen. Dieser geht nach wenig Tagen herrlich auf, die Saat wächst den Winter hindurch fort und der Boden enthält so viel Feuchtigkeit, daß die Frucht bis zu ihrer völligen Reife alles Regens entbehren kann. In einigen Gegenden gibt man dem Lande vor dem Säen eine Pflugart und bringt den Samen mit einer Walze unter.

Es leuchtet von selbst ein, daß ein so fruchtbares Land, das keines Düngers und keines Akkerns bedarf, auch nicht nöthig hat auszuruhen, um neue Kräfte zu sammeln. Die einzige Vorsicht, die der Egyptische Landwirth beobachten zu müssen glaubt, um die reichlichsten Ernten zu erzielen, besteht darin, daß er seine Aecker immer mit Samen von andern Orten besäet und mit

den Fruchtarten wechselt, d. h. auf Gerste Weitzen, auf Reiß Klee und auf Safflor Getreidearten folgen läßt. Aber seine Wahl wird sehr oft durch den Werth dieser Produkte und das längere oder kürzere Verweilen des Wassers auf den Aeckern bestimmt. Ist der Anwachs des Nils nur geringe, so säet er lieber Gerste als Weitzen, weil er sie einen Monat früher ernten kann und sie weniger Feuchtigkeit erfordert als letzterer. Nach einem hohen Stande des Nils zieht er die Bohnen vor; wobei er jedoch immer auch einen Theil seines Feldes für andere Produkte, z. B. Safflor, Klee, Reiß in einigen, und Linsen in den meisten übrigen Provinzen bestimmt.

Die Hauptkunst der Egypter bei Bebauung ihrer Aecker besteht darin, daß diese nicht zu wenig, und auch nicht zu stark überschwemmt werden. Für den ersten Fall müssen sie gut nivellirte Felder haben und für die möglichste Verbreitung des Wassers sorgen; sie müssen die Zahl der Kanäle vermehren, damit sie das ganze Jahr hindurch Wasser auf die Felder leiten können, deren Früchte häufige Wässerungen verlangen. Im zweiten Falle hingegen müssen sie theils den Abfluß des Wassers befördern, theils die meisten Felder durch aufgeworfene Dämme vor der Ueberschwemmung zu sichern suchen: denn wenn das Wasser da hinein dränge und bis zu einer

ner gewissen Höhe stieg, so würden alle Pflanzen entweder verderben oder doch sehr viel leiden.

Die verschiedenen Produkte, welche Egypten erzeugt, sind folgende:

Weitzen. Egypten war vormals eine von Roms Kornkammern, so wie früher für Tyrus, Sidon, Aradus, Griechenland und das ganze westliche Arabien; und wird es ohne Zweifel einst auch für das südliche Frankreich werden: denn der Ueberschuß seines Getreides ist noch immer sehr beträchtlich und der Preis desselben bis jetzt sehr niedrig gewesen, weil es nur nach Arabien und den Provinzen des Ottomanischen Reichs auszuführen erlaubt war. Man kennt da zwei Arten von Weitzen, den harten und weichen, die sich wieder in mehrere Unterarten abtheilen. Die Ernte desselben fällt in Ober-Egypten gegen das Ende des Monats Februar, und später, je weiter man noch Nieder-Egypten herab kommt: zu Cairo z. B. findet sie gegen den Ausgang des März, und um Rosette und Damiette 14 Tage oder 3 Wochen später Statt. Indessen trifft diese Bestimmung nicht alle Mal zu; nach einer starken Ueberschwemmung z. B. wo die Felder mehr mit Feuchtigkeit geschwängert sind und die Hitze nicht so heftig ist, kann die Ernte um mehr als 14 Tage verspätigt werden. Uebrigens wird die Reife des Getreides sehr durch den

Khramsie*) befördert, der ihm aber auch oft, wenn er zu früh eintritt und zu heftig weht, sehr nachtheilig wird.

Gerste. Die Gerstenart, welche man baut, ist die sechszeilige. Ihr Ertag ist eben so beträchtlich als der des Weitzens, der Verbrauch im Lande aber viel größer, weil sie viel wohlfeiler ist als der Weitzen und das Volk bei dem äußerst geringen Tagelohn sich damit begnügen muß. Dessen ungeachtet wird auch eine bedeutende Menge davon nach Constantinopel, Smyrna und dem Archipel ausgeführt.

Reiß wird nur in der Gegend von Rosette, Damiette und Fajum gebaut, und ob er gleich die Hauptnahrung der bemittelten Landleute und beinahe aller Stadtbewohner ausmacht, so geht doch noch eine große Menge davon nach Syrien Griechenland, Constantinopel und Kleinasien.

Boh-

*) In Egypten herrschen regelmäßig zweierlei Winde: der eine weht am Tage stark von Norden aus dem Meer her, und ist Ursache des gemäßigten Klimas; mit dem Untergange der Sonne hingegen stellt sich der Südwind, Khramsi genannt, ein, der weniger stark bläst und sehr verderblich wird, wenn er sich, wie es zuweilen der Fall ist, am Tage, und vor und nach der Frühlings-Tag- und Nachtgleiche zeigt.

Bohnen. Dem Herodot zu Folge aßen die Egypter keine Bohnen, weder grün noch gekocht. Daher wurden auch nie dergleichen gesäet, und wenn sie von selbst wuchsen, nicht eingeerntet. Den Priestern war sogar der Anblick derselben zuwider, weil sie sich einbilderen, daß diese Hülsenfrucht unrein sei. Die heutigen Egypter hingegen säen sie sehr häufig, sowohl zum eigenen Genuß, als für ihr Vieh; auch werden sie ziemlich stark ausgeführt.

Linsen. Diese Hülsenfrucht wird im Großen in Ober-Egypten gebaut und eine sehr bedeutende Quantität davon eingeerntet. Sie werden auf eine Mühle gebracht, um sie von der Schale zu befreien und in ihre beiden Samenblättchen zu trennen. Sie sind besser als in unsern Gegenden und werden von allen Einwohnern Egyptens in großer Menge genossen. Doch werden auch viel in die andern Provinzen des Reichs ausgeführt.

Darrgras (Doura). Von diesem baut man zwei Arten: den Mohrhirse (Holcus sorghum) und das geährte Darrgras (Holcus spicatus). Aus dem Mehle derselben, entweder allein, oder mit Gerstenmehl vermischt, bereitet man ein ziemlich schlechtes Brot, woran jedoch die Landleute gewöhnt sind. Auch wird eine Art Muß, entweder mit Wasser und Butter, oder mit Milch, daraus gekocht.

Mais

Mais. Der Bau desselben ist eben so ausgebreitet, und die Konsumtion eben so stark als bei dem Darrgrase. Aus dem Mehle desselben wird ebenfalls ein Muß bereitet; auch bäckt man, in Vermischung mit Gerstenmehl, Brot daraus. Leicht mit Kichererbsen geröstet, dient er Weibern und Kindern zu einer zeitvertreibenden Leckerei. Man sieht sie fast den ganzen Tag daran essen.

Hirse. Diesen baut man nicht so häufig. Zuweilen wird er gemahlen, um Brot daraus zu backen; eigentlich aber ist er für das Federvieh bestimmt.

Hülsenfrüchte, Kräuter und Arzeneipflanzen.

Wir werden hier nichts von den Erbsen, den Kichererbsen, verschiedenen Faseln (Haricots *), der Platterbse, dem Fönum-Gräcum und der Lupine, die fast sämmtlich in Egypten konsumirt werden, sagen; eben so wenig von den Küchen- und Arzeneipflanzen, von denen eine bloße Namenaufstellung hinreichen wird, als: Steckrüben (Navet), Rüben (Rave), Pastinaken, Möhren, rothe Rüben, Kohl, Sauerampfer, Spinat, Schminkbeeren (Blette), Sellerie, Petersilie, Dille, Pimpernelle, Rauke, Portulac, Herbstrose (Alcée), Malve, Wohlgemuth (Origan), Basi-

*) Dolichos Lin. d. Red.

silikum, Menthe, Kümmel, Anis, Fenchel, Senf, Melochia, Arum, Eierpflanze, Erdmandeln, Hermodattel, Zwiebel, Knoblauch, Lauch, Glockenpfeffer (Poivron), Kapernstrauch, Gurke, mehrere Arten von Melonen, Wassermelonen, Kürbisse, Flaschenkürbisse, Koloquinten u. s. w.

Abesode' heißen die Körner des Damascenischen Schwarzkümmels (Nigella damascena), der im Großen in Said gebaut wird. Die Egypter verbrauchen ihn in großer Menge: sie streuen ihn auf das Brot und die Kuchen, um sie angenehmer und wohlschmeckender zu machen. Geröstet, in Teig verwandelt und mit Hermodatteln, grauem Ambra, Moschus, Bezoar, Zimmet, Ingwer und Zucker vermischt, dient er, um eine Latwerge daraus zu bereiten, worauf die Weiber, weil sie glauben, daß er den Appetit errege, schön mache und zur Liebe reitze, einen außerordentlich hohen Werth setzen. Sie wird höher geschätzt und mehr gesucht, als die Rosenlatwerge, die man gewöhnlich bei Staats-Visiten vorsetzt.

Auch wird aus diesen Körnern ein Oel gezogen, womit man nach dem Bade, um sich zu stärken, den Körper reibt.

Sesamum. Diese jährliche Pflanze wächst im ganzen Orient sehr häufig. Die Körner derselben werden unter das Brot gemischt, über die

Kuchen

Kuchen gestreut und verschiedene Leckereien daraus bereitet. Das daraus gewonnene Oel ist süß und allgemein im Gebrauch. Der Anbau dieser Pflanze ist in Egypten ziemlich ausgebreitet *).

Mohn. Das beste Opium kam sonst aus Thebais, wo der Mohn häufig im Großen gebaut wurde. Heutiges Tages aber ist diese Pflanze in Egypten sehr selten geworden.

Hanf. Das gemeine Volk hat an die Stelle des Opiums den Gebrauch der viel wohlfeilern Hanfblätter gesetzt. In Pulver verwandelt und mit Honig, zuweilen auch mit aromatischen Substanzen, vermischt, macht man Pillen daraus, die man nimmt, um sich angenehme Empfindungen zu verschaffen, die aber bei fortwährendem Gebrauch unausbleiblich Wahnsinn, Schwäche, Auszehrung und den Tod zur Folge haben. Uebrigens gedeiht diese Pflanze sehr schlecht in Egypten.

Der Lein hingegen findet da ein Klima und einen Boden, die ihm am zuträglichsten sind, und wächst daher zu einer Höhe, die er in Europa nie erlangt. Er ist eins der Hauptprodukte des Fajum und Delta. Ausgenommen ins Arsenal nach Constantinopel, geht sehr wenig gehechelter Flachs aus Egyp-

*) Eine Abhandlung über den Bau des Sesamum in der Türkei, steht im 8. Bde. dieser Hefte, S. 356—370.

d. Red.

Egypten; dagegen ist alle Leinwand, womit sich die Einwohner kleiden, die man für das Innere und für den Norden von Afrika webt und die auch nach Frankreich, Italien und die ganze Levante ausgeführt wird, aus dieser Substanz verfertigt. Aus dem Samen bereitet man ein Oel, das sehr stark im Lande verbraucht wird, und wovon auch etwas nach Smyrna und Constantinopel geht.

Baumwolle. Der Bau der Baumwolle ist nicht so ausgebreitet als der des Leins, und Egypten vielleicht auch nicht so angemessen, weil das Einsammeln der Hülsen nicht vor dem Ende des Sommers beendigt werden darf und die Pflanze daher des Wässerns nicht entbehren kann, statt daß der Lein beinahe zu gleicher Zeit mit dem Weitzen reif wird. Uebrigens kann die Baumwolle auch nicht in von Natur überschwemmtem Boden gebaut werden. Sie ist das Hauptprodukt der Gegend um Damanhur, und geht von da in die Manufakturen von Rosette und Alexandrien; nach Cairo kommt ein wenig davon aus Ober-Egypten, und das Delta liefert eine geringe Quantität nach Damiette. Baumwollengarn wird von den Französischen Kaufleuten viel nach Marseille gesendet; wollenes sehr wenig.

Safflor. Man könnte diese Pflanze in Frankreich, Italien und jedem gemäßigten Klima bauen, aber sie würde nirgends so vollkommen gedeihen als

in

in Egypten, weil gegen die Mitte des Juni, wo sie blüht, in Egypten weder Regen noch Thau fällt, wodurch die sehr zarte Blüthe des Safflors Schaden leiden würde. Er wird in solcher Menge gebaut, daß die Französischen Kaufleute sonst für mehr als 600,000 Fr. nach Marseille sendeten. Es ist bekannt, daß die Safflorblume zum Rosenrothfärben angewendet wird, und daß man daraus das vegetabilische Roth bereitet, womit die Weiber ihre durch Alter, Krankheiten oder Ausschweifungen verlorne Gesichtsfarbe zu ersetzen suchen. Italien bezieht ebenfalls viel Safflor zu diesem Gebrauch.

Indigo. Diese Pflanze wird in allen Egyptischen Provinzen gebaut und von den Einwohnern unter andern zum Färben der Linnenzeuge, die theils im Lande verbraucht, theils in großer Menge nach Nubien und Abyssinien ausgeführt werden, angewendet. Aber der Egyptische Indigo ist nicht so gut als der Amerikanische, welches nicht sowohl in der Pflanzengattung als vielmehr in dem Mangel an Sorgfalt und Kenntnissen bei der Fabrikation desselben liegt. Der Egyptische Indigo hat mehr Glanz und Intensität als der Amerikanische, enthält aber bei gleichem Gewicht weniger färbende Theile. Wenn geschickte Fabrikanten das anderwärts übliche Verfahren auf diesen Indigo anwendeten,

deten, so ist nicht zu zweifeln, daß er den Amerikanischen an Güte durchaus übertreffen müßte.

Die Lawsonia inermis *) ist ein niedriger Baum, oder Strauch, mit traubenartigen Blüthen, die einen starken, durchdringenden, bokkichten, den Kastanien- und Berberis-Blüthen ähnlichen Geruch haben. Vermittelst der Destillation bekommt man daraus ein Wasser, dessen man sich in den Bädern bedient, und womit man sich bei Besuchen und religiösen Ceremonien, z. B. bei der Beschneidung und bei Heirathungen, so wie bei den Beirams-Festen salbt. Der Geruch war ohne Zweifel die Ursache, warum die Hebräer die Blüthen dieses Strauchs in das Bett der Neuvermählten streuten, und warum noch heut zu Tage die Egypter sie so sehr lieben und sie den ganzen Frühling und Sommer hindurch in ihren Stuben haben.

Es gibt zwei Unterarten dieses Strauchs, die aber nur wenig von einander verschieden sind. Die Blätter desselben werden sorgfältig gesammelt und in eigens dazu bestimmten Mühlen zu Pulver gemah-

*) Die Lawsonia inermis, Franz. le henné, ist die kypros der Griechen und hakopher der Hebräer. Den Namen Lawsonia gab Linne' dieser Gattung nach dem Englischen Arzt Isaak Lawson, Verfasser einer Voyage to Carolina. 1709.

mahlen. Die Quantität, welche durch den Handel nach allen Türkischen und Persischen Besitzungen geht, ist außerordentlich groß und sehr gewinnvoll für Egypten. Dieses Pulver dient, um die Nägel, einen Theil der Hände und Füße, die Haare und das Haar verschiedener Hausthiere orangegelb zu färben. Die von Berthollet und Descostils in Egypten angestellten Versuche zeigen, daß die Lawsonia inermis sehr reichhaltig an Farbestoff ist und daß man sie mit Vortheil zum Färben wollener Zeuge anwenden könnte. Man würde fahle Farben oder verschiedene braune Nüancen erhalten, je nachdem man entweder diese Blätter allein anwendete, oder seine Zuflucht zu Alaun oder Eisenvitriol nähme.

Man glaubt, daß die Alten sich der Blätter der Lawsonia inermis ebenfalls zum Färben der Haare, Nägel, Hände und Füße bedienten. In der That sind bei allen Mumien die Nägel orangegelb gefärbt. Allein könnte diese Farbe nicht auch von den Harzen, die man bei dem Einbalsamiren anwendete, entstanden sein?

Zucker. Seitdem sich der Preis des Zuckers in Europa um das Doppelte erhöht hat, liefert Egypten viel davon nach Constantinopel; ja es geht sogar einiger nach Venedig, Triest und Livorno. Der Egyptische Zucker ist von sehr guter Qualität, ob er gleich schlecht raffinirt ist und noch einen Theil

Mos-

Moscovade enthält. Dieser Artikel könnte für Said und Fajum sehr wichtig werden: denn das Zuckerrohr gedeihet daselbst auf den gewässerten Ländereien recht gut und braucht zum Reifwerden nicht mehr als 10 bis 12 Monate, da bekanntlich in den Amerikanischen Kolonien wenigstens 14 Monate dazu erfordert werden.

Die Egypter verbrauchen viel Zuckerrohr grün, weil ihnen das Aussaugen desselben einen angenehmen Zeitvertreib gewährt. Auch ziehen sie einen Sirup daraus, den sie zu Eingemachten und allerhand Gerichten anwenden und worein sie häufig, um sich Appetit zu machen, ihr Brot tunken. Die Märkte von Cairo sind den ganzen Winter hindurch mit Zuckerrohr überfüllt.

Es wäre überflüssig, von dem unbedeutenden Anbau des Tabaks, Waus oder Färberbaums (Fustet) und Sumachs zu reden. — Der Tabak ist schlecht und wird bloß von den Fellahs verraucht; der Farbe des Waus oder Färberbaums bedient man sich selten, und die sauern Körner des Sumachs werden zum Färben des Reißmußes und auch wider den Durchfall gebraucht. Wir gehen daher zu den in Egypten einhemischen oder denjenigen Bäumen über, die man seit langer Zeit daselbst kultivirt. Man wird bemerken, wie sehr die Zahl derselben noch vermehrt werden könnte.

Der erste, nützlichste und häufigste ist der Dattelbaum. Die Frucht, deren süßen und honigartigen Geschmack Jedermann kennt, ist ein sehr gesundes und nährendes Nahrungsmittel und der Gebrauch desselben allgemein, nicht allein bei den Einwohnern des kultivirten Egyptens, sondern auch bei den Arabern in den Wüsten, die alles aufbieten, um sie zu erlangen. Sie werden stark nach Syrien, Constantinopel und allen Provinzen des Türkischen Reichs verführt. Die an der Sonne getrockneten und dann in Gefäßen über einander gehäuften Datteln geben, wenn man sie auspreßt, einen braunen Sirup, der die Süßigkeit und die Eigenschaften der Frucht hat. Solchen Sirup bereitet man vorzüglich zu Bagdad und Bassora, wo die Datteln viel fetter und saftreicher als in Egypten sind; auch wird in jenen Gegenden ein sehr angenehmer Branntwein daraus gewonnen. Man läßt die Datteln mit gewöhnlichem Wasser 15 oder 20 Tage (wenn es Winter ist) gähren und destillirt es dann zwei Mal. Er wird fast sämmtlich von den einheimischen Christen verzehrt.

Wenn man zu Anfange des Frühlings in den obern Theil des Stammes einen Einschnitt macht, so quillt ein zuckerartiger Saft hervor, der schnell in Gährung geräth und einen Wein gibt, welcher bald sauer wird. Es ist wahrscheinlich, daß man die Gährung dieses Saftes verhindern und ihn in dem

dem weinartigen Zustande erhalten könnte, wenn man ihn in wohlverstopfte Gefäße einschlösse: ohne Zweifel würde er sich darin, wie jeder andere Wein, verbessern. Derjenige, den uns die Araber brachten, und der nach ihrer Versicherung ganz frisch sein sollte, schien uns sehr schlecht, und Leute, die an den Rebensaft gewöhnt sind, dürften ihm schwerlich Geschmack abgewinnen.

Diese Araber brachten uns auch Blumenscheiden, oder die noch zarten Hüllen der Blüthen, so wie auch Gipfel oder das Herz, welches die jungen Blätter vor ihrem Hervorbrechen einschließt, und das man in Amerika Palmkohl nennt. Wir aßen sie mit gutem Appetit, roh, und mit Pfeffer, Oel und Weinessig gewürzt: sie haben etwas Aehnliches von den Artischocken, schmecken aber viel angenehmer.

Um nichts an diesem Baume unbenutzt zu lassen, so macht man aus den Blumenscheiden und dem Gerippe der Blätter grobe Stricke, und aus den gebeitzten oder gerösteten Fruchtzweigen etwas feinere. Aus der großen Blattrippe werden Djerids und Körbe, und aus den kleinen Blättern Matten und Säcke (Ballen) bereitet, worin man Reiß, Gerste und Weitzen versendet. Der Stamm endlich dient zum Verbrennen oder Balken daraus zu machen.

Der Egyptische Feigenbaum (Ficus sycomorus) erlangt die Stärke und Höhe der Europäi-

ropäischen Bäume. Er wächst in der Nähe der Wohnungen und wird bloß des Schattens wegen, den er gibt, angepflanzt. Seine Früchte sind ungesund und haben einen unangenehmen Geschmack; sie sind oft voll von einem geflügelten Insekt, aus der Gattung der Wespen. Das Holz dieses Baums aber ist sehr nützlich und kann sowohl zum Bauen, als zu Tischlerarbeiten angewendet werden. Vor Alters wurden die Kasten zum Aufbewahren der Mumien daraus gemacht.

Die Röhren-Kassie (Cassia fistula). Dieß ist der Baum, welcher die Kassie, deren man sich in der Medizin bedient, hervorbringt. Er wird über 40 Fuß hoch und gewährt in allen Jahreszeiten ein sehr gefälliges Ansehen. Seine großen und gefiederten Blätter haben ein ziemlich lebhaftes Grün, und die traubenartigen großen Blüthen sehen schön gelb aus. Die zahlreich hängenden Früchte werden bis auf 2 Fuß lang und reifen zu Ende des Winters. Die Röhren-Kassie ist in Indien einheimisch, gedeiht aber in Egypten so gut, daß es Schade ist, daß sie nicht häufiger dort angetroffen wird.

Die baumartige Acacie (Mimosa arborea), ein sehr gemeiner Baum, besonders in der Nachbarschaft von Cairo. Er erreicht da die Höhe der gewöhnlichen Acacien. Sein Holz ist vortrefflich zu Tischler- und Wagnerarbeiten.

Die

Die wahre oder Egyptische Acacie (Mimosa nilotica). Dieser Baum, welcher in Ober-Egypten und im Innern von Afrika das Arabische Gummi liefert, ist um Cairo herum sehr gemein: wir sahen an mehrern Orten kleine Wäldchen davon. Er kann, gleich dem vorhergehenden, zu Tischler- und Wagnerarbeiten und zu verschiedenen andern Sachen angewendet werden.

Die Farnesische Acacie (Mimosa farnesiana). Dieser Strauch ist in ganz Egypten sehr gemein, und wird 12 bis 15 Fuß hoch. Sein Holz ist ziemlich hart, und die Blüthen sind wohlriechender als im mittägigen Frankreich. Es ist bekannt, daß dieselben zu Grasse *) zum Parfümiren der Pomaden angewendet werden.

Der Zedarach, Paternosterbaum **) (Melia azedarach), ist nicht selten in den Gärten und wird nicht größer als in den mittägigen Provinzen Frankreichs. Sein Holz wird wenig geschätzt.

Rhamnus napeca, ist ziemlich gemein in den Gärten und wird höher als der

*) Grasse, eine Stadt in der ehemaligen Provence, deren Essenzen und Pomaden durch ganz Europa verführt werden.
d. Red.

**) Diesen Namen führt er, weil aus den Fruchtkernen desselben Paternoster verfertigt werden.
d. Red.

Brustbeerenbaum (Rhamnus zizyphus), welcher in den Gärten Cairos seltener als der vorhergehende ist, ob er gleich daselbst gut gedeiht und höher wird als in Frankreich, auch sehr honigartige Früchte liefert.

Die weiße Pappel (Populus alba) ist selten und findet sich nur in der Gegend von Cairo in den Gärten. Sie ist übrigens eben so gut als in Europa.

Der Oelbaum (Olea europaea) wird höher, hat breitere Blätter und trägt größere Früchte als in Frankreich — welches man der Milde des Klimas und den Bewässerungen zuschreiben muß. Ob er gleich nicht sehr gemein ist, so trifft man doch beinahe kein Dorf von einiger Bedeutung, wo nicht einige Stämme ständen.

Der Tamarinden-Baum (Tamarindus indica) ist selten in Egypten und wird besonders in Abyssinien gefunden. Savary hat sich geirrt, wenn er sagt, daß er ihm auf allen seinen Wanderungen aufgestoßen sei — wenn er anders nicht die Tamarisken gemeint hat. Der Tamarinden-Baum trägt Hülsenfrüchte, die aus einem schwärzlichen sauern Mark bestehen, das man in der Medizin unter dem Namen Tamarinden kennt.

Die Cypresse (Cupressus semper virens und Cupressus orientalis). Diese beiden Bäume, wovon man in den Gärten zu Cairo einige Stämme

me sieht, zeigen da ein so schönes Wachsthum, daß man sich wundern muß, warum die Egypter, bei dem Mangel an Bau- und Tischlerholz, nicht auf die Ausbreitung seiner Kultur bedacht gewesen sind.

Obstbäume.

Die Abrikosen-, Pfirschen-, Birn- und Europäischen Pflaumenbäume werden in den Gärten kultivirt und gedeihen ziemlich gut; aber, wie man uns versicherte, sollen sie nur wenig und schlechte Früchte tragen.

Der weiße Maulbeerbaum (Morus alba). Zu Rosette, Damiette und Cairo sieht man sehn schöne Maulbeerbäume; aber die Einwohner haben nie den Versuch gemacht, diesen Baum zu benutzen und Seidenwärmer zu ziehen. Gleichwohl würden diese Insekten, wie die im Jahr 1795 von den Gebrüdern Walsy zu Rosette angestellten und vor unserer Abreise von Alexandrien uns mitgetheilten Versuche beweisen, in ganz Unter-Egypten sehr gut gedeihen. Die Eier der Seidenwürmer waren von Marseille geschickt worden.

Der schwarze Maulberbaum (Morus nigra) wird wegen seiner Frucht in Unter-Egypten allgemein kultivirt und gedeiht eben so gut als in Europa.

Der schuppige Flaschenbaum (Annona squamosa) erreicht zu Rosette, Damiette und um

Cairo die Höhe des Pflaumenbaums. In den Gärten Alexandriens findet man höchstens zwei bis drei Stämme und zwar nur von der Höhe der Sträucher. Die Frucht dieses Baums ist vortrefflich: wenn man sie kostet, so bedauert man es, daß sie in Egypten nicht häufiger angetroffen wird.

Der wilde Feigenbaum (Ficus carica) bildet in Egypten keinen hohen Stamm, wie in den südlichen Departements von Frankreich: er ist immer niedrig und dickbuschig, und soll sehr gute, aber weniger Früchte als im südlichen Europa tragen.

Den Tamarisken-Baum haben wir in Egypten nicht blühen sehen, und es ist wahrscheinlich eine neue Species; er wird sehr hoch und scheint im Lande einheimisch zu sein. Die nämliche Art glauben wir in den Gegenden am Tygris und Euphrat wieder gefunden zu haben.

Der Orangen- und Citronenbaum, gedeihen, nebst ihren vorzüglichsten Abarten, sehr gut in Egypten. Die Bäume sind schön und die Früchte köstlich, aber für das Bedürfniß der Einwohner nicht hinreichend.

Die Myrthe wird bloß zum Vergnügen angepflanzt und wächst in den Gärten bis zu der Höhe unserer Aepfelbäume.

Der Vogelleim-Baum (Cordia mixa und Cordia sebestena). Diese beiden Bäume werden

fast

fast in allen Gärten kultivirt und wachsen bis zur Höhe unserer größten Birnbäume. Aus den Früchten wird ein Leim bereitet, dessen man sich bei der Jagd der kleinen Vögel bedient, und wovon ziemlich viel ausgeführt wird.

Der Weinstock wird gewöhnlich beinahe in allen Gärten an Geländern gezogen. Er wächst sehr schnell und hoch, trägt aber wenig Trauben. Wir sahen ihn hinter Rosette in Gräben, die zwei Toisen (6 Ellen) tief in den Sand gemacht waren, angepflanzt, und man sagte uns, daß er da recht gut gedeihe. Im Großen wird der Weinstock zu Fajum gebaut und liefert hier den größten Theil der Trauben, die auf die Märkte von Cairo gebracht werden.

Die Weide (Salix aegyptica). Diese Weidenart wächst von selbst an den Ufern des Nils und der davon abgeleiteten Kanäle. Sie wird eben so hoch als die schönsten Europäischen Arten, ist aber nicht so häufig als es zu wünschen wäre *).

Außer diesen aufgeführten Pflanzen und Bäumen besitzt Egypten noch einige andere, die nicht weniger nützlich sind. Dahin gehört z. B. der Bananen-Baum, der auch häufiger angepflanzt wer-

*) Der Verfasser hat nicht gesagt, was diese Weide, die er unter den Fruchtbäumen aufführt, für Früchte trägt.

d. Red.

werden würde, wenn die Frucht desselben nicht eine Quelle besonderer Plackereien geworden wäre; — der Sesban (Oechynomene sesban), welcher bloß zu Hecken und Umzäunungen bestimmt ist, um die zartesten Pflanzen vor dem Winde zu schützen; — der Lablad (Dolichos lablad), eine kletternde und buschige Pflanze, vermittelst deren man sich in den Gärten und über den Terrassen der Häuser einen kühlen und angenehmen Schatten macht; — die Egyptische Senne (Cassia absus), deren schleimiger Same in Egypten und Syrien bei Augenkrankheiten so sehr gerühmt wird; — der Wunderbaum (Ricinus communis s. Palma Christi), dessen Same ein wurmtreibendes Oel gibt.

Schließlich wollen wir noch einige andere Produkte anführen, welche im Handel vorkommen, und die noch weit beträchtlichere Gegenstände der Ausfuhr werden könnten, als sie es jetzt sind.

Wachs. Egypten sendete ehemals viel Wachs nach Europa, weil man eine ziemlich große Menge Bienen zog, und weil die Verschiedenheit der Temperatur dieses ausgebreiteten Erdstrichs es gestattete, daß die Bienenstöcke mehrere Male des Jahres geschnitten werden konnten. Die Kopten, welche diesen Industrie-Zweig ausschließlich in den Händen hatten, schafften im Herbste ihre Bienenstöcke nach Said und warteten da die Blüthezeit der Pflanzen ab,

ab, welche im Januar anfängt. Wenn sie nun die erste Honigernte gemacht hatten, so gingen sie mit ihren Bienenstöcken 50 bis 60 Stunden weiter am Nile herab, wo sie wieder andere Pflanzen in der Blüthe fanden. Auf diese Weise kamen sie nach und nach bis ins Delta und verschafften sich so fünf oder sechs Honig- und Wachsernten des Jahres. Als aber die Mamelucken in den neuern Zeiten einen starken Zoll auf dieses Produkt legten, fing diese Quelle bald an zu vertrocknen, und Egypten führt jetzt nicht für 1000 Thaler Wachs mehr aus. Der Honig aber wird aller im Lande verzehrt; ja es wird sogar einiger aus Griechenland und den Inseln des Archipels eingeführt.

Wolle. Die Egypter, welche in festen Besitzungen wohnen, haben keine Heerden von kleinem Vieh. Die Araber der Wüsten sind es, welche sie mit Fleisch versehen und ihnen den Ueberfluß ihrer Wolle verkaufen. Es geht sehr wenig davon nach Venedig, Livorno und Marseille, und was man dahin schickt, ist Mittelgut.

Büffelhäute, machen einen sehr wichtigen Gegenstand aus, und könnten noch wichtiger werden, wenn der Ackerbau aufgemuntert würde, die Bewässerungsmaschinen sich vervielfältigten und die Büffel so zahlreich würden als sie es sein könnten. Dieses nützliche Thier befindet sich hier in einem Klima und auf einem Boden, die ganz für dasselbe

passen.

passen. Es findet da überflüssiges Futter, eine warme ihm zuträgliche Temperatur, einen Fluß und Kanäle, um sich zu baden, sich rein zu halten und seine Gesundheit zu befördern.

Es gehen jährlich für mehr als 100,000 Franken Büffelhäute nach Marseille.

Asche. Die Asche, welche die Egypter durch die Verbrennung des Kali, und besonders der Afrikanischen Feigenarten (Ficoides) *), welche häufig auf dem größten Theil der verlassenen Ländereien wachsen, erhalten, geht meistens für die Seifensiedereien nach der Insel Creta. Marseille bezog sonst auch eine Quantität davon, welche über 20,000 Franken betrug.

Natrum. Das Salz, welches man im Ueberfluß aus den 12 bis 15 Stunden westlich von Terraneh entfernten Seen erhält, wurde vor der Revolution in den Seifensiedereien zu Marseille angewendet und vertrat gewisser Maßen die Soda. Es gab Jahre, wo Marseille für mehr als 600,000 Franken davon bezog.

Ammoniac-Salz. In Egypten, wo man statt des Holzes den Mist von Büffeln, Ochsen, Pferden und Eseln brennt, die sich den größten Theil des Jahres hindurch von fetten und salzigen Pflan-

*) Memsembryanthemum. d. Red.

Pflanzen nähren, ist der Ruß mit diesem Salz, das man durch die Sublimation erhält, geschwängert. Die Quantität des Ammoniac-Salzes, welches aus Egypten geht, ist sehr beträchtlich. Marseille erhielt für mehr als 60,000 Fr. davon.

Würden bei allen diesen Reichthümern die Verbesserungen jeder Art, deren dieses Land fähig ist, gemacht; führte man alle nützliche Pflanzen ein und baute sie auf einem Boden, wo sie aus dem wärmsten und temperirtesten Klima gedeihen — wer zweifelt, daß Egypten nicht in kurzem das fruchtbarste Land der Erde und der Garten der Welt im Kleinen werden würde?

IV.

Recensionen.

1. Allgemein verständliche Anweisung zum Bierbrauen nach richtigen Grundsätzen der Chemie für Brauinspektoren, Brauer und Technologen (.) Von J. G. Kögel. Quedlinburg. 1802. 127 S. 8. (36 Kreuzer.)

Für Brau-Inspektoren und Technologen möchte diese Anweisung zum Bierbrauen überflüssig, und für

für viele, vielleicht die meisten, Brauer zur Hälfte unverständlich sein; denn die Brau-Inspektoren und Technologen müssen dieß alles eigentlich schon wissen und verstehen, und die Brauer sind nicht so gelehrt, daß sie das Chemische darin fassen könnten. Inzwischen ist es doch ein brauchbares Büchelchen, und wird jedem zum Lesen angenehm sein, wenn er auch nichts Neues darin finden sollte *).

Der Hr. Verfasser verlangt mit Recht, zum Bierbrauen reines Wasser; „denn," sagt er S. 37, „der verschiedene Grad der Reinigkeit des Wassers hat einen großen Einfluß auf die Güte und Beschaffenheit des daraus gebraueten Bieres." — Hiermit ist §. 37, S. 44 zu vergleichen: „Das weiche Wasser verdient beim Bierbrauen den Vorzug vor dem harten **). Allein soll das Flußwasser, als ein

*) Ein sehr wichtiges Buch über diesen Gegenstand ist vor kurzem unter folgendem Titel erschienen: „Carl Ludwig Müllers geprüfte Anweisung zu der Kunst, mit weit weniger Aufwand als bisher ein weit vorzüglicheres Bier zu brauen. Gießen und Darmstadt 1807. bei Heyer." — Diese Anweisung, womit wir unsre Leser nächstens näher bekannt machen werden, ist auf lauter eigene Erfahrungen gegründet, und enthält viel Neues. d. Red.

**) Hartes Wasser kann dadurch weich gemacht werden, wenn man es vor dem Brauen zwei oder drei Tage

ein solches, seinen Vorzug vor dem harten Brunnenwasser behaupten, so muß es von Natur hell und klar sein und keinen Zufluß von Unreinigkeiten erhalten. Es dürfen daher an dem Flusse in einiger Nähe oder oberhalb des Füllortes keine Waschhäuser, Färbereien, Gärbereien, Kloake 2c. liegen, welche das Wasser verunreinigen. Da dasselbe bei einem starken Regen durch das vom Lande zu demselben abströmende mit Erde, thierischen Exkrementen 2c. verunreinigte Wasser gleichfalls unrein wird, so sollte es zu einer solchen Zeit beim Brauen vermieden werden 2c."

Aus einem Arm der Saale sah Recens. in Jena, wohin nicht nur alle Kloaken, Mistpfützen und der Abgang der Pergamentmacher und Weißgärber ging, Bier brauen; so wie in Heldburg, im Hildburghäusischen, ebenfalls aus dem an der Stadt vorbei fließenden Landfluß, wohin ebenfalls mehrere Kloaken und sehr viele Mistpfützen laufen, Bier gebrauet wird. Eben so sah er vor 30 Jahren vor der Stadt Coburg aus einem Fischteiche, den die Fische trübe gemacht hatten, Wasser zum Bierbrauen schöpfen. Und dennoch wird gutes Bier an genannten Orten gebrauet. Und auf wie vielen Dörfern wird

Tage in den Bottichen oder Kufen an der Sonne und Luft stehen läßt.

d. Recens.

wird aus dem Wassergraben Wasser zum Bier=brauen geschöpft, worin vielleicht Millionen Kröten und Frösche ihren Aufenthalt haben! Und dennoch wird öfters recht delikates Bier davon gebrauet. Freilich sollte es anders sein. — Unsere gottseligen Vorfahren haben den Fehler einmal gemacht, der nun öfters nicht anders als mit 3= bis 4000 Thaler für jedes Brauhaus verbessert werden kann. Aber woher die 3= bis 4000 Thaler für jedes Brauhaus? Wenn der Herr Verfasser S. 45 meint, daß solches Wasser nie ein haltbares Bier gebe, so irrt er; dieß beweist ihm Recens. aus eigner Erfahrung. Als er vor 20 Jahren in Coburg war, regnete es im März 8 Tage lang, wodurch der Waldschnee aufging, und großes trübes Wasser machte. Und diese 8 Tage wurde bei trübem Wasser ein Theil der Lagerbiere gebrauet. Da Recens im September wieder nach Coburg kam, und das aus diesem trüben Wasser (auf der Rosenau) gebraute Bier trank, so wunderte er sich über die Güte desselben. Die übrigen vier Brauhäuser in Coburg brauen mit Brunnenwasser — sehr gutes Bier.

Nach §. 100. S. 126, sollen die alkalischen Zusätze (Potasche oder Kreide) zwar die Säure des Bieres verschlucken und neutralisiren, aber — Blutharnen, Gliederreißen, Erbrechen, Bauchweh, Durchfall rc. verursachen, nach Franks medizi-

nischer

nischer Polizei, 3. Bd. S. 430. Recens. bemerkt, daß dieß wenigstens nicht allgemein (besonders bei der Kreide) angenommen werden kann, indem er auch aus der Erfahrung das Gegentheil leicht beweisen kann.

---

2. Die Kunst, ohne alle Anleitung regelmäßig reiten zu lernen und seine Pferde selbst zu heilen (.) Ein nothwendiges Hülfsbuch für Liebhaber der Pferde, für Oekonomen, Officiere und Reisende (.) herausgegeben von Gottlob Meyer, der Reit- und Arzneikunst Beflissenem. Mit (3) Kupfern. Erfurt 1803. 114 Seiten. 8. (72 Kr.)

Das Thema also ist: 1) Selbst reiten zu lernen ohne alle Anleitung, und 2) seine Pferde selbst zu heilen. Hier findet man aber mehr — nämlich — beinahe eine ganze Naturgeschichte des Pferdes — vorausgeschickt. Das Büchelchen selbst hat fünf Abschnitte. Der erste S. 1, handelt von den Eigenschaften, die man in Rücksicht des Aeußern an einem Pferde zu suchen hat — durch 36 Stück vom Kopfe bis zum Schwanz. S. 18 folgt eine nöthige Zugabe. A. Von den Haaren in 7 Nummern, und B. Von den Kennzeichen des Alters der

Pferde,

Pferde, S. 21. C. Von einem Pferde, welches koppt oder Wind schöpfet, S. 24. D. Ueber die Haltung des Körpers eines Pferdes und die Bewegung der Glieder desselben im Schritte, Trabe ꝛc., um daraus das Pferd selbst beurtheilen zu können. Der zweite Abschnitt handelt von der Haltung und Wartung der Pferde, S. 26. Dritter Abschnitt. Von der Behandlung und Gewöhnung der Pferde, oder von der Reitkunst, S. 29. Nöthige Zugabe zu diesem dritten Abschnitt, S. 42. Vierter Abschnitt. Vom Beschlagen der Pferde, S. 46. Fünfter Abschnitt. Von einigen Krankheiten der Pferde und deren Heilung. A. Von den innerlichen (10), S. 54. B. Von einigen äußerlichen.

Zuerst bemerkt Recens., daß Herr Meyer — der Reit- und Arzeneikunst Beflissener — sich nur Herausgeber nennt; wer ist denn der Verfasser? Oder hat er dieß Büchelchen aus andern zusammengestoppelt? Dann aber, daß das Ganze viel zu kurz sei, für die Kunst ohne alle Anleitung regelmäßig reiten zu lernen und seine Pferde selbst zu heilen. Der also gelehrte Reiter wird ein elender Reiter und der Pferdearzt ein Charlatan werden. Ja, er hat ja nicht alle innerliche und äußerliche Krankheiten sondern nur einige — angegeben, wie sie zu heilen sind.

Ueberdieß hat er uns nicht gesagt, ob er diese Arzeneien erst erfunden, als gut gefunden und ange-

angewendet, oder aber sie aus den Heften seines Hrn. Stallmeisters, oder eines Kurschmiedes, oder aus andern Büchern zusammen gestoppelt habe.

Um endlich nur einiges noch anzuführen, so fragt man billig: wie kommt S. 24 C. Von einem Pferde, welches koppt oder Wind schöpft, hierher? Doch dem sei, wie ihm wolle. Man höre nur, was Herr M. davon sagt:

„Die Wirkungen dieses Fehlers werden in der Pathologie besonders erklärt: hier sollen bloß die Kennzeichen davon angegeben werden (und diese sind:). Ein Pferd koppt, wenn es beim Einathmen die vordern Zähne auf den Rand oder in die Krippe setzt —"

Wie kurz und unvollständig! denn was nun folgt: „das beste Mittel, dieses zu erkennen —" gehört doch nicht mehr dazu. Es gibt ja zweierlei Kopper: Haferkopper und Windkopper. Man kann ja auch mit der Trense des Hrn. von Tennecker in Leipzig dasselbe verhindern. Ja, man hat noch andere Mittel, den jungen Pferden es abzugewöhnen.

Eben so ist 4) die Hirschkrankheit, Klemme oder Maulsperre viel zu kurz und unvollständig abgefertigt. Der Grund dieser Krankheit mag immer in einer zu starken Wirkung der Nerven auf die Muskeln liegen; aber Recens. kann es nicht als

die Quelle der Entstehung annehmen, daß sie theils durch eine Schärfe hervorgebracht werde — theils durch übermäßige Arbeit — theils durch einen heftigen und starken Schmerz — indem ihm Fälle vorgekommen sind, daß die Pferde durch kaltes Saufen in der Erhitzung die Maulsperre bekommen haben. Und dahin zielen theils die vorgeschriebenen Mittel, theils die Worte: „dabei muß das Pferd in einem warmen Stalle wohl zugedeckt stehen, und vor aller Zugluft bewahret werden." Dazu kann noch gesetzt werden: Man muß mit Vorsicht unter dem Kopfe räuchern u. s. w.

Alles dieß und das Uebrige ist in andern Schriften weit vollständiger und besser abgehandelt worden. Wie gesagt, es ist dieß Büchelchen wahrscheinlich aus den Heften eines Kurschmieds oder aus andern Büchern zusammen gestoppelt. S. 108 bis 114 handelt noch vom Englisiren.

---

3. Allgemeines Teutsches Garten-Magazin, oder gemeinnützige Beiträge für alle Theile des praktischen Gartenwesens. Vierter Jahrgang, 1807, mit ausgemahlten und schwarzen Kupfern. Weimar, im Verlage des Landes-Industrie-Komptoir. I. und II. Stück.

Für

Für alle Theile des praktischen Gartenwesens sollen die Beiträge sein, welche in diese Monatsschrift aufgenommen werden — und aufgenommen worden sind. Recens. findet diese Bemerkung nicht ganz treffend, denn es sind ja schon Abhandlungen darin vorgekommen, die sich bloß für den Feldbau schickten, und in diesem ersten Stück kommt ebenfalls ein solcher Aufsatz vor: Von dem Anbau der Rotabaga im Großen. Doch — zuerst dem Inhalt, und dann die etwanigen Bemerkungen, wie bei den vorigen Recensionen.

1. Die Vilmorin-Rose, oder Transparent-Rose, S. 4, mit Abbildung. 2. Ueber die Kultur der Levkojen, S. 7. 3. Ueber Erziehung und Behandlung einiger Arten der Passions-Blume, S. 17. 4. Ueber den Anbau der Schwedischen Rübe Rotabaga im Großen, S. 18. 5. Ueber den Anbau der Gewürzpflanzen, S. 28. 6. Die schwarze Weichsel mit gefüllter Blüte, vom Hauptmann v. Seebach in Cellstädt, S. 41. 7. Die Kirsche von Palambre, vom Past. Sickler, beide mit Abbildungen.

1) Die Vilmorin-Rose beschreibt ein W. aus Paris, wo sie erst vor kurzer Zeit bekannt geworden ist, und wohl schwerlich jetzt außer Paris existirt. Herr Vilmorin, jardinier fleuriste, fand sie ungefähr vor 10 Jahren zufälliger Weise in seinem Garten 2c. Nach einigen Jahren hatte

sie Herr Dûpont in seinem Garten, den er auf sein Ehrenwort zu verbinden ein Recht hatte, sie an Niemanden zu verkaufen, der Wort hielt; und nun zog Vilmorin diese Rose im Stillen, bis er eine Menge davon hatte. Nach dessen Tode erbat sich Dûpont von den Herren Söhnen Vilmorins, diese Rose verkaufen zu dürfen. — Sie gehört unter die Centifolien — von der sanftesten und angenehmsten Fleischfarbe. Die Kultur ist wie bei andern Sorten. Sie wird auch Transparent genannt. — 2. In der Abhandlung über die Kultur der Levkojen, von einem Ungenannten, könnte Recens. sich nicht erinnern, etwas Neues gelesen zu haben; inzwischen findet man hier alles über die Levkojen beisammen, und wird S. 9 auf den II. Jahrg. IX. Heft S. 347 des A. T. G. M. wegen der Theorie, selbst die schlechteste Sorte ins Gefüllte zu gehen zu zwingen, verwiesen. 3. Die Spiner-Aloe, oder die Perlen-Aloe, als schön blühendes Stubengewächs im Winter, so wie die Erziehung und Behandlung einiger Arten der Passions-Blume, gehören für den Liebhaber, und nicht wohl für die Oekonomie. — 4. Die Schwedische Rübe (Rota baga), heißt auch die Lappländische Rübe, und verdient neben den Kartoffeln und Runkelrüben die größte Aufmerksamkeit von der Teutschen Landwirthschaft, nach Herrn v. Essens Versicherung.

Re-

Recens. hat sie vor einigen Jahren auch gebauet, und zwar auf dem nämlichen Felde, wo er Runkeln und Untersichkohlrabi zu 8 bis 10 Pfund schwer bauete, und sie haben nichts getaugt. Deshalb bleibt er bei Runkeln und Untersichkohlrabi, und läßt diese Rotabaga gar gern fahren. 5. Unter Gewürzpflanzen versteht der Verfasser diejenigen Gewächse, deren Blüten, Kräuter, Wurzeln oder Samen, wegen ihres aromatischen Geschmacks, vorzugsweise zur Würzung der Speisen dienen, und schließt also Zwiebeln, Meerrettig, Sauerampfer, Kerbel, Petersilie rc. aus. Er empfiehlt 19 solcher Gewürzpflanzen: 1) Anis, 2) Basilienkraut, a) großes grünes, b) mittleres, c) kleines, d) grünes mit dem Brennnesselblatt, e) schwarzes, 3) Dille, 4) Dragun, 5) Fenchel, 6) Coriander, 7) Kümmel, 8) Löffelkraut, 9) Majoran, Dosten, 10) Pfefferkraut, 11) Pfeffermünze, 12) Polei, 13) Rosmarin, 14) Saturei, 15) Schwarzkümmel, 16) Senf, 17) Spanischen Pfeffer, 18) Salbei, 19) Thymian. — Der ungenannte Verfasser sagt, daß diese Pflanzen theils in Gärten, theils auf dem Felde gebauet würden, welches weiter nichts Neues ist. Von der Dille heißt es: „Der Gebrauch des Dills ist allgemein bekannt.“ Vielleicht dürfte aber doch Manchen noch unbekannt sein, daß sie beim Einmachen der Gurken und des

Sauer-

Sauerkrauts gebraucht wird. Wenn nun der Herr Verfasser daselbst noch sagt, daß man die jungen ausgejäteten Pflanzen an der Sonne oder Luft getrocknet, an die Spezerei-Händler und Apotheker, den reifen Samen aber an Apotheker, Kaufleute und Handelsgärtner verkaufen könne, so wünscht Recens. die Apotheker ꝛc. kennen zu lernen, die dergleichen kaufen. Und da wahrscheinlich diese Recension nicht in die Hände des Verfassers kommt, so bittet derselbe die Leser der Oekonom. Hefte, sie in denselben anzuzeigen, wenn sie ihre Namen und Wohnorte wissen sollten. — 6. Die Erdkastanie wächst in England, Frankreich und Teutschland, besonders in der Schweitz, Pfalz ꝛc. wild — und kann verspeist werden. Der Linne'ische Name ist: Bunium bulbocastanum. — Die Erdnuß, Lathyrus tuberosus L., gehört zur Gattung der Platterbsen, und wird von den Niederländern als Zwischenessen und Desert gegeben. — Christ hat sie bekanntlich als Kaffee-Surrogat statt den Erdmandeln empfohlen. — Von keinem großen Werth. — 7. Das Fleisch der schwarzen Weichsel mit gefüllter Blüthe ist außerordentlich zart und wie Gallerte. — Unter der Ueberschrift: Vergleichungen, setzt der Verf. hinzu: „Es ist in der That eine Seltenheit, wenn gefüllte Blumen Samen oder Früchte bringen, da die Staubfäden und Stempel sogar sich in Blätter zu verwandeln pflegen,

pflegen, folglich nach der Meinung derer, die dem Sexual-System anhängen, die Befruchtungswerkzeuge mangeln." Hier ist nun diese Seltenheit, und man findet sie auch schon in der Pomona Franconica etc. — 8) Die Kirsche von Palamère hat ein überaus zartes und fast nur gallertartiges Fleisch, und enthält einen angenehmen Saft ꝛc. Diese Kirsche ist in Teutschland noch wenig oder gar nicht bekannt, da sie erst vor vier Jahren aus dem Jardin des Plantes in Paris in Kleinfahnern angezogen worden ist.

Zweites Stück. 1. Praktische Erfahrungen in der Kultur schön blühender Gewächse, S. 45. 2. Die Gutenberger Früherbse, S. 49. 3. Eine verbesserte Art, wohlschmeckende Gurken zu erziehen und einzumachen, S. 52. 4. Empfohlener Anbau des Kürbisses, als Futter- und Küchengewächse, S. 54. 5. Die Holländische Rietbirn, S. 58. 6. Die weiße Cibebe, S. 59. 7. Welche Küchengewächse können zur Erziehung des Samens im Garten neben einander gepflanzt werden, ohne zu befürchten, daß durch gegenseitige natürliche Befruchtung eine Ausartung geschehen kann? S. 60. 8. Ueber die Verbesserung nasser Gärten, S. 62. 9. Welche Pflanzen können in einem Küchengarten am zweckmäßigsten zur Einfassung der Rabatten benutzt werden? S. 78.

10. Ueber die Rhabarber und deren Anbau in Teutschland, S. 80. 11. Ueber die Schädlichkeit der Sperlinge, und die Mittel zu ihrer Vertilgung, S. 83. 12. Der Indianische Morhirse, als Gegenstand der ökonomischen oder Feldgärtnerei, S. 85.

Herr Friedrich Mäser, Raths-Plantagen-Gärtner zu Zwickau, tritt hier das erste Mal als Mitarbeiter auf, und gibt seine praktischen Erfahrungen 1) über Gladiolus cardinalis, 2) Moraea Northiana, 3) Iris chinensis, 4) Dionaea muscipula, 5) Chironia frutescens latifolia, 6) Limodorum Tankarvillea, — lauter Prachtblumen, die schwerlich die Leser der Oekonom. Hefte haben, daher es überflüssig wäre, die praktischen Erfahrungen des Verfassers hier anzuführen. — 2. Eben so tritt der Hr. Stiftsamtmann Büttner zu Halle hier das erste Mal als Mitarbeiter auf, und liefert uns eine schöne Abhandlung über die Gutenberger Früherbse. Sie hat den Namen von einem Dorfe Gutenberg, eine Stunde von Halle, wo sie in den umliegenden Dörfern in Menge gebaut werden, so daß nicht nur Halle damit reichlich und wohlfeil versorgt wird, sondern auch noch sehr viel Wagen mit Ladungen davon nach Leipzig und in die andern kleinen Städte verkauft werden. Diese Erbse ist nach Büttners Urtheil die beste zum Gemüse im grünen Zustande, und sollte in keinen

Gar-

Garten fehlen. Wer aber Samen haben will, muß sich an einen Gutenberger selbst wenden. — 3. „Wollen wir wohlschmeckende, gesunde und schöne Gurken haben, so müssen wir ihnen mehr Wärme und Trockenheit geben," sagt der Verfasser. Lüeder und andere machten schon auf den Umstand aufmerksam, und empfohlen die Gurken mit Reisern zu versehen, an welchen sie in die Höhe ranken könnten; sie setzten den Vortheil darin, daß man mehr Früchte erhalte, welches aber nicht wahr ist. Mehr Früchte bekommt man nicht, aber bessere. Recens. hat schon vor 10 Jahren (1797) in dem V. St. der Annalen der Gärtn., S. 83, die Lüedersche Behauptung geleugnet, daß das Stängeln mehr Gurken gebe, aber behauptet, daß es größere (und hier wird noch dazu gesetzt: bessere) gebe. Die beste Art Wasser- oder Salzgurken einzumachen, ist diese: die Gurken werden bei trockener Witterung abgenommen, mit einem trockenen Tuche abgewischt, und 24 Stunden lang auf einem trockenen, luftigen Dielboden ausgebreitet. (Das Wässern der Gurken taugt nichts.) Dann werden sie in ein reines eichenes Faß, am besten in ein leeres Weinfaß, folgender Maßen eingelegt (die Methode ist jeder Hausmutter bekannt). Das volle Faß wird nun zugeschlagen, an beiden Boden mit Pech verlassen (ist nicht nöthig), und an einem trockenen Orte so gelegt, daß der Spund oben

kommt. Nun wird so viel Wasser abgekocht, als man zum Füllen des Fasses nöthig zu haben glaubt, in welches man etwas mehr Salz thut, als zum Sieden der Fische nöthig ist *). Wenn das Wasser wieder kalt geworden ist, so wird auf 10 Kannen Wasser eine Kanne guter Weinessig und ein Loth gestoßener Weinstein hinzu gethan, und alles zusammen durch das Spundloch über die Gurken gefüllt, bis das Faß voll ist. Der Spund bleibt so lange offen, an einem trockenen temperirten Orte, bis die Gährung vollendet ist, dann wird es mit scharfem Salzwasser wieder angefüllt, der Spund fest zugeschlagen, und das Faß im Keller auf ein Lager gelegt, und alle vier Wochen der leere Raum im Fasse mit Salzwasser ausgefüllt. Warum der Hr. Verf. nichts von Essiggurken sagt, versteht Recens. nicht. Sind sie bei demselben vielleicht noch nicht gebräuchlich? Wer mag noch Salzgurken essen, wenn er einmal Essiggurken gegessen hat? 4. Recens. versichert, daß der Kürbis für die Küche ein elendes Gewächs ist, und zu Brot gebraucht mehr Zeit wegnimmt, als das Getreide kosten würde. Eben so ist die Fütterung desselben als Viehmast von geringem Werth, aber zur Branntweinbrennerei bestens zu empfehlen. 5. Hr. Schneevoogt in Harlem verweist uns in Rücksicht der

Hol-

*) Andere thun das Salz gleich, nebst Pfeffer, auf die Gurken. d. Recens.

Holländischen Rietbirn auf Knoors Taf. II, und fragt, ob denn diese Birn in Teutschland wirklich ganz unbekannt sei. Recens. hat schon mehrmals von einer Rietbirn reden hören, die Frucht aber nie gesehen, kann also nicht darauf antworten, Sie ist zwar keine Tafel-, aber doch sonst gute Birn. Eine von den an Pf. Sickler überschickten Birnen, wog 8½ Loth. — 6. Unter den Wein- (Trauben-) Sorten wird vom Hrn. Pf. Sickler die weiße Cibebe beschrieben. Sprengel hat sie 1. Thl. S. 317, Cibebo bianco, beschrieben. — 7. Folgende Gewächse haben Verwandtschaft mit einander, und dürfen also zur Samenziehung nicht neben einander gepflanzt werden:

1. Kohl, Rettig, Rüben, Senf.

2. Carotten oder Möhren, Petersilie, Sellerie, Pastinaken.

3. Cichorien-Wurzel, Endivien, Lattich.

4. Haferwurzel, Skorzonere.

5. Gurken, Kürbisse, Melonen.

6. Erbsen, Phaseolen, Gartenbohnen.

7. Artischocken, Kardonen, Weberkarden, gemeine Distel.

Die Abarten:

1. a) Weißer Kappus b) Wirsing, c) Kohlrabi.

2. a)

2. a) Rother Kappus, b) großer schlichter Blaukohl, c) brauner Blaukohlrabi.

3. Alle Arten des Blattkohls.

4. Der bunte Plumage-Kohl (entstand durch wechselseitige Befruchtung des grünen und blauen Blattkohls).

6. Der blaue, krause, niedrige Bartowikker und der grüne, krause Dachskohl, arten in gemeinen, schlichten Hochkohl aus ꝛc.

Sie können also rangirt werden:

1. Kohlrabi. Erbsen. Blaukohl. Erbsen. Kappus.

2. Blaukohl. Erbsen. Kohlrabi. Erbsen. Wirsing.

8. Nachdem Hr. v. Essen mehrere schätzbare Bemerkungen über die Entstehung und Folgen der Nässe in Gärten vorangeschickt hat, kommt er S. 73 auf das dritte wichtige Mittel, den nassen Boden zu bessern, und schlägt 1) Kalk, 2) Gyps, 3) Sand, 4) Pferdedünger, 5) Schafmist, 6) Abfall von Ziegelscheunen und Scherben, 7) Bauschutt, Reiser und grobe Späne dazu vor. — 9. Die Pflanzen, welche in einem Küchengarten am zweckmäßigsten zur Einfassung der Rabatten benutzt werden können, sind 1) der Schnittlauch, 2) die Salbei, 3) der Thymian, 4) Lavendel und Spicke, 5) die Raute, 6) der Ampfer, 7) die

Erd-

Erdbeeren; leisten aber alle in großen Gärten das nicht, was der Buxbaum leistet, wenn er gehörig behandelt wird; aber er bringt keinen Nutzen. In kleinen Gärten sind obige Gewächse zu Einfassungen recht gut zu gebrauchen. — 10. Von der Rhabarber sind vornämlich vier Arten angegeben:

1. Rheum rhaponticum — wächst in der Europäischen Türkei wild.

2. Rheum rhabarbarum — ihr Vaterland ist China und Siberien.

3. Rheum compactum — Tartarei und China.

4. Rheum palmatum — Chinesische Tartarei.

Rec. hätte noch mehr davon zu lesen gewünscht, z. B. daß sie vorzüglich an der Wolga, die in alten Zeiten Rha genannt worden sei, gebaut werde. Und weil die Römer diese Völker Barbaren genannt haben, so habe man auch die an der Wolga gegrabene Wurzel barbar — und also zusammengesetzt: Rhabarbara genannt — u. dergl. mehr. — 11. Ganz wahr sagt der Verfasser: „Nur ein Kammeralist hinter dem Schreibepulte kann den Sperling als einen nützlichen Vogel in Schutz nehmen; wer aber seine Verwüstungen in Gärten und auf Feldern gesehen hat, der wird mir beistimmen, daß er eines der schädlichsten Thiere ist." S. 84 gibt der Verf. die zweckmäßigsten

Mit-

Mittel zu ihrer Verminderung an. — 12. Von dem Indianischen Moorhirse findet man schon eine Beschreibung und Abbildung in Mehlers Böhmischer Landwirthschaft, Bd. II. Abth. 2. S. 22. und Tab. VII. Reichart hat ihn wahrscheinlich in Thüringen zuerst angebauet; er bekam den Samen aus Wien und säete ihn in ein fettes Land, wo die Stängel 6½ Fuß hoch wurden. Man kann ihn ein Mal als Futterkraut abmähen, und doch noch Samen bauen. Er braucht wenig Düngung, gedeiht in allen Arten Erdreich, gibt die Aussaat sehr reichlich wieder, und erschöpft das Land nicht sehr. Tschiffeli fing den Anbau des Moorhirse mit einem Löffel voll Samen an, den er 1760 vom Herrn Dr. Schreber aus Pommern erhielt, und 1762 hatte er von 4 Pfd. Aussaat auf etwa 30 Quadrat-Ruthen, 640 Pfd. Moorhirse. Man vergleiche ferner: Mus. rustic. et commerc. IX. Bd. S. 181. Reicharts gemischte Schriften, Bd. II. S. 1065. Schrebers Sammlung verschiedener Schriften ꝛc. Thl. III. S. 436 ff.

Das ausgemahlte Kupfer ist 1) die Holländische Rietbirn und 2) die weiße Cibebe.

Das Intelligenz-Blatt gibt das Gottholdische Samenverzeichniß von 1807, das schon bekannt ist. Unter dem Anhang einiger vermischter Offerten steht (S. XIII.) das berühmte mehrjährige Christleysche Englische grüne Baumwachs ¼ Pfd. 5 Gr.

oben

oben an. In dem Verzeichniß des Jahres 1795, hat er das Forsythische Baumwachs angeführt. (S. Annalen der Gärtnerei, 1795, 1. St. S. 100. Sollte wohl Christleysche ein Druckfehler sein? Oder warum sollte er von dem Forsythischen gelassen haben, da er dessen Werth a. a. O. so sehr erhebt?) Wenigstens wäre Recens. das Christleysche bis jetzt unbekannt geblieben.

V.

Etwas über das Mergeln oder Lehmfahren, in der Probstei, im Herzogthum Holstein.

Bekanntlich nennt man allgemein das Gebiet des Klosters Prentz die Probstei, so wie der Oberbeamte dieses Fräuleinstiftes Probst heißt, obgleich er kein Geistlicher, sondern ein weltlicher Beamter ist, der die Gerichtsbarkeit und die damit verwandten Geschäfte in dem Distrikt leitet. Die Probstei gehört jetzt, bis auf einige wenige Dörfer, zu dem gesegnetsten Theil des fruchtbaren Holsteins. Die Dörfer, welche eine Ausnahme machen, liegen zunächst an der Ostsee, sind kaltgründig, haben eine

san-

sandige Oberfläche, werden zum Theil oft vom Wasser überschwemmt, und die rauhere Wasserluft wirkt nachtheilig gegen die höhere Kultur derselben.

Aber nicht immer war der übrige Theil der Probstei so schön als jetzt, nicht immer ernährte er seine Bewohner so reichlich, und fast dürfte ich sagen üppig, als jetzt. Greise haben mir erzählt, sie wären junge Männer gewesen, wie einzelne Probsteier Bauern angefangen hätten, Mergel aufs Land zu fahren. Mergel ist blau, hat Kalktheile mit Lehm gemischt, braust, wenn er mit Essig oder gar mit Scheidewasser begossen wird: dieß ist bekannt. Anfangs suchte man ihn nur in Wiesen und sümpfigen niedrigen Stellen. Dieß hatte großen Nachtheil, denn alle Augenblicke war die Grube voll Wasser, und es kostete große Mühe, sie wieder auszutrocknen. Aus der Niederung sollte nach der höhern Koppel hinauf gefahren werden. War der Wagen oder die Karre recht voll, so konnten die Pferde nur mit größter Anstrengung hinanklimmen, und der leere Wagen glitt nachher zu schnell hinter ihnen drein, zur Grube hinab. Dann fand man auch nicht aller Orten solche niedrige Plätze und wollte doch gern Mergel haben.

Dieß brachte klügere Landleute auf den Gedanken, den Schatz in den Höhen zu suchen, und man fand ihn. Nun konnten zwei Pferde so viel ziehen

als

als vorher 4, der volle Wagen rutschte von der Höhe zur niedrigern Koppel hinab, die Gruben hatten beständig harten Grund, die Arbeiter blieben trocken, es war nicht alle Morgen Wasser auszuschöpfen, die Arbeit ward leichter, wohlfeiler, mithin allgemeiner, also wohlthätiger.

Eine Tonne Saat, zu 240 Quadrat-Ruthen gerechnet, kostet jetzt ungefähr an Arbeitslohn, wenn für Pferde und Wagen nichts gerechnet wird, 5 Thaler gehörig zu befahren. Auf jedes Stück legt man 4 Reihen, so nahe, wie man den Dünger gern zum fetten Korn auffährt, wenn man ihn reichlich hat.

Nach diesem Mergeln baut der Probsteier Raps. Im Oktober gesäet, erntet er ihn im Juli. Auf eine Tonne Land, säet man ungefähr einen Himpten Saatkörner; darnach können, wenn es gut geht, gern acht oder mehrere Tonnen Saat eingeerntet werden. Die Tonne kostet oft weit mehr, gewöhnlich aber wenigstens 6 Thaler: also ist der Vortheil des Landmanns dabei sehr groß.

Das Stroh wird auf dem Felde verbrannt, nachdem es ausgedroschen ist; ausgedroschen aber wird es auf einem außerordentlich großen Laken, Rapsaatsegel genannt, welches in gewöhnlicher Größe anzuschaffen, 7 bis 800 Mark kostet, und von bemittelten Landleuten an ärmere vermiethet wird.

Der ganze Dünger wird dann zum zweiten Korn, dem Weitzen, angewandt. Auch dieser gibt

eine vortheilhafte Ernte, und bei gehöriger Bearbeitung wächst nachher der Klee ganz vorzüglich auf den Feldern, die so getragen haben.

Bei der großen Einnahme, welche hieraus entstand, war es natürlich sehr vergeblich, wenn Theoretiker ihnen sagten, das Mergeln gebe einen reichen Vater und armen Sohn; die Grasnarbe werde gänzlich vertilgt, die Kraft des Landes zu hoch gespannt, und jeder zu sehr gespannte Bogen müsse springen. Der Bauer hatte Küchenwagen, Chaisenstuhl, glänzendes Geschirr, und aß und trank gut. Einzelne Hufen, welche 60 Tonnen Landes höchstens hatten, wurden so theuer verpachtet, daß sie ihrem Besitzer jährlich 1000 Thaler eintrugen, wie in diesem Augenblick z. B. die Bauervoigtsstelle im Dorfe Baarsbeck. Also ist es kein Wunder, daß einer dem andern folgte, und daß dieses Lehmfahren jetzt eine eben so gewöhnliche Arbeit in der Probstei ist, die gleich nach geendigter Sommersaat vorgenommen wird, als jede andere Arbeit des Landmanns.

Die Erfahrung zeigte, daß der schimmelartig aussehende, beinahe gelblich weiße Lehm besser sei, als der bloß blaue. Was aber Theorie längst voraus gesagt hatte, bestätigte endlich die Erfahrung: nachtheilige Folgen zeigten sich bei mehrere Male bemergelten Ländereien, und der Landmann

kann

sann auf Mittel, sein Mergelfahren beizubehalten und dem Fehler abzuhelfen.

Der Klee ward zu dem Ende, wenn er zwei Jahre getragen hatte, ziemlich lang gewachsen untergepflügt, und dadurch entstand freilich ein schöner Dünger; doch dieß reichte noch nicht zur völligen Verbesserung hin. Endlich aber fand sich das Wahre. Zu viel bemergelte Koppeln werden mit einer Erde befahren, die zwar Kalktheile enthält, aber größten Theils aus Sand besteht; dieser Sand findet sich in der Probstei aller Orten, und dieses einfache Mittel setzt den Boden wieder in den Stand zurück, den die wohlthätige Mutter Natur zum Hervorbringen jedes nützlichen Gewächses verlangt.

Nachdem also der Geheimerath Thaer, der die Probstei wohl kennt, und Andere über Lehm- und Mergelfahren vieles geschrieben haben, wird es jetzt an die Tagesordnung kommen müssen, auch vom Sandfahren zu sprechen, worin die Praxis der Theorie bereits zwei Jahre ungefähr vorarbeitete.

Man hat bisher immer Karren dazu angerathen, nun aber bedient man sich fast durchgängig der Wagen. Außer andern Ursachen mag auch wohl diese dabei zum Grunde liegen, daß jeder Bauer Wagen hat, und Karren oft erst machen lassen muß. Ich habe mich nicht überzeugen können,

nen, welches das bessere sei. Daß Menschen die gegrabene Erde gleich auf die Oberfläche hinnufwerfen, ist gewiß besser, als das aus der Kuhle Hinausfahren, welches sehr schwer für die Pferde ist. Aber es kostet mehr Arbeitslohn und geht auch nicht immer, weil die Gruben manchmal zu tief werden, ehe man die gesuchte Erdart findet.

Zu wünschen wäre, daß man von Obrigkeitswegen die Erde grabenden Landleute anhielt, durch leicht befestigte Balken, die wieder herausgenommen würden und zum einmal angeschafften Werkzeug gehörten, wie der Spaden zum Graben, die Seiten der Gruben gegen den Einsturz zu sichern. Schwere Strafe müßte der Landmann bezahlen, welcher seinen Leuten erlaubte, die Wände zu unterwühlen; denn nicht ganz selten sind die Unglücksfälle, daß beim Mergelgraben Menschen und Pferde in den Gruben, durch eingestürzte Wände verschüttet, ihr Leben elend verloren oder als Krüppel herausgezogen wurden.

Hamburg.

Baron Liliencron.

VI.

Sprichwörter vom Fuchs.

Unter allen vierfüßigen Thieren ist gewiß der Fuchs der einzige, von dem man die meisten Sprüchwörter und bildlichen Benennungen hat. Ich will hier einige derselben anführen, die in meiner Gegend (im Coburgischen) gebräuchlich sind; denn es kann gar wohl sein, daß in andern Gegenden auch noch andere bekannt sind.

1. Der Fuchs weiß mehr als ein Loch. — Dieses Sprüchwort wird eigentlich von den Mäusen gebraucht, und dann auf den Fuchs angewendet. Was hier Loch heißt, heißt in der Jägersprache Bau. Wehe dem Fuchs, der nur einen Bau kennt! er ist gewiß bald verloren.

2. Wo die Löwenhaut nicht gilt, da muß der Fuchsbalg gelten. — Dieses Sprüchwort drücken Andere so aus: man muß den Fuchsbalg an die Löwenhaut binden. — Allein mich deucht, dieses wolle so viel sagen, als: man muß Gewalt und List mit einander verbinden; da Jenes nur so viel sagen will: was man mit Gewalt nicht erlangen kann, muß man mit List zu erlangen suchen.

3.

3. **Füchse muß man mit Füchsen fangen.** — Dieses Sprichwort ist wahrscheinlich daher entstanden, weil man bei einer zahm erzogenen und zur Ranzzeit im Walde angeketteten Füchsin — verliebte Füchse recht schön erlegen kann.

4. **Der Wolf und der Fuchs lassen wohl die Haare, aber ihre Tücke nicht.** — Sie lassen die Haare, entweder wenn sie sich hären — aber sie behalten ihre Tücke auch nach dem Hären. Oder, wenn sie in eine Falle gesteckt, sich wieder losgemacht und durch ihre Anstrengungen die Haare gelassen haben, so sind sie doch in der nächsten Stunde wieder so tückisch, als wären sie nie in der Falle gewesen.

5. **Der Fuchs muß doch am Ende mit dem Balge bezahlen.** — D. h. und wenn er noch so oft der List der Jäger und dem Berliner Schwanenhals zu entgehen gewußt hat, so versieht ers doch einmal, und wird wohl gar im Schlafe geschossen — oder aus dem Bau gegraben.

6. **Stirbt der Fuchs, so gilt der Balg.** — Dieses Sprichwort wendet man bei verschiedenen Gelegenheiten an, ob mit Recht oder Unrecht, will ich nicht entscheiden. Der Sinn desselben mag dieser sein: Weiter kann man von dem Fuchs nichts brauchen, als den Balg.

7. Das ist ein Fuchsschwänzer — ist ein Sprichwort in der niedrigen Sprache, und kommt von dem Sprichworte her: den Fuchsschwanz streichen, d. h. recht nach dem Munde reden, ein Schmeichler sein; er lobt, was gar nicht lobenswerth ist; lobt es aber, weil es sein Herr oder Vorgesetzter lobt. Wenn alle Füchse ausgerottet und keine Fuchsschwänze mehr zu haben wären, so würde doch an Fuchsschwänzern nirgends Mangel sich finden. — Daher die andere sprichwörtliche Redensart: einen Fuchsschwanz abgeben, welches entweder heißen kann: einen Verkleinern — oder auch, sich schmeicheln lassen. Doch ist jene Erklärung wohl die richtigere. Endlich sagt man auch noch: den Fuchspelz*) anziehen, sprichwörtlich in der niedrigen Sprache, welches so viel sagen will, als sich der List bedienen.

*) Einen Pelz hat der Fuchs nicht, sondern einen Balg, wie die Haut aller Thiere genannt wird, die gestreift, das heißt, denen die Haut über die Ohren gezogen wird, wie z. B. Hasenbalg, Katzenbalg ꝛc.

VII.

VII.

Kurze Nachrichten.

Merseburg am 17. August 1807.

Wir haben Ursache, das gegenwärtige Jahr aus mehrern Hinsichten für eins der vortrefflichsten zu halten. Besonders ist uns die Witterung zur Bestellung, im Frühlinge sowohl als im Sommer, zur Wintersaat günstig gewesen. Wir haben weder Nässe, noch zerstörende Dürre gehabt. Wenn auch letztere einige Mal nachtheilig zu werden schien, so kam ein mäßiger Gewitterregen, und setzte die Felder wieder in volle Kraft. Wir dürfen uns daher nicht mit denjenigen Klagen vereinigen, die wir aus andern Ländern und Gegenden, selbst den benachbartesten, vernehmen. Selbst die letztere Periode starker Hitze, welche auch bei uns bis 31½ Grad zwei Tage nach einander stieg, hat nur die Ernte der Sommerhalmfrüchte beschleunigt, aber keinem die Nothreife bewirkt. Sie ward zwei Mal mit Regen unterbrochen. Nur zur Nacht auf den 14. dieses Monats hatten wir heftigen Regen, aber nicht dermaßen, als wir aus der Gegend von Müglen, Lauchstädt und Halle vernehmen, wo sich das

Was-

Wasser auf einmal mit solcher Heftigkeit ergoß, daß eine allgemeine gefährliche Ueberschwemmung veranlaßt wurde. Heu und Getreide, selbst in großen Mandeln und Haufen, wurden hinweggeführt, die Wiesen verschlemmt, und die lockern, zur Saat vorbereiteten Aecker hin und wieder gänzlich zerstört.

Außer einer mehr als mittelmäßigen Raps-, Rübsen-, Roggen-, Weitzen-, Gerste- und Haferernte, lassen die Kartoffel-, Möhren- und Kohlfelder eine sehr reichliche hoffen. Die Heuernte ist so reichlich ausgefallen, als man sich seit einer langen Reihe von Jahren nicht erinnern kann. Die Küchen- und Baumgärten geben auf gleiche Weise den wohlthätigsten Erntesegen. Alle Baumfrüchte, besonders Pflaumen *), sind in unbeschreiblicher Menge auf den Bäumen, minder reichlich aber Birnen und Aepfel.

* * *

Aus dem Coburgischen den 26. Aug. 1807.

Schon ist alles, bis auf den Hafer, eingeerntet. So bald wissen Viele seit vielen Jahren nicht. Die Hitze war den ganzen Sommer hindurch so groß, daß man auf dem Felde hätte umfallen mögen, und noch heute ist sie unausstehlich.

Die

*) Dieß ist auch in Leipzig und den benachbarten Orten der Fall. d. Red.

Die Winterfeldfrüchte, Roggen und Weitzen, sind wider Erwarten gut gerathen. Wo vor drei Jahren 17, 18 Schock gebauet wurden, erntete man dieses Jahr 24 — 30 Schock mit langem Stroh; doch war der Weitzen besser; denn der Roggen hatte schartige Aehren und kleine Körner: dieses verursachte die Hitze, jenes der Regen, der in der Blüthezeit 2, 3 Stunden lang fiel.

Die Sommerfrüchte sind theils halb, als Gerste, theils zum vierten Theil, als Hafer, theils ganz umgeschlagen, als Linsen Wikken, Erbsen. Von diesen konnte man das alte Sprichwort recht deutlich bestätigt finden: Es vergeht, wie die grünen Erbsen.

Aus den Erdäpfeln wird nicht viel werden, da sie Bartholomäus erst blühen. Kraut, Runkel- und Untersichkohlrabi werden nicht gerathen, da man zu spät setzen konnte. Jedermann hoffte auf Regen — und er blieb zu lange aus. Ich ließ setzen und gießen, und wendete mehrere Thaler auf — werde aber nicht ein Krauthaupt bauen.

Der Hopfen hat sich recht voll gehängt, und wenn er in Böhmen und andern Gegenden so geräth, so kauft man ein Pfund um drei Batzen, wie vor drei Jahren.

Obst

Obst hätte es recht viel gegeben, aber der Orkan, der am 13. Juli wüthete, zerbrach die dicksten Bäume, oder riß sie mit der Wurzel aus und schüttelte das Obst von den andern. Und was dieser nicht alles nahm, nahm sein 10 Tage später kommender Stiefbruder; so daß an vielen Bäumen wenig oder gar nichts mehr hängt. Doch gibt er immer noch so viel, als man ins Haus braucht.

Ammern und Weichsel gab es viele; die Vogelkirschen wären außerordentlich gerathen, wenn der Regen nicht so lange ausgeblieben wäre, und der Orkan, der Schloßen mit sich führte, sie theils abgeschlagen, theils verdorben hätte.

Wälsche, und Haselnüsse gibt es sehr viele, besonders der letztern: $\frac{2}{3}$ sind aber wurmicht. (Der gemeine Mann sagt, dieß sei eine Folge des Regens am Johannistage *). —) Die Haselnüsse im Walde, so voll sie auch hingen, fielen alle ab.

Der Flachs ist nicht gerathen. Nur dann und wann sieht man einen Acker, auf dem er schön steht, je nachdem man die Saat traf.

Die Heuernte war gut; die Grummeternte hat ihren Anfang genommen, und wird von Einigen ge-

*) Dieß wollen die Landleute schon öfters beobachtet haben. Es muß also ein natürlicher Grund vorhanden sein. Ich werde mich nun bemühen. der Natur nachzuschleichen, um, wenn es möglich ist, denselben zu finden.

gelobt (auf sauern Wiesen steht so viel Gras, als zum Heu), von Einigen nicht gelobt (auf den Wiesen gegen Hügel und Berge gibt es wenig Gras).

Die gute Roggen- und Weitzenernte machte, daß das Getreide im Preise fiel. Ein Simmern Roggen kostet 3 — 4 Fl. Fr. und ein Sr. Weitzen 2 Dukaton, auch 4 Thlr und etliche Batzen.

Der Orkan am 13. Juli hat auch großen Schaden in den Wäldern gethan, doch geht er kaum eine Stunde unter Coburg gegen Bamberg, oder in den Itzgrund. An den angrenzenden Gegenden, und selbst noch im Coburgischen, schlug er auch vieles Getreide nieder. Ein Donnerwetter mit starkem Regen flüthete die gezwiebrachte Erde von den Aeckern weg, und that auch großen Schaden.

Die Hitze verursachte, daß beinahe alles Getreide zu einer Zeit reif wurde. Es jagte daher eine Ernte die andere.

* * *

Wegen der auf dem königlich Bayerischen Landgericht Landsberg ausgebrochenen Viehseuche, wurde am 19. Aug. in Coburg verordnet:

1) Daß kein Stück Vieh ein- und durchpassiren dürfe, wenn nicht ein zuverlässiges obrigkeitliches Gesundheitszeugniß dargelegt werden könne.

2) Ein

2) Ein solches Zeugniß muß auch jeder Unterthan vorzeigen, wenn er ein Stück Vieh außer Landes kauft.

3) Wer ohne ein solches Zeugniß Vieh einbringt, wird gestraft.

4) In der Nähe des Orts sind aber die Gesundheitszeugnisse erlassen.

5) Diese Vorsichtsmaßregeln beziehen sich nicht nur auf das Rindviehl, sondern auch auf Pferde, Schafe unf Schweine.

6) Auf Viehtreiber und Viehhändler ist vorzüglich zu sehen 2c.

7) So wie auf herumziehende Vieharzte oder vielmehr Quacksalber, und auf Handelnde mit rohen Häuten, Haaren, roher Wolle, Hörnern und geschmolzenem Unschlitt.

8) Jene, die ersten, sollen gar nicht eingelassen werden, so wenig als die letztern.

9) Wer aber aus der Seuche benachbarter oder entfernter Orte rohe Häute 2c. ein- und durchbringen will, muß ein Zeugniß beibringen, daß seit drei Monaten daselbst keine Seuche geherrscht habe; vergl. Nr. 1.

10) Jeder Vieharzt *), Schäfer oder Hirte, jeder Eigenthümer, welcher bei einer innern Viehkrank-

*) So viel Einsender dieses weiß, ist im Coburgischen noch kein Vieharzt. Sollten also Vieharzte ans

krankheit, sie treffe Pferde, Rindvieh, Schafe oder Schweine, zu Hülfe gerufen wird, oder sie an seinem Viehe bemerkt, oder dem ein Stück Vieh fällt, wird hierdurch nochmals verbindlich gemacht, es der Ortsobrigkeit sogleich zu melden, die ohne Verzug dem treffenden Amte Nachricht davon geben muß ꝛc.

11) Sollte sich wirklich die Seuche äußern, so muß sogleich das Austreiben des Viehes auf die Weide aufhören.

12) Jedes Ortes Einwohner sind verbunden, sich den Anordnungen des Amtes und der ihm beigegebenen Medizinal-Personen *), um die Gefahr abzuwenden, willig zu unterwerfen.

* * *

Unterm 13. Juni ist in Sachs. Hildburghausen das eigenmächtige Bänderschneiden in der Stadtwaldung auf das Schärfste verboten worden. Jedoch soll Jeder, der Bän-

der

aus andern Gegenden geholt werden, so wird dem Besitzer eines kranken Stück Viehes eine Menge Unkosten verursacht, oder bis der Vieharzt kommt, ist das halbe Dorf aufgerieben.

*) Auch dadurch werden dem Besitzer eines kranken Stück Viehes Unkosten verursacht, und wenn das Vieh daraufgeht, so hat er also doppelten Schaden.

der bedarf, sich bei dem Rathskämmerer melden, und zu seiner Zeit dieselben von ihm erhalten *).

* * *

In Ungarn kostet der Centner Wolle über 300 Fl. — Es soll die Ausfuhr der rohen Wolle verboten werden.

* * *

Auf den Steinweinbergen bei Würzburg steckte man schon am 33. Juli den sogenannten grünen Busch als das Zeichen aus, daß weiche und reife Trauben sich vorfinden. Eben so fand man schon in Tyrol am 15. d. M. reife Trauben. — Beides hat sich seit 50 Jahren nicht ereignet. In Oestreich ist eine außerordentliche Weinlese zu hoffen.

* * *

In der Schweitz hat man $\frac{1}{3}$ mehr eingeerntet, als man erwartet hatte. In andern Gegenden noch mehr; in andern aber auch weniger.

* * *

In

*) Sonst schnitt jeder Bürger und Bauer die Bänder selbst — theils unräthlich, theils mehr als er brauchte — und gab nichts dafür; jetzt muß wenigstens das Bänderschneiden bezahlt werden (vielleicht für 1 Schock 1 Kreuzer); dieß ist ihnen aber zu viel, und deswegen die Anordnung zuwider. Und daher kommt es, daß alle Jahre dennoch viele tausend Bänder muthwillig ruinirt werden.

In Dänemark herrscht an Baumfrüchten ein großer Ueberfluß, und die Heuernte ist auch sehr reichlich ausgefallen.

Inhalt.

Oekonomische Hefte
für den
Stadt- und Landwirth.

November 1807.

I.

Der kurfürstliche und königliche Obstbaumpflanzer.

Der Kurfürst zu Sachsen, August *), und seine Gemahlin Anna **) gaben durch ihr erhabenes Beispiel dem Gartenwesen einen neuen Schwung. Man fing nun an, nicht nur Küchengewächse aller Art

*) Geb. den 31. Juli 1526. † den 11. Febr. 1586.

**) Anna geb. den 25. Nov. 1532. † den 1. Okt. 1585.



Art in den vielen Gärten der Städte zu bauen; sondern der große ökonomische August war es, der ebenfalls den Obstbau, theils durch weise Gesetze, theils durch Schriften, theils durch sein eigenes Beispiel, gründete.

Seine rühmliche Sorgfalt ging bei Erziehung der Bäume aus den Kernen oder Steinen so weit, daß er sogar ein Reskript unterm 12. Juni 1573 an seinen Schösser Thamm, und an die Schul- und Prokuratur-Verwalter Michel und Wittich zu Meißen des Inhalts ergehen ließ: „sie sollten die Kerne von schwarzen und weißen Krischel, d. i. Kirschen, (Cerasa acciana; Cerasa Pontica, oder Cerna, oder Damascena) in den Dorfschaften einsammeln und an ihn einsenden."

Ja, er hat sogar ein: Künstlich *) Obst-Garten-Büchlein drucken lassen, und den nothwendigsten Unterricht in der Erziehung und Veredlung der Bäume gegeben **) Zwar ist die Ori-

*) In verschiedenen Büchern habe ich den sonderbaren Druckfehler gefunden, daß statt des Wortes: Künstlich, steht: Kurfürstlich, z. B. in der Pomologischen Bibliothek rc. Coburg, 1806. S. 26. einem sonst recht guten Buche, das jeder Liebhaber der Pomologie besitzen sollte.

**) Der Inhalt desselben steht am Ende dieser Abhandlung.

Originalausgabe dieses künstlichen Obstgarten-Büchleins bis jetzt nirgends mehr in Bibliotheken *) zu finden gewesen; man setzt sie aber zwischen die Jahre 1550 — 1570 **). Inzwischen finden sich noch Nachdrücke dieses künstlichen Obstgarten-Büchleins in verschiedenen Bibliotheken, z. B. ein Exemplar in der herzogl. Bibliothek zu Wolfenbüttel, und zwei andere in der Universitäts-Bibliothek zu Helmstädt. Jenes hat den Druckort: Berlin bei Georg Rözner; Anno 1619. 66 S. kl. 8. Diese aber haben den Druckort: Magdeburg, durch Andream Betzeln. In Verlegung Martin Gut, Buchführer zu Berlin, 1620. 8. und Berlin 1636. 12.

Ja! ein Herr von Laffert hat es aufs Neue mit einigen Anmerkungen in dem teutschen Obstgärtner 17. Bd. 4. St. S. 241 ff. 5. St. S. 317 ff. 6. St. S. 473 ff. abdrucken zu lassen, für werth gehalten.

Dieser große Kurfürst führte auf seinen Reisen in seine Lande beständig ein Säckchen mit Obstkernen

*) Sollte in Dresden die Originalausgabe nicht mehr angetroffen werden?

**) Ich habe mir — aus welchem Buche, weiß ich nicht mehr — das Jahr 1564, und das Format: 8. zur gedachten Pomologischen Bibliothek beigeschrieben.

nen bei sich, und säete sie hin und wieder aus, und ließ die aufgezognen Bäumchen nachher verpflanzen und veredeln.

Schon sind über zweihundert Jahre seit deinem Tode verflossen — und dein Andenken lebt noch im Segen bei der Nachwelt, großer August! — während Hunderte und Tausende von Regenten einbalsamirt in Grüften ruhn — und vergessen sind. Noch in späten Zeiten wird dein Andenken im Segen bleiben?

So oft ich diesen großen Kurfürst August als Obstbaumpflanzer denke, so oft fällt mir der Persische König Cyrus *) ein, der ebenfalls ein großer Liebhaber der Obstbaumzucht war, und selbst Bäume gepflanzt hat. Xenophon **) sagt es uns nach der Beckerischen Uebersetzung mit diesen Worten: „Cyrus soll einst dem Lysander (dem Spartanischen Feldherrn), wie dieser selbst einem Gast-

*) Er legte 3468 der Welt, und also 532 Jahre vor Christi Geburt, den Grund zu dem Neupersischen Reiche. Er lebte also über zweitausend Jahre vor dem Kurfürst August — und nur sieben Jahre als Persischer König. — Andere verstehen den jüngern Cyrus. Die Gründe für und dawider gehören nicht hieher.

**) In seinem Gastmahl und Oekonomikus — von A. G. Becker. Halle, 1785, S. 135.

Gastfreunde in Megara erzählt hat, als er ihm nach Sardes Geschenke von seinen Bundesgenossen überbrachte, nebst andern Gnadenbezeigungen auch seinen Garten *) gezeigt haben **). Als nun Lysander die Schönheit der Bäume, die, in gleichen Zwischenräumen gepflanzt, regelmäßige Winkel bildeten; ferner die mannichfaltigen und angenehmen Gerüche, die sich von allen Seiten verbreiteten, bewunderte, rief er aus: „O Cyrus! dieß alles reißt mich zwar wegen seiner Schönheit zur Bewunderung hin; indessen verdient der noch weit mehr, der dieß alles ausgemessen, und dazu die Anlage gemacht hat.“ — Als Cyrus das hörte, soll er darüber seine Freude geäußert und gesagt haben: „Das habe ich selbst ausgemessen und angeordnet; ja einige Bäume habe ich mit eigenen Händen

*) Von dem Garten des Cyrus hat Herr M. Sickler in seiner allgemeinen Geschichte der Obstkultur nichts. „In Lustgärten oder Paradiese, wie der Perser sie nennt, welche die Wohnung des Königs nicht nur, sondern auch der Großen und der Satrapen umgaben“ ꝛc. Heeren Ideen ꝛc. 1. Thl. S. 569.

**) Cicero in seinem Buche: Cato major Cap. VII. hat diese Stelle auch übersetzt. Die Ursache, warum Lysander sich an den Cyrus wandte, erzählt Plutarch in dem Leben Lysanders S. 435. d. Fkft. A.

Händen gepflanzt." Hierauf sahe ihn Lysander an, betrachtete die Pracht seiner Kleider, seiner Halsketten, Armbänder und des übrigen Schmucks, empfand den Wohlgeruch, der ihn umduftete und sagte: „Was sagst du, Cyrus? Mit eigner Hand hättest du die Bäume *) gepflanzt? —" „Du wunderst dich darüber, Lysander," erwiederte Cyrus; „allein ich schwöre dir bei der Mithras **), daß ich, wenn ich gesund bin, niemals eher speise, bis mein Körper durch Kriegsübungen, Landarbeiten, oder andere ermüdende Beschäftigungen in Schweiß gesetzt ist — rc.

Und gerade so, wie der ökonomische Kurfürst August, bereiste auch Cyrus einen Theil seiner Staaten.

*) Cyrus hatte nur von einigen geredet; und Lysander machte daraus: die Bäume (alle — nämlich).

**) Mithras nannten die Perser die Sonne, die sie göttlich verehrten, bei der sie auch schwuren. Die Beweise für diese Erklärung liefert Zeune zur Cyropädie VII. Bd V. Kap. §. 53. — „Die Sonne, die zweite National-Gottheit der Perser, die unter dem Namen des Mithras bei ihnen verehret ward. — Heeren's Ideen rc. 1 Thl. S. 270. Aus Kleukers Zendavesta, Anhang B. II. Thl. III. S. 61.

Staaten. Heeren *) sagt: Eben diese religiösen Vorschriften machten daher den Vorstehern der Provinzen es zur heiligsten Pflicht, die Kultur ihrer Länder auf das Sorgfältigste zu befördern; und so wie der Militär-Etat jeder Provinz jährlich untersucht ward, so auch die Civil-Verwaltang und die Kultur ꝛc. Einen Theil des Reichs, sagt Xenophon **), besucht der König jährlich selbst, wo er aber nicht hinkommt, das läßt er durch seine Bevollmächtigten untersuchen. Denjenigen Magistraten, in deren Lande ein gut angebauter Boden nach der jedesmaligen Beschaffenheit mit Früchten, oder auch mit Bäumen angefüllt sich findet, gibt er noch mehr Land, und ehret sie mit Geschenken; deren Provinz aber schlecht angebauet oder entvölkert ist, sei es aus Nachlässigkeit, oder wegen Bedrückungen, die bestraft er, und setzt andere an ihre Stelle.

Welche vortreffliche Regenten! August und Cyrus! August fand in seinen Landen wenige, und besonders wenig gute Obstbäume, und befiehlt seinen Untergebenen, ihm Kirschkerne einzusenden, säet die Kerne aus, und lehret sie veredeln. Cyrus

*) Heeren Ideen ꝛc. das. S. 570.

**) Nach der oben angeführten Beckerschen Uebersetzung S. 132. §. 8.

rus lebte in einem Lande, in dem die edelsten Früchte von Natur wild wuchsen: Pfirschen, Aprikosen, Oliven, Granaten, Mandeln, Feigen *), Citronen, Pomeranzen **), Apfelsinen ***), Weintrauben †) — und legte sich dort gleichsam in dem großen Paradiese, das die Natur wild hervorbrachte,

*) Granaten, Mandeln und Feigen wuchsen an etlichen Orten, sonderlich in dem Kilianischen Walde und Gebirge, wild. Olear's Moscow. und Pers. Reisebeschr. S. 579. Sicklers allgem. Gesch. der Obstk. 1. Thl. S. 57. 61.

**) Die Citrone heißt Persisch Limu, die Pomeranzen Naring, die Pfirschen Schaft alu, die Morellen oder Aprikosen, Meschmeschi. Olear a. a. O. S. 579.

***) Citronen, Orangen, Apfelsinen sind eigentlich nur Varietäten einer Gattung, und gehören vorzüglich nach Medien zu Hause. Heerens Ideen ꝛc. S. 355. f. Denn die Citrone nennt Galen Melon medicum, auch armenicum, und auch persicum.

†) Weintrauben — besonders in der Provinz Margiana — die an Bäumen wuchsen, die zwei Männer nicht umklaftern konnten, und die Weintrauben an ihnen gegen zwei Ellen lang. Nach Strabo. S Sickler a. a. O. S 61. Vergl. Gmelins Reisen ꝛc. Olear a. a. O.

te, noch ein Paradies — kunstmäßig an — und befahl seinen Magistraten auch die Obstkultur. Befahl aber nicht nur, sondern bereiste in eigner Person viele Theile seines Reiches, und belohnte die Magistrate, die seine Befehle befolgt hatten.

Hätten diese Einrichtungen Bestand gehabt, wären sie nicht durch die mancherlei Mißbräuche fruchtlos gemacht worden, welche den Fall des Persischen Reiches herbei führten — welchen Einfluß hätte dieß auf die Obstkultur in Persien haben müssen!

Hätten die nachfolgenden Kurfürsten von Sachsen mit eben dem Eifer die Obstkultur in ihren Landen betrieben, wie August — und wären nicht bald nach seinem Tode fürchterliche Kriege in Teutschland geführt worden — o welch ein Land müßte jetzt Sachsen sein in Rücksicht der Obstkultur — auch ohne das, was in neuern Zeiten geschehen ist! — Ständest du auf aus deiner Gruft, großer August! und ließest dir vorlesen:

„Von dem Jahre 1763 bis 1768 sind an Obstbäumen, Weiden und Pappeln über 100,000 Stück gepflanzt worden, und im Jahre 1778 allein hatten die jungen Eheleute *)

23,443

*) Warum wird denn dieß ganz vortreffliche Gesetz nicht in andern Sächsischen Orten eingeführt, wo man die Obstbaumzucht so sehr empfiehlt?

23,443 Obst- und gute Kastanienbäume, und 13 821 wilde Bäume; von 1771 — 81 überhaupt 461,382, als: 301,443 Obstbäume und 159 939 wilde Bäume. 1782. 48,091 St. 1783. 35,740 Obstb. 19,802 wilde Bäume. 1784. 33,735 Obstb. 22,420 wilde Bäume gepflanzt."

In den Jahren 1784 — 1787, in welchen die Winter von 1784 und 85 der Baumzucht so nachtheilig waren, haben bloß die jungen Eheleute 206,510 Stück, 1798 aber 50,158 St. Bäume gepflanzt. — Wenn du sähest, wie auf den Rändern und Kommun-Plätzen so schöne Bäume stehen; wenn du die schönen Baumschulen sähest, und von den ausgesetzten Prämien, die von 1788 — 1800 allein über 10,000 Thaler betragen haben, hörtest — wie sehr würde dein Herz sich freuen, daß die Obstbaumzucht so hoch gestiegen ist! Würdest du die delikaten Früchte genießen, die seit hundert Jahren sich immer mehr bei uns vervielfältiget haben, wovon du zu deiner Zeit nichts wußtest — welche hohe Wonne würde deine Seele durchströmen, da du es warest, der den Grund zur Obstbaumzucht in Sachsen legte, auf den deine großen Nachkommen fortgebauet haben!

Daß bis jetzt nicht viel mehr geschehen konnte, als geschehen ist, lehrt folgende kurze Uebersicht der Jahre mit ihren Folgen:

1586 starb August. Dreißig Jahre nachher
1616 — 1618 brach der dreißigjährige Krieg aus, der alles alles verwüstete, und
1648 — 52 wurde der Westphälische Friede geschlossen. Ein halbes Jahrhundert,
1660 — 1700, hatte man nöthig, sich von dem Kriegselend zu erholen. Zu Ende des 17. Jahrhunderts legten Könige, Fürsten, Grafen und Adliche Gärten nach Französischem Geschmacke an, verschrieben Bäume aus der Carthause zu Paris, und so kam das sogenannte Franzobst nach Teutschland. In den
1740ger Jahren gab es schon wieder Krieg mit Preußen und Oestreich, wozu sich Sachsen schlug;
1756 fing der siebenjährige Krieg mit Preußen und Oestreich, wozu Sachsen sich schlug, an — und endigte
1763. Mit diesem Jahre fängt schon die Obstbaumzucht an in Sachsen wieder empor zu steigen ꝛc. ꝛc.

Vielleicht ist es den Lesern der Oekonom. Hefte nicht unangenehm, den Inhalt des künstlichen Gartenbüchleins des Kurfürsten Augusts zu lesen. Hier ist er: (Eine Vorrede ist nicht dabei.)

Kap. I. Von Unterscheidt, Art und mancherlei Geschlecht des Obstes. Kap. II. Wie Obstbäume

zu zeugen und aufzubringen sein, vom Same oder Stame. Kap. III. Von dreierlei Art des Pfropfens. Kap. IV. Was für Art die Stäme seyn sollen, darauf man pfropfen will. Kap. V. Welche Zeit zum Pfropfen die gelegeneste vnd bequemste sey. Kap. VI. Wie die jungen Bäumlein so vom Samen oder dem Stame erzeugt zu erziehen, vnd auffzubringen sein. Kap. VII. Wie vnd wañ Stäme oder Bäume zu versetzen sein. Kap. VIII. Wie die Bäume zu warten sein mit misten oder tüngen, feuchten vnd graben. Kap. IX. Wie die Bäume zu reinigen vnd zu saubern sein, daß sie desto beßer wachsen vnd tragen. Kap. X. Wie der Boden deß Gartens seyn soll, vnd wie er gegen den Viertheiln der Welt sol gelegen sein.

Hierauf folgt, ohne Bemerkung eines besondern Kapitels: „Was auff einen jeden Monat in der Gärtnerei sich zu thun gebühret.“

Am Ende steht noch: folgen gar gute Baumsalben. Meister Georgen des Gärtners.

II.

II.

Kurze Uebersicht der neuen Anstalten zur Beförderung des Ackerbaues in Frankreich.

Am 24. August legte der Minister der innern Angelegenheiten dem gesetzgebenden Körper eine äußerst merkwürdige Darstellung der Lage des Französischen Reichs vor, wovon wir hier unsern Lesern dasjenige mittheilen wollen, was sich auf die Landwirthschaft bezieht. Man muß in der That erstaunen über die vielen großen kolossalischen öffentlichen Werke, die unter der jetzigen Regierung theils schon beendigt sind, theils ihrer Beendigung entgegen eilen, und theils aufs neue unternommen werden. Aber die Thätigkeit Napoleons ist keineswegs bloß darauf beschränkt; dieser außerordentliche Mann will, daß selbst der kleinste und entlegenste Theil dieses großen Reichs die Folgen seiner Regierung durch Verbesserungen verspüre. Daher sucht er den Eifer der Gemeinden rege zu machen und sie in ihrem Bestreben bei Verbesserung der Wege zu unterstützen. Die Regierung muntert aber dazu bloß auf, weil sie es nicht selbst thun kann, nicht

selbst

selbst thun darf, weil sie weiß, daß diese minder in die Augen fallenden, anspruchlosern Arbeiten, welche die nächsten Verbindungen zum Zweck haben, für die ersten Bedürfnisse des Volks nicht weniger wichtig sind, als jene entfernten Kommunikationen, jene ungeheuern Arbeiten, welche dem Lauf der Gewässer eine andre Richtung geben, den Flüssen neue Betten graben und so zu sagen die Gipfel der Berge abtragen, Anspruch auf die gerechte Bewunderung und Dankbarkeit des Volks machen.

Der Ackerbau erntet die ersten Früchte davon. Andere Maßregeln sind ihm nicht weniger günstig. Die mit Thätigkeit betriebene Austrocknung der Moräste zu Cotentin und bei Rochefort; die von Bourgoing den Erben der alten Unternehmer überlassenen, versprechen eine große Strecke Land für die Kultur, und werden der benachbarten Gegend wieder gesunde Luft geben. Diese Begünstigung der Regierung gründet sich auf die gerechte Erwartung einer schnellen Ausführung dieses wichtigen Werkes. Die gegenwärtigen Unternehmer werden durch ihre Thätigkeit den Fehler ihrer Vorgänger wieder gut machen. Ein Beispiel hat gezeigt, wie sehr die Regierung bei den Dorfgemeinden die Austauschungen zu begünstigen sucht, um die Zerstückelungen zu entfernen, oder die zerstreut liegenden Grundstücke zu vereinigen: sie hat die Gemeinde, deren Einwohner zuerst, in

allge-

allgemeiner Uebereinstimmung diese Operation ausgeführt haben, von den gewöhnlichen Einregistrirungs-Abgaben befreit. Wenn dergleichen Operationen häufiger werden, so wird eine bedeutende Strecke Land, das durch Einfriedigungen und Servituten verloren geht, für den Fruchtertrag gewonnen, und dadurch zugleich für den Landmann ermüdende Arbeiten und Zeiten erspart werden. Diese Aufmunterung kann als der Keim einer großen und glücklichen Reform angesehen werden.

Die Ackerbaugesellschaften befördern mit Eifer die Absichten der Regierung, indem sie gute Methoden verbreiten. In Ansehung der Erziehung der Seidenwürmer, des Hornviehes, der Kultur der Obstbäume, und der Aufsuchung der Natur-Produkte in weniger bekannten Gegenden Frankreichs sind hier und da einzelne Maßregeln getroffen worden.

Da die Baumwollen-Manufakturen festen Fuß in Frankreich gefaßt, und eine bedeutende Ausbreitung gewonnen haben, so mußte die Regierung untersuchen, ob sie das erste Material, das sie vom Auslande beziehen, nicht im Lande vorfinden könnten. Man sucht also die Oerter ausfindig zu machen, wo die Kultur der Baumwolle mit Erfolg und ohne wichtigern Anpflanzungen zu schaden, eingeführt werden könnte; man hat alle Sachverständige

dige vereinigt, um sie zu leiten und für die ersten Versuche Belohnungen versprochen.

Von weit größerem Interesse und für den Handel und die Industrie von erster Wichtigkeit ist die Verbesserung unserer Wolle. Auch verwendete man unausgesetzt seine Sorgfalt darauf und ließ kein Mittel unversucht, um die Landleute über dieses große Interesse aufzuklären und ihnen die Annäherung an das Ziel zu erleichtern. Sieben Nationalschäfereien in verschiedenen Punkten des Reichs werden die Race in ihrer ganzen Reinheit erhalten, sie vermehren und durch jährliche Verkäufe weiter verbreiten. Schäfer sollen in der Behandlungsart, welche sie erfordert, unterrichtet werden, und der Unterricht wird sich an die Erfahrung anschließen.

Afer die wichtigste und zugleich auch die schwerste Verbesserung, weil man sowohl den vergangenen Verlust zu ersetzen als auch die Fortschritte für die Zukunft vorzubereiten hatte, war die unserer Pferde-Racen, die ehemals so berühmt, in wenig Jahren aber fast ganz ausgerottet waren. Die Wiederherstellung der Stutereien, wozu im vorigen Jahre der Anfang gemacht wurde, rückt im Laufe des gegenwärtigen sehr weit vor. Der Kaiser bestimmte die Organisation und die allgemeine Verwaltung derselben; es wurden drei neue Stutereien

reien und zwölf Beschälern errichtet. Sie enthalten in diesem Augenblicke beinahe 900 der schönsten Stuten oder Fohlen, wovon man einen großen Theil dieses Jahr erhalten hat; auch wurden sie vom Kaiser während des Laufs seiner Eroberungen durch eine bedeutende Anzahl bereichert. Der Dienst des Beschälens ist in einer großen Anzahl von Departements angeordnet und eingerichtet; ausgesetzte Prämien in den Messen und Belohnungen in den öffentlichen Wettrennen erwecken die Nacheiferung der Eigenthümer; und die Aufmerksamkeit, welche die Regierung diesem Verwaltungszweige schenkte, wurde weniger noch durch ihre unmittelbaren und nothwendigen Folgen als durch den Eifer nützlich, den sie unter den Eigenthümern für die Pferdezucht und die Vervollkommnung der Race erregte. Die Regierung ließ mehr thun, als sie selbst that, welches der wahre Charakter einer guten Staatsverfassung ist.

Die Veterinair-Schulen gedeihen und erziehen für die Armeen und Feldzüge geschickte Subjekte; ihr Unterricht hat eine neue Ausdehnung bekommen. Aus ihrem Schooße gehen praktische Lehrbücher für die Landwirthschaft hervor, oder junge Oekonomen lernen bei ihnen gute Methoden, wenden sie auf das Land an und bereiten sich vor, bei ihrer Rückkehr aufs Land, durch ihr Beispiel den Einfluß eines blinden und verstockten Schlendrians

zu schwächen, welcher ohne Zweifel das größte Hinderniß für die Fortschritte in der Landwirthschaft ist.

Das Ackerbaugesetzbuch wird mit jener reifen Ueberlegung abgefaßt, welche eine Arbeit erfordert, die, mit Rücksicht auf die örtlichen Gewohnheiten, die Mißbräuche abschaffen, und ohne Zwang einer Industrie Regeln vorschreiben soll, welche die Mutter und Ernährerin aller andern ist. — —

III.

Die Folgen des Acker-Systems in Pohlen.

Ein Brief.

Posen 1797.

Soll ich Dich mit den Folgen des Acker-Systems bekannt machen, die es in Pohlen seit Jahrhunderten hervorgebracht hat? Es sei:

In einem Bezirke von mager gedüngten Aeckern, worin Du keinen Obstbaum, keine grünen Hecken, keine Gärten, sondern weiter nichts wie Erde und spärliche Kornähren *) erblickst, siehst Du einzelne große

*) Und doch war es die Kornkammer Friedrichs II. Königs von Preußen? Wie reimt sich das zusammen? Der Eins.

große Haufen, ganz den zusammengefahrnen Misthaufen ähnlich, die man vor den Thoren von Berlin, Wien, Paris und London sieht. Das sind Pohlnische Dörfer.

Du kommst näher, und der Koth stemmt sich Dir entgegen, in welchem die auf hölzernen Säulen ruhenden, mit Lehm ausgeschlagenen, und mit Stroh gedeckten Hütten angeklebt sind. Vor der Thüre befindet sich der Düngerhaufen, der mit dem Flur parallel liegt, so daß der Koth ins Haus bequem hinein und wieder hinaus fließen kann. Du bückst Dich, und gehst hinein: einige Sauen, mit nackten Kindern, ihnen ähnlich, vermischt, stürmen Dir entgegen, fahren Dir zwischen die Beine, und rennen Dich über den Haufen.

Du raffst Dich auf, öffnest eine angelehnte Thür, und befindest Dich in der einzigen Wohnstube des Hauses. Hier siehst Du die nackten Wände, im Winkel ein Bett voll mustrigen Strohes mit Schafpelzen bedeckt, darüber einen an die Wand geklebten, mit Fliegendreck kolorirten Heiligen, außerdem einen unbehobelten Tisch und eine ihm ähnliche Bank. Der Wirth sitzt mit seiner Ehehälfte beim Essen, beide in beschmutzten, zerrissenen Schafpelzen und bloßen Füßen; die Haare hängen wild um den Kopf und sind voll Weichselzöpfe; die Läuse kriechen zu Dutzenden ohne Schaam darin herum,

und lassen sich hier recht wohl sein. — Ohne Tischtuch, aus einer hölzerner Schüssel, die nie gewaschen wird, ißt man Sauerkohl mit Leinöl, der Dir recht lieblich entgegen duftet.

Du verläßt den Sitz des Elendes, und fragst nach dem Herrn des Dorfs; man zeigt Dir ein hölzernes Haus mit Schindeln gedeckt, ohne alle Verzierung. Du trittst ein, es begegnet Dir ein Kerl mit Lumpen bedeckt, ungewaschen und ungekämmt; es ist der Struße, der alle unreinlichen Dienste in der Wirthschaft hier verrichtet; er hat im Entree einen Kessel voll heißen Wassers placirt, und einen Pferdeschwanz in der Hand, damit wäscht er die Teller, die ihm ein schmutziger Bedienter aus dem Eßsaal herausreichte.

Du wirst in den Eßsaal geführt und setzest Dich mit zu Tische; die Suppe ist verzehrt; es kommen Rinderkaldaunen, die nicht völlig rein gemacht sind; Landochsenfleisch, halb gar mit sauren Gurken; Schöpsen-Ragout mit Zwiebeln überladen; ein Braten, aus dem nach jedem Schnitt das Blut läuft, und Salat mit ranzigem Oel angemacht. Man setzt eine ungeheure Flasche Bier hin; statt eines Pfropfens hat man sie mit Lehm verklebt, das Bier selbst ist von einer dicken Lehmgauche nicht zu unterscheiden. Endlich kommt Ungarwein, und ein Glas ohne Fuß geht so lange gefüllt um den Tisch, bis

alles

alles besoffen sich unter demselben befindet; denn es ist des Herrn Geburtstag. Jedes Mal, wenn man ausgetrunken hat, gießt man den Rest über sich in die Stube, auch schneuzt man sich mit den Fingern während des Essens in die Stube, und wischt sich mit einem Schnupftuche Finger und Nase ab. Hat man kein Tuch, so geschieht es mit dem Aermel.

Am andern Tage ists Sonntag; es ist ein schöner Tag; Du gehst und siehst im Dorfe die Einwohner sich belustigen. Womit? Sie liegen vor der Thür auf dem Miste, und suchen sich die Läuse ab. Bald darauf ertönt in der Schenke der Dudelsack; die Jugend eilt hin, und es beginnt der Bärentanz, der darin besteht, daß ein Bauer und eine Bäuerin so lange um eine in der Stube stehende Säule herumlaufen, bis sie schwindlich hinsinken. Wer einige Dietchen hat, säuft so lange, bis er damit fertig ist, und besoffen umfällt.

Ich spreche mit dem Herrn über seine Oekonomie, über die Ackerwirthschaft. O! sagt er, der Soff in Bier und Branntwein gibt das mehreste baare Geld. Wenn Martini kommt, dann verkaufen meine Bauern ihre ganzen Vorräthe auf dem Markte in Posen: Brot, Saat und Deputat Korn, Heu und Stroh versaufen sie alles in der Schenke, und es fließt in meinen Sack. Freilich kommen sie um Lichtmesse herum mit dem Sack auf dem Rük-

ken auf den Hof und verlangen einen Vorschuß an Brot und Saatgetreide von mir; ich muß es ihnen auch geben, wenn sie nicht davon laufen sollen; aber ich halte sie kurz, gebe ihnen zur Nothdurft, was sie brauchen, setze es zu hohen Preisen an, und lasse sie, der Ordnung wegen, tüchtig abkantschuhen.

Sagen Sie mir doch, fragte ich ihn: wie machen Sie es dann, wenn Ihnen ein Dorf abbrennt, da Sie doch alle Häuser für Ihre Rechnung wieder aufbauen lassen müssen? — Ja, das ist zwar ein schlimmer Umstand, da helfe ich mir aber folgender Gestalt: Ich lasse so viel Bauholz in der Haide anschlagen, als nöthig ist; sämmtliche Gemeinden müssen es anfahren, die Bauern müssen das Mehreste beim Aufbau selbst verrichten, und dem Zimmermeister gebe ich pro Haus einen Dukaten; da steht in 6 Wochen das Haus wieder da.

Würden Sie es aber nicht lieber sehen, setzte ich meine Unterhaltung fort, wenn Ihre Bauern bestimmte Dienste leisteten, ihr Saat-, Vieh- und Bau-Inventarien selbst besäßen und ergänzten? O ja, antwortete der Gutsbesitzer, aber das wollen die Canaillen nicht; man hat es hier in der Nachbarschaft auf einem Domainen-Amte versucht, aber die Bauern waren nicht dazu zu bringen.

Aber, mein Gott, warum denn nicht? — Weil sie zu faul sind, und ihnen ihr alter passiver Zu-

stand,

stand, worin sie für nichts zu sorgen haben, besser gefällt. — Das ist schlimm, dachte ich, so weit hat es das Acker-System gebracht.

Da der Ackerbau, von einem Volke ausschließlich betrieben, dasselbe stets in Herren und Sklaven theilt, von denen die Einen nur genießen, die Andern arbeiten, wodurch die Entwickelung nicht gefördert wird, nicht gefördert werden kann — so mußte der Stimulus für die Agrikultur liegen. Kein Mensch wußte in Pohlen, was sein war. In den neuern Zeiten fixirte man das Eigenthum des Grundes und Bodens durch Hypotheken-Wesen, wodurch ebenfalls die Güterpreise auf eine enorme Weise stiegen. Die Städte waren Misthaufen — in den neuern Zeiten räumte man sie aus, verschönerte sie auf alle Weise. Man sehe Posen jetzt — und vor funfzig Jahren!

Aber bei alle dem hat sich der Feldbau in Pohlen noch wenig gehoben. Und nichts gewährt die angenehme Aussicht, daß er sich in hundert Jahren noch heben werde. Er wird sich aber heben, so bald der Pohle von seiner Immoralität des Saufens zurückgebracht *) sein wird. Es darf nur allen Gutsbesitzern und Dorfeigenthümern ein Herz und eine Seele

*) und die Leibeigenschaft aufgehoben.
d. Red.

Seele sein, ihre Untergebenen zu bessern, und ihnen mit einem guten Beispiele vorzugehen. — Keiner darf des Andern Entlaufenen an, und aufnehmen — und es wird besser in Pohlen mit dem Ackerbau werden. So lange dieß nicht geschieht, bleibt das Acker-System auf der niedrigsten Stufe.

IV.

Benutzung der Runkelrüben-Blätter zur Tabaks-Fabrikation *).

Ich betreibe seit vier Jahren **) auf meinen Gütern in Ober- und Nieder-Cunern bei Steinau in Niederschlesien den Runkelrüben-Anbau in der Brache jährlich auf 70 bis 80 Magdeburger Morgen, und weil ich diese Wurzel zum Behuf der Zucker-Fabrikation anbaue, so findet das mehrmalige, sonst bei dieser Pflanze, wenn sie zur Fütterung angebaut wird, übliche Abblatten der grünen noch im Wachsthum

*) Von einem Freund des Verf. zum Abdruck eingesandt.

d. Red.

**) Diese Abhandlung ist im J. 1804 geschrieben.

d. Red.

thum stehenden Blätter nicht Statt, indem die Rüben, theils wegen der durch das Abblatten verursachten Vergrößerung ihres krautartigen Kopfs, theils aus andern Gründen, von ihrem Zuckergehalt viel verlieren.

Die untern an der Rübenpflanze den Sommer hindurch gelb werdenden Blätter können hingegen, weil sie im Absterben sind, ohne Nachtheil für den Zuckergehalt abgenommen werden.

Außerdem, daß sie, wie bekannt, ein sehr gutes Futter liefern, sind sie noch in einem weit höhern Werthe zu benutzen, und zwar als Tabak.

Das Runkelrüben-Blatt, wenn es nicht zu jung ist, und nicht im noch vollen Wachsthum von der Pflanze abgenommen wird, färbt sich sehr dunkelgelb oder hellbraun, es bleibt auch biegsam, und behält, bei einem gewissen Grad der Feuchtigkeit, die Geschmeidigkeit, die es haben muß, um von dem Tabaksspinner verarbeitet werden zu können, so daß gegen das gute äußerliche Ansehen dieser Blätter und die technische Verarbeitung derselben als Rauchtabak nichts auszusetzen ist.

An aromatischen und harzigen Theilen fehlt es den Runkelrüben-Blättern, dagegen aber haben sie auch nichts Narkotisches, und sind bei der Verbrennung von dem sogenannten Wenzelgeruch frei, der unserm langblättrigen Landtabak (Nicotiana tabacum Lin.) eigen ist, und der den Zusatz desselben

selben zu ausländischen feinen Tabaksblättern nicht gestattet.

Aus diesen Eigenschaften der Runkelrüben-Blätter als Tabak, oder Tabaks-Surrogat läßt sich folgern:

1) Daß sie, ohne Zusatz von wirklichen Tabaksblättern, einen zu schwachen, nicht stark genug riechenden Rauchtabak liefern;

2) Daß sie zum Schnupftabak, wegen mangelnden scharfen Geruchs, oder wegen Mangel an aromatischen und harzigen Bestandtheilen, nicht anwendbar sind;

3) Daß sie als Zusatz zu dem Landtabak dessen zu große Schärfe, die den meisten Rauchern zuwider ist, mildern, seinen unangenehmen Wenzelgeruch in etwas verschleiern, und dessen narkotische der Gesundheit nachtheilige Eigenschaften, verringern würden;

3) Daß die Runkelrüben-Blätter, weil sie nicht wenzeln, als Zuschläge bei der Fabrikation des Tabaks aus feinen ausländischen Blättern genommen werden können, wozu der langblättrige Landtabak nicht gebraucht werden kann, weil der Wenzelgeruch einer solchen Mischung dem Kenner bemerkbar wird.

Die Anwendung der Runkelrüben-Blätter zur Tabaks-Fabrikation ist für den Oekonomen, der solche auf diese Art weit höher benutzen kann, als

wenn

wenn sie verfüttert würden, nicht unwichtig, und für den Staat kann sie deshalb nicht gleichgültig sein, weil dadurch, daß diese Blätter den ausländischen Tabaksblättern zugeschlagen werden können, an letztern erspart werden kann, wodurch die Exportation des baaren Geldes verringert wird.

Diese höhere Benutzung der Runkelrüben-Blätter verdient besonders deshalb die Aufmerksamkeit der Landwirthe, weil sie ein Mittel giebt die für die Europäische Zucker-Fabrikation so wichtig gewordene Runkelrübe durch eine neue bedeutende Nebenbenuzzung zu einem geringern Preise anzubauen, welcher sogar durch diese Verwendungsart der Blätter ganz gedeckt werden kann, so daß dem Oekonomen, der die Zucker-Fabrikation mit dem Rübenanbau verbinden will, das dazu erforderliche rohe Material kostenfrei bleibt.

Als Beweis, daß die angeführte vortheilhaftere Benuzung der Runkelrüben-Blätter zur Tabaks-Fabrikation nicht etwa eine bloße erst zu prüfende Idee ist, dient, daß, als den Tabaks-Fabrikanten J. C. Schmiege und D. L. Gautier in Breslau die Blätter von Seiten der königlichen Finanz-Kommission, welche zur Untersuchung der Vortheile, die die Runkelrüben-Zucker-Fabrikation verspricht, ernannt ist, vorgelegt, und ihre Gutachten über deren Werth als Tabak eingefordert wurden, erster solchen, ohne die in Breslau zu entrichtenden

könig-

königlichen Gefälle, Wagegelder ꝛc. ꝛc. auf 12 Reichsthaler, letzterer aber auf 6, 8, bis 9 Reichsthaler, nach den Umständen, für den Centner, würdigte.

Ein noch bündigerer Beweis der Brauchbarkeit dieser Blätter zum Tabak ist der, daß mir seit zwei Jahren mehrere Tabaksspinner solche in Quantitäten abnehmen und für den Centner 5 Reichsthaler sehr gern bezahlen, wobei sie noch die Versteuerungskosten tragen, welche eben so hoch sind, als die, welche der Fabrikant für die wirklichen Tabaksblätter entrichten muß.

Der Gewinn an Runkelrüben-Blättern ist in Rücksicht auf das Quantum nicht unbedeutend. Wenn Witterung und Boden den Blätterwuchs nur einiger Maßen begünstigen, und man außer den während des Sommers an den Pflanzen selbst absterbenden Blättern noch diejenigen trocknet, die bei dem Ausnehmen der Rüben daran befindlich sind, so kann man auf einen Morgen mit Gewißheit auf vier Centner getrocknete Blätter rechnen.

Die Kosten der Abdörrung dieser Blätter sind viel geringer als bei den Tabaksblättern: denn die den Sommer hindurch an den Pflanzen absterbenden, welche man von Zeit zu Zeit abnimmt, braucht man nicht anzureihen, sondern man breitet sie bei guter Witterung einige Tage auf dem Felde aus, wodurch sie so gut abtrocknen, daß man sie in nicht

zu starke Gebunde bringen kann, ohne daß sie verderben, wobei man zu mehrerer Sicherheit anfänglich die Bunde an einen luftigen Ort, neben einander, aber nicht über einander legt.

Bei dem Ausnehmen der Rüben im Herbste schneidet man die Köpfe mit den daran befindlichen Blättern ab, und zieht die erstern auf Schnüren, die man an einem luftigen Orte aufhängt. Dieses Verfahren hat den Nutzen, daß, weil an einem Rübenkopf viel Blätter sind, das Anreihen schneller von statten geht und weniger Arbeitskosten verursacht, als wenn die Blätter einzeln aufgereiht werden müßten. Ueberdieß erhalten die Blätter noch durch den damit verbundenen Kopf der Rübe eine Art von Nachreife, bei welcher sie nicht allein am Gewichte noch etwas gewinnen, sondern sich auch sehr gut bei dem Trocknen färben.

Nach erfolgter Abtrocknung werden die grössern Blätter zum Tabak genommen, die eingetrockneten Köpfe und die Herzblätter aber bleiben zur Viehfütterung.

Von circa 30 Morgen mit Runkelrüben angebautem Brachacker habe ich in diesem Jahre bereits bloß von den während des Sommers hindurch abgelesenen, an den Pflanzen abgestorbenen Blättern ein Quantum von 46 Centnern an Tabaksspinner verkauft, und mir dadurch eine baare Nebeneinnahme von 320 Reichsthalern verschafft, wobei

bei mir die Aussicht einer noch beträchtlicheren für die Blätter bleibt, die bei dem Ausnehmen der Rüben abzutrocknen sein werden.

Der gemeine Mann, der nur schlechten Landtabak raucht, zieht der Erfahrung nach denjenigen, der mit Runkelrüben-Blättern versetzt ist, dem aus bloßem Landtabak gesponnenen vor, weil er etwas weniger auffällt, und auch nicht so beißend ist. Es ist daher nicht zu bezweifeln, daß die Tabakspinner die Runkelrüben-Blätter in der Folge zu einem noch höhern Preise als den angegebenen bezahlen werden.

Diese bedeutende Nebenbenutzung, die der Runkelrübenbau abwirft, muß zu ihrem Anbau als Zuckerpflanze noch mehr aufmuntern, und die Zweifel ganz zerstreuen, die man bisher über die Möglichkeit hatte, den Europäischen Zucker so darzustellen, daß er jederzeit mit dem Indischen im Preise die Konkurrenz halten könne.

Durch diese Art der Verwendung der Runkelrüben-Blätter wird auch die Einwendung gegen den Runkelrüben-Anbau in der Brache gehoben, daß durch solchen nämlich der Tabaksbau eine Einschränkung leiden könne.

Achard.

V.

Recensionen.

1. Bemy's Handbuch der Obstbaumzucht für den Landmann, nach den neuesten um Cambrai in Frankreich gewöhnlichen Methoden. Aus dem französischen ungedruckten Werke des Verfassers übersetzt und mit Anmerkungen versehen. Mit drei Kupfertafeln. Gotha, in der Ettingerschen Buchhandlung 1802. gr. 8. 446 S. ohne 18 S. Inhaltsanzeige. (1 Thl. 20 Gr.)

Der Ettingerschen Buchhandlung wurde vom Verfasser, der sich damals in Buttlar im Fuldaischen aufhielt, diese Schrift in Französischer Sprache zugeschickt, mit dem Antrage, den Druck in Französischer Sprache nebst dem Verlage derselben zu übernehmen. Herr Ettinger trug Bedenken, für jetzt diese Schrift Französisch drucken zu lassen, und erhielt endlich vom Verfasser die Erlaubniß, sie in die Teutsche Sprache übersetzen zu lassen. Das Original wurde also einem der Sprache kundigen Manne in dem Fuldaischen, der den

Ver-

Verfasser selbst während der Uebersetzung oft zu Rathe ziehen konnte, übergeben. Der Herausgeber sagt S. 5 von diesem Buche selbst: „Um so erwünschter muß also dem Teutschen Landmanne die Erscheinung dieser Schrift kommen, da er durch dieselbe nicht ein aus mehrern andern schon vorhandenen Büchern zusammengetragenes Ganze erhält rc. und Recensent stimmt demselben bei. Ueberhaupt sieht man dem Buche die Originalität an. Man darf aber ja nicht glauben, daß gar nichts Bekanntes in dieser Schrift anzutreffen sei; vielmehr wird man voraussehen, daß vieles Bekannte darin vorkommen muß. Aber dieses Bekannte ist so originell vorgetragen, daß man überzeugt wird, es ist nicht aus andern Schriften abschrieben.

Aber warum für den Landmann? Kauft überhaupt der Landmann gern Bücher? Kauft er sie gern bei diesen Zeiten? und so theuer? Warum für den Landmann, da der Städter, und selbst der Gelehrte Manches darin finden wird, was ihm unbekannt war?

Aus dem 16 S. langen Inhalt gibt Recens. nur die einzelnen Kapitel und deren Abschnitte zu einem Ueberblicke des Inhalts dieser Schrift an. Erstes Kapitel. a) Von der Nothwendigkeit einer Baumschule für diejenigen, welche Obst- oder Baumgärten,

gärten haben, S. 7 — 9. Schwierigkeiten, Obstbäume aus fremden Ländern zu bekommen.

Warum Bäume, die man aus fremden Ländern, und aus den Pflanzschulen der Baumhändler bekommt, nicht so gut fortkommen.

Man muß sie in einen Boden säen, der mit demjenigen übereinkommt, worin sie wachsen sollen, damit sie gedeihen.

1. Abschnitt. Vom Samenbeete, S. 9 — 11. 2. Abschn. Von der Baumschule, S. 19. 3 Abschn. Von den Sprößlingen, S. 30. 4. Abschn. Von den Ablegern, S. 33. §. 5. (Soll heißen: 5. Abschn.) Von den Wurzelreisern, S. 35. 2. Kap. Von der Form der Obstbäume nach Verschiedenheit ihrer Bestimmung, S. 38. 3. Kap. Vom Pfropfen, in 7 §§. S. 46 — 72. 4. Kap. Vom Okuliren, in 2 §§. S. 72 — 83. 5. Kap. Vom Verpflanzen der Obstbäume, in 5 §§. S. 84 — 103. 6. Kap. Von der Pflege für neu gepflanzte Bäume, und vom Baumschnitte, in 6 §§. S. 104 — 131. 7. Kap. Von der weitern Pflege und dem Schnitte der schon erwachsenen und geformten Bäume, in 10 §§. S. 132 — 172. 8. Kap. Vom Schnitt und der (von der) Pflege alter und schlecht gezogener Bäume, in 5 §§. S. 173 — 192. 9. Kap. Vom Schnitte derjenigen Bäume, von denen man Pfropfreiser nehmen will, S. 193. 10. Kap. Von dem besondern Schnitte

und der Pflege der Pfirsch- und andern Steinobstbäume, in 14 §§. S. 196 — 251. 11. Kap. Vom Aprikosen- und Mandelbaume, in 2 §§. S. 252 — 263. 12. Kap. Vom Pomeranzen-, Zitronen- und Limonen-Baume, in 11 §§. S. 264 — 292. 13. Kap. Vom Pflaumen- und Kirschbaume in 2 §§. S. 293 — 301. 14. Kap. Vom Welschen Nuß-, Hasel- und Kastanienbaume, in 5 §§. S. 302 — 313. 15. Kap. Vom Feigenbaume und vom Weinstocke, in 2 §§. S. 314 — 337. 16. Kap. Vom Mandelbeerbaume, der Johannis- und Stachelbeer- und Himbeerstaude, in 3 §§. S. 338 — 356. Anmerkung. Von dem Mispelbaum, Oelbaum, S. 357. 17. Kap. Von der Abnahme der Früchte und ihrer Erhaltung, in 2 §§. S. 358 — 365. 18. Kap. Register und Benennung der verschiedenen Obstgattungen und ihrer Sorten, S. 366 — 382. 19. Kap. Von Verwendung des Obstes, und seiner Eigenschaft in Rücksicht auf Gesundheit, in 19. §§. — bis S. 406. 20. Kap. Von den Mitteln, die Obstsorten zu veredeln und zu verändern in 2 §§. bis S. 400. 41. Kap. Von den Krankheiten der Obstbäume und deren Heilmitteln, in 26 §§. — bis S. 446.

Nach dieser allgemeinen Inhaltsanzeige will Recens. noch einige Auszüge theils aus dem Text und den

ten Noten des Verf. theils des Herausgebers mittheilen.

Nach S. 10 behauptet der Verf. daß durch Samen zuweilen ganz neue Obstsorten entständen, und versichert, gesehen zu haben, daß bloße Kernstämme, die weder gepfropft noch okulirt waren, vortreffliche Früchte trugen; und setzt hinzu: Unsere besten Früchte kommen ohnehin aus Samen. — In der Note a) sagt er, man solle die Kerne nicht eher vom Obste nehmen, als bis es faule; und bemerkt, daß die Gärtner dieselben nicht eher (nämlich aus dem faulen Obste) herausnähmen, als zur Saatzeit.

S. 41 heißt es: Man hat auch Zwergbäume in Töpfen 2c. und dazu macht der Herausgeber die Note: Hier findet man also, daß die Orangerie in Scherben, welche D. Diel vorschlug, in Frankreich schon sehr gebräuchlich sei.

Die beste Jahreszeit zum Schneiden der Pfropfreiser, heißt es S. 48, sind die ersten 15 Tage des Hornungs. Dieß muß wohl von Frankreich verstanden werden. In Teutschland müssen sie oft später gebrochen oder geschnitten werden, und der Aberglaube schneidet sie erst den 28. Mai, als am Tage der Verkündigung Mariä.

Baumwachs wird nach Nr. 49 in der Note also bereitet: Man nehme 6 Loth reines schwarzes oder auch anderes Pech, 6 Loth Harz, 4 Loth

gelbes Wachs, und 4 Loth ungesalzenes Schmalz oder Unschlitt. Dieß alles lasse man in einem glasirten irdenen Topfe zusammenschmelzen, und mische es wohl durch einander. Man nehme dann den Topf vom Feuer, und wenn es kalt genug geworden ist, so forme man diese Mischung in Stangen und wickle sie in ein Papier, das mit Unschlitt oder anderm Fett bestrichen ist.

Der Pfirschbaum, sagt der Verf. S. 223, muß vor dem Winter mit dem ganzen Triebe des Auges versetzt werden, damit es im Frühjahre schon ziemlich eingewurzelt sei; welches allerdings zu erwarten ist, da der Baum meistens im Winter an seinen Wurzeln wächst und zunimmt. Die Versezzung im Frühjahre taugt aus dieser Ursache schon nichts, und der Baum wird weit schwerer gerathen. Dazu kommt aber noch, daß der Saft des Baumes schon in Bewegung sein kann ꝛc. Sollte diese Bemerkung nicht auch auf die andern Bäume auszudehnen sein?

Nach S. 306 lernen wir, daß der Nußbaum auch gepfropft werden kann. Die Gärtner wählen die Pfropfart des Röhrleins; der Verf. aber will das Okuliren vorziehen. Gepfropfte Nußbäume tragen viel früher und reichlicher Früchte, als die ungepfroften.

Aus dem Register und der Benennung der verschiedenen Obstgattungen und deren Sorten, S. 366,

366, kann die Nomenklatur des Obstes vermehrt werden; z. B. passe pomme, an manchen Orten: der Schusterapfel. S. 368. 32. la haute en bonde, der runde Matapfel. 42. Cuisse Madame, der Wadenapfel. Warum aber hier: 4. Rambour françois — nicht übersetzt ist, da doch Nr. 29. Rambour d'Angletrerre übersetzt ist, sieht Recens. nicht ein. Der Verf. unterscheidet auch rothen und weißen Calvil von dem Cardinals-Apfel, da doch so viele Teutsche beide für einerlei halten. 6. 7. S. 23. Bei Nr. 25. u. 26. S. 368. sind Pigeonelle planche, und rouge in der Teutschen Uebersetzung des Worts: Traubenäpfel, Druckfehler für Taubenäpfel. Nr. 30 wird Api franc, der Appische Apfel, mit 2 pp. gedruckt, da doch 1 p. hinreichend war. Nr. 40. wird Princesse noble der Prinzenapfel, statt Prinzessinapfel, übersetzt.

So könnte Recens. noch eine lange Reihe von Aepfeln, Birnen und übrigem Obst anführen, wenn ihm nicht Kürze vorgeschrieben wäre. Warum z. B. Nr. 6. S. 369. Cuisse Madame mit (q. q. q.) bezeichnet und nicht übersetzt ist, wird Niemand errathen. Da aber oben unter den Aepfeln ein Cuisse Madame vorkam, und Wadenapfel übersetzt worden ist (vielleicht besser: Frauenwade) so könnte der Name auch hier stehen, oder wußte der Hr. Herausg. nicht, daß er Frauenschenkel heißt?

S.

S. 375 sind unter k) nur die 1. violette, und 2. weiße Stachelbeere; und unter l) nur 2 Sorten Himbeeren, 1. die weiße, 2. die rothe angeführt, da es doch von den Stachelbeeren eine Menge giebt, und von diesen wenigstens die gelbe noch hätte angeführt werden können.

Unter g) Haselnüsse, S. 381, sind folgende 6 Nüsse angeführt. 1. Noisette rouge, die Blutnuß. 2. N. longue, die Lamberts-, Lombardische oder Zellernuß. 3. N. ronde et commune, die Baumhaselnuß. 4. Die Barzellonische oder lange Spanische Nuß. 5. N. avelline, die Leoninische Nuß, oder große Holländische Haselnuß. 6. N. La longuette, die Mandelnuß.

Recens. überläßt dem Leser, seine Bemerkungen über 2 und 6 zu machen, und führt nur noch aus S. 402 an, daß das Welsche Nußlaub eine große Heilkraft bei Geschwüren haben soll. Liebhaber müssen dieß selbst nachlesen.

Schließlich bemerkt Recens. noch, daß er ganz mit Bemy einverstanden ist, wenn er S. 158 f. in der Note sagt: Viele Gärtner behaupten, daß man die Obstbäume nicht eher, als im Frühjahre und nie im Winter schneiden dürfe. Diese haben aber Unrecht. Das Irrige ihrer Behauptung wird durch die Erfahrung *) widerlegt, welche uns lehret,

*) Oben in den Oekon. Heften behauptete Recens. dieß von seinem im Herbste und Winter geschnittenen Aprikosen-Baum.

lehret, daß Kälte den neu geschnittenen Bäumen im mindesten nicht schädlich ist.

---

2) Hülfsbuch für Stadt und Land. Oder: Allerlei durch Erfahrung bewährte Hausmittel zur Gesundheitspflege der Menschen und des Viehes, für Alle, welche im Hausstande ihr Glück vermehren und allerlei Hauskreuz vermindern wollen. Alphabetisch eingerichtet. A — Z. Herausgegeben von Friedrich Wagner, Oberamtmann zu Neustadt. Erfurt, 1802. bei Georg Adam Keyser. 448. S. in 8. Nebst 142 S. Register: 4 S. Titel und Vorrede. (2 Rthl. 10 gr.)

Es ist wahr, was der Hr. Verf. in der Vorrede sagt, daß es an einem bequemen ökonomischen Handbuche bisher gefehlet habe; — aber er darf nicht glauben, daß mit diesem Hülfsbuch ꝛc. dem Mangel abgeholfen sei. Denn er gestehet es selbst ein in den Worten: „da übrigens ein Buch dieser Art seiner Natur nach einer fortdaurenden Vervollkommnung und mancher Nachträge fähig ist, so werden diese, bei sonst guter Aufnahme, nachgeliefert werden —" Warum hat denn der Hr. Oberamtmann sein Buch nicht neun Jahre im Pult liegen lassen, bis er alles

Nä-

Nöthige dazu gesammlet gehabt hätte? — Was praktische Oekonomen durch die Erfahrung bewährt gefunden, oder andere Sachverständige erprüft haben, das, versichert er, habe er in diese Sammlung aufgenommen.

Recens. mag das Buch betrachten von welcher Seite er will, so kann er nicht anders, als Verschiedenes daran tadeln. An und für sich betrachtet, enthält es vieles, was gar nicht in einem Hülfsbuch stehen sollte; und dann sind die Abhandlungen zu weitläuftig. Was soll z. B. der Artikel: Aderlaß, mit dem dieses Wörterbuch anhebt, in diesem Handbuche? die Augenkrankheiten nehmen 11 Seiten ein. Die Behandlung der Erfrornen, S. 40, der Ertrunkenen, S. 45, (die Erhenkten fehlen) gehört gewiß mehr für den Arzt und Wundarzt, als für eigne Hülfe. Ueberdieß so sind in allen Ländern dergleichen Nachrichten gedruckt zu haben. Die Esel- und Maulelzucht ist nach Recens. Meinung durchaus überflüssig. Der Hr. Verf. behauptet zwar, daß er alle seine sieben Sachen durch die Erfahrung bewährt gefunden habe; allein die Behauptung S. 52, daß die Maulesel ihr Geschlecht nicht fortpflanzten, ist irrig, da 1795, also sieben Jahre früher, als dieß Buch erschien, auf St. Domingo drei Mauleselinnen geboren haben. Vergleiche Neujahrsgeschenk von von Wildungen, 1797.

S.

S. 29. Nimmt man erst noch den Artikel: Färbekunst (es steht freilich dabei: zum wirthschaftlichen Hausbedarf) S. 55, so folgen erst 11 allgemeine Regeln; dann 15 Färbe-Recepte; und endlich die Farben der Zeuge zu probiren, ob sie echt sind — also 9 volle Seiten — u. a. m. z. B. Lehmziegel- und Lehmschindeldächer, S. 191. Krankheit, S. 138. Kuhblatternimpfung, S. 162, — 18 Seiten lang u. s. w. Das ist nach Recens in einem solchen Buche durchaus überflussig, und hätten die fehlenden und nothwendigern Artikel dafür aufgenommen werden sollen. So wird zwar S. 237 die Obstwein-Bereitung angeführt; aber die Obstessig-Bereitung fehlt. Unter dem Buchstaben C ist nur der einzige Artikel: Chocoladen-Stellvertreter. Was die Goldkochkunst, S. 98, in einem solcher Buche mache, versteht Recens. nicht. Die Hundbißkur wird wohl jeder Vernünftige besser dem Arzt überlassen, als sie nach diesem Buche anwenden.

Bleibt man bei dem stehen, was auf dem Titel steht: oder allerlei durch Erfahrung bewährte Hausmittel zur Gesundheitspflege der Menschen, und des Viehes; so passen die allermeisten Artikel gar nicht in dieses Buch. Z. B. Ameisen zu zu vertreiben, S. 5. Baumkrankheiten, S. 22. Bierhefen zu machen, S. 25. Brand

im

im Weitzen, S. 26. Branntwein-Essig, S. 28. Brennnessel, deren Nutzen, S. 30. Butterhaltung, S. 34. Tinte zu machen, S. 36, und viele andere Artikel noch, die zum Theil schon vorher mit angeführet worden sind, z. B. Lehmziegel, Färbekunst, Esel- und Mauleselzucht rc.

Es ist ein wirkliches Allerlei; und wenn die alphabetische Ordnung nicht gewählt worden wäre, so wären die Artikel so verwirrt unter einander, als die Titel in den Pandekten.

Dieses Buch hat also zu viel und zu wenig, je nachdem man es aus einem Gesichtspunkt betrachtet. Daß es zu wenig habe, gesteht der Verf. selbst ein, und will also das Fehlende in andern Bänden nachholen. Dieses Allerlei soll aber auch bewährt durch die Erfahrung sein, wie der Hr. Verf. behauptet; bei den Mauleselinnen war es nicht so, und wenn die andern Artikel auch so unzuverlässig sind, so hat das Buch gar keinen Werth, denn es ist äußerst mißlich, sich auf die Erfahrungen Anderer zu berufen. Wenigstens könnten von den angeführten Artikeln wirklich zuverlässige Mittel angegeben sein, z. B. der Wurm am Finger, von dem in den Oekon. Heften ein ganz zuverlässiges Mittel angegeben ist. So kann Recens. zu S. 381: Schwämme, deren Heilung bei Kindern, die ganz zuverlässige anführen: Man wasche

sche den Kindern alle Morgen den Mund mit klar gestoßenem Huthzucker aus — d. h. wenn der Zucker gestoßen ist, so wickelt man ein reines Läppchen um den Finger, tunkt damit in kaltes Wasser, und dann auf den Zucker — und somit den Mund des Kindes gereinigt. Anfangs wird das Kind unleidlich sein; aber bald schmeckt es das Süße — und will den Finger nicht fahren lassen. Alle Kinder des Recens., seine Brüder und Schwester — ungefähr etliche und 30, haben die Schwämmchen nicht gehabt.

Da mehrere Orte Neustadt heißen, so hätte der Hr. Verf. seinen Wohnort näher bezeichnen sollen. Ein 14½ S. langes mageres Register beschließt dieses theure Buch, das nicht von einem Oekonomen geschrieben zu sein scheint.

---

3. Erfahrungen über die Pocken der Schafe. Nebst einer Anleitung, sie auf die leichteste und einfachste Art zu impfen, so daß dadurch jeder Schäfer in den Stand gesetzt wird, diese Operation an seiner Heerde selbst verrichten zu können (,) von D. Johann Willhelm Tolberg, Königl. Preuß. Salinen-Arzt, und

Fürstl.

Fürstl. Anhalt-Bernburg. Physikus. Mit einer Kupfertafel. Magdeburg bei G. Chr. Keil. 1805. 134 S. 8. nebst XVI. S. Titel, Dedikation, Vorrede, Inhalt und 2 S. Erklärung des Kupfers. (12 Gr.)

Dieses Buch hat drei Abschnitte: Der erste enthält Natur und Beschaffenheit der Schafpocken, der zweite über das Impfen der Schafpocken, der dritte Erzählung einiger Impfungen unter meistens günstigen Umständen.

Der erste Abschnitt hat 12 §§. der zweite 24, der dritte fünf Impfgeschichten. Mein Hauptaugenmerk geht dahin, schreibt der Hr. Verf. S. VII. d. Vorr. das Impfgeschäft so zu vereinfachen, daß jeder Schäfer ohne Gefahr seine Heerde muß selbst okuliren können. In dieser Absicht habe ich mir Mühe gegeben, so deutlich als möglich zu sein ꝛc. Recens. kann dem Hrn. D. seinen Beifall nicht versagen, und versichert, daß gewiß die meisten Schäfer die Impfung selbst vornehmen können, wenn er auch in dem 2. §. nicht beistimmen kann. In diesem behauptet der Verf. die Schafpocken verbreiten sich durch Ansteckung, und halten einen nicht genau zu bestimmenden Umlauf, nach welchem sie in manchen Gegenden alle 4, in andern alle 5, in den meisten alle 6 Jahre wieder-

wiederkehren. — Recens. kennt Gegenden, in denen seit 30 bis 40 Jahren keine Schafpocken waren. Die Behauptung ist also bloß örtlich.

Ferner sagt Hr. D. T. „Der Hr. D. und K. R. Salmuth will zwar bemerkt haben, daß in seiner Gegend die Seuche von Nordwest einwandere und nach Nordost wieder ihren Abzug nehme: allein dieses habe ich hier nicht bemerkt; auch haben mir mehrere Schäfer verschiedene Fälle angegeben, wo die Krankheit bald von dieser, bald von der entgegengesetzten Himmelsgegend einbrach. Zuweilen läßt sich wohl ihr Zug bemerken; allein meistens grassiret sie an mehrern Orten zugleich, daß man ihre Wanderung nicht verfolgen kann."

Mit Recht gibt Hr. T. die Luft als das thätigste Verbreitungsmittel der Schafpocken an; vergißt aber, ebendieselbe dazu anzuwenden, daß man dadurch die Himmelsgegend bestimmen könne, aus welcher die Schafpocken herkommen. Recens. führt aber noch ein thätiges Verbreitungsmittel der Schafpocken an, nämlich die Koppelschäfereien, da mehrere Schäfereibesitzer das Recht haben, mehrere fremde Fluren zu behüten. Wenn nun 6, 8, 10 Heerden gesund sind und die eilfte ist krank an Pocken, so dürfen alle 10 Heerden nach 6 — 8 — 10 Tagen dahin kommen — und sie werden alle krank, weil sie das besudelte Futter

(S. 3) belecken. Wäre es also nicht in dieser Rücksicht besser, die Koppel aufzuheben? Recens. wünschte darüber etwas Ausführliches zu lesen.

---

4. Anton Alexis Cadet-de-Vaux vom Maulwurfe, oder Anweisung, denselben auf die sicherste Weise auszurotten. Aus dem Französischen übersetzt, mit Anmerkungen und Zusätzen von Friedrich Gottlob Leonhardi, Ord. Prof. der Oekonomie zu Leipzig rc. Mit 8 Kupfertafeln. Leipz. 1805. 160 S. 8. Ohne 1 Bogen Tittel, Dedikation, Vorrede, Inhalt und Kupfererklärung. (1 Rthl. 6 gr.)

Der Hr. Prof. hat diese Schrift dem Hrn. Forstrath und Direktor Bechstein zu Dreißigacker bei Meinungen dedicirt. In der Vorrede erzählt er uns, was er bei dieser Uebersetzung gethan, wie er z. B. Trennungen in der Uebersetzung vermieden habe, die im Originale angetroffen würden, wie C. d. V. den eigentlich naturhistorischen Theil, welcher die ganze Lebensart und die Eigenheiten des Maulwurfs begreife, nur mit Wenigem berührt habe, und von ihm mit Einschaltung des Besten

sten aus dem Originale, nach den besten Teutschen Naturforschern, nach Bechstein, Götze, Borowsky ꝛc. und eignen Beobachtungen ausgearbeitet worden sei u. s. w.

Der Inhalt beträgt vier Seiten, und ist für die Oekonom. Hefte zu lang; Recens. kann also nur das Wichtigste oder die Haupteintheilungen anzeigen — Einleitung S. 3. I. Von den Vertilgungsmitteln, welche man jetzt gegen die Maulwürfe anwendet. S. 17. II. Naturgeschichte des Maulwurfs. S. 25. III. Von der Vertilgung des Maulwurfes. S. 133. Und hierin ist alles nur mögliche gesagt, was vom Maulwurfe ꝛc. gesagt werden kann. Es wäre überflüßig, von dieser fließenden Uebersetzung mehr zu sagen, als sie jedem Oekonomen zum fleissigen Lesen und Studieren zu empfehlen.

---

5. Versuch über die Schafzucht in Preußen (,) nebst einigen Vorschlägen zu ihrer Veredlung (,) und einigen hieher gehörigen Nachrichten aus verschiedenen Ländern. Mit 3 Kupftaf. Leipzig, bei Gerh. Fleischer dem Jüngern. 1800. 126 S. gr. 8. (16 Gr.)

Der Hr. Verf. unterschreibt sich in der Zueignung an Se. Excellenz den königl. Preuß. wirklichen geheimen Staats- und Kriegsminister ꝛc. Freiherrn von Schröter, F.(riedrich) H.(erzog) zu Holstein Beck.

Diese Schrift, sagt der Hr. Verf. in der Vorr. S. 3, sei anfänglich bloß der ökonomischen Gesellschaft zu Königsberg als Handschrift bestimmt gewesen; mehrere seiner Freunde und Bekannten, deren Beifalls sie vielleicht unverdienter Weise gewürdiget worden, hätten mehrere Abschriften verlangt, als er zu verschaffen im Stande gewesen; er habe daher bloß hundert Exemplare abdrucken lassen, deren größten Theil er gedachter Societät zum Vertheilen zugeschickt habe. Seit der Zeit hätten mehrere seiner Landsleute und andern Bekannten diesen kleinen Versuch von ihm verlangt. Dieses und der Umstand, daß er höre, daß höhern Orts die Veredlung der Schafzucht in Ost-Preußen begünstiget und zum Gegenstand der Aufmerksamkeit werde, mache, daß er sich habe zureden lassen, diese Schrift dem Druck zu übergeben.

Man findet nun in diesem Buche: 1. Von der gegenwärtigen Schaf-Race in Preußen. 2. Von der Weide, und zwar a) von der Brache, b) von den Stoppelweiden, c) von den Palmen, Dreschen und dergl., d) von den Heide-Palmen, e) von den Waldweiden. 3. Von der Winterfüt-

terung. 4. Von der sonstigen Pflege und Wartung der Schafe. 5. Von der gegenwärtigen Abnutzung der Schafe. 6. Nachrichten von Veredelung der Schafe in verschiedenen Ländern; als: a) in Sachsen, b) in Schlesien, c) im Dessauischen, d) in Mecklenburg, e) im Magdeburgischen, f) im Anspach-Baireuthischen, g) im Würtembergischen, h) in der Mark und Pommern. 7. Sollte es nicht die Aufmerksamkeit Preußischer Schäfereibesitzer verdienen, auf gründliche Verbesserung und Veredlung ihrer Schäfereien ernstlich zu denken? 8. Vorschläge und Anleitung, wie dieses zu bewerkstelligen wäre. 9. Einwürfe dagegen, und Schwierigkeiten bei einer Veredlung im Großen. 11. Nachweisung des daraus zu erwachsenden Vortheils.

Recens. sei es erlaubt, nur Einiges zu bemerken. Die dritte Abtheilung, S. 22, handelt von der Winterfütterung, wo es heißt: „So lange die Witterung es erlaubt, und Frost und Schnee die Schafe nicht aus den Feldern vertreiben, werden dieselben ausgetrieben, und bei dem geringsten Froste die Saaten fleißig beweidet". — (Dieß möchte nicht anzurathen sein: bei dem geringsten Froste ꝛc. — denn das Schaf rauft die Saaten alsdann aus. der. Recens.) „Ich maße es mir nicht an, zu entscheiden, in wie fern dieses Beweiden der Saaten diesen, so wie den Schafen selbst, nachtheilig ist,

oder sein kann." (Dieß läßt sich auch im Allgemeinen nicht entscheiden; es kommt vorzüglich auf die Witterung und auf das Feld selbst an: wenigstens ist das Abhüten der Saaten durch die Schafe immer besser, als das Abschneiden derselben, wie Recens. an einem andern Orte bewiesen hat. Und wenn ja Nachtheile durch die Schafe entstehen sollten, so wird doch viel Futter erspart, welches im Frühjahre öfters gar sehr theuer ist. d. Rec.) „Aber die Erfahrung hat es an mehrern Orten gelehrt, daß der häufige Genuß der Saaten die Schafe anhaltend laxire, und diese, wenn sie nicht vor dem Austreiben auf die Saaten ein gutes trocknes Futter erhalten, in Gefahr bringe, zumal wenn sie im mindesten anbrüchig sind und stark husten. Sollen Saaten demnach beweidet werden, so wäre es nur zulässig, wenn kein Reif und Rohreif darauf läge." (Man schickt deswegen die Schafe auf die Saaten, daß sie sich satt fressen, und man das Futter zu Hause erspare; wenn sie also erst im Stalle ein gutes trocknes Futter erhalten sollen, so wird nichts erspart, und ist also vergeblich; auch haben Germershausen und Daubenton gefehlt, daß man die Schafe, die im Mindesten anbrüchig wären und stark husteten, dadurch in Gefahr bringe; gerade die Saat ist die beste Arzenei für dieselben. — Wenn kein Reif auf den Saaten liegt, soll man die Schafe darauf treiben — hier fehlt

noch

noch: die Sonne nicht scheint, und das Erdreich gefroren ist — denn die Sonne thaut auf, und die Schafe ziehen den Samen heraus. Ueberdieß schadet der Reif wirklich nichts. Wir haben die Winter 1805 u. 1806 alle Morgen die Schafe auf die bereiften Saaten getrieben, und sie blieben gesund. d. Rec.).

S. 118 schreibt der Hr. Verf.: „Man findet noch ein Mittel, dem Mangel des Heues zu Hülfe zu kommen. — Dieses ist das im Anfange des Herbstes gesammelte und getrocknete Laub. Außer Schlesien ist es aber wenig, oder gar nicht im Gebrauch." (Das darf nicht überall geschehen, weder das Behauen der Bäume, wie es in der Note heißt, noch das Laubbrechen; mithin ist es an andern Orten nicht anwendbar. Aber das Laub von Bäumen in Gärten, von den Erlen an Wiesen, wird an einigen Orten im Coburgischen gesammelt, gedörrt und im Winter den Kühen unter die Siede eingebrüht. — Sie fressen es sehr gern.)

---

6. System einer auf Theorie und Erfahrung gestützten Lehre über die Einwirkung der Naturkräfte auf die Erziehung, das Wachsthum und die Ernährung der Forstgewächse, insbesondere über die Tragbarkeit und Fruchtbarkeit des Bodens,

dens, nebst einer sichern und gründlichen Anleitung, die Bestand- und Gemengtheile des Bodens anzugeben, und die für jeden Boden angemessene Holzart zu bestimmen, von Joh. Christian Friedrich Meyer, Doct. der Philos. u. öffentl. Lehrer an der Dreyßigacker Forst-Akademie ꝛc. Koburg und Leipzig, in der Sinner'schen Buchhandlung, 1806. gr. 8. 408 S. nebst XVI. S. Titel, Dedikation und Einleitung. (1 Rthlr. 14 Gr.).

„In wie fern ich Entschuldigung verdiene," sagt der Verf. am Ende der Einleitung, „die erste Abtheilung nach natur-philosophischen Lehrsätzen zu bestimmen und dem Ganzen voraus zu schicken, mögen Kunstrichter und Forstmänner — die auf wissenschaftliche Bildung Anspruch machen können, entscheiden." Dieß hält den Recens. ab, etwas weiteres darüber zu sagen, und er gibt bloß den Inhalt an, der folgender ist:

I. Abth. Von den in der Natur allgemein verbreiteten Stoffen, deren Wechselwirkung und Körperbildung. 1. Kap. Allgemeine natur philosophische Lehrsätze. S. 1—33. 2. Kap. Eintheilung und historische Bestimmungen der Pflanzen. S. 34—47. 3. Kap. Von den einfachen Stoffen,

welche

welche auf die Produktion der Forstgewächse überhaupt Einfluß haben, und von den Erdstoffen ins Besondere. S. 48 — a. Grundstoffe der ersten Potenz. S. 49. b. Grundstoffe der zweiten Potenz. S. 63. c. Grundstoffe der dritten Potenz. S. 78. II. Abth. Von der Art und Weise des Einflusses, welchen die Naturkräfte überhaupt auf die Ernährung und das Wachsthum der Pflanzen äußern. S. 98. 1. Kap. Ueber die Reitzbarkeit und Lebenskraft der Pflanzen. 2. Kap. Ueber den Wachsthum und von den Nahrungsmitteln der Pflanzen, ins Besondere der Forstgewächse. S. 122. III. Abth. Von der Kenntniß der Erd- und Gebirgsarten, welche sowohl auf die Produktion der Forstgewächse Einfluß haben, als auch von deren Benutzung, vorzüglich solcher, die als Brennmaterial Gegenstand des Forstmannes sind. S. 168. I. Abschnitt. Grundsätze über die Tragbarkeit und Fruchtbarkeit des Bodens überhaupt und ins Besondere. II. Abschn. Kenntniß der Erd- und Gebirgsarten nach geognostischen Grundsätzen für sich betrachtet, mit Anzeige deren chemischen Bestandtheilen, deren Tragbarkeit und Benutzung, oder reine Forst-Gebirgskunde. 1. Kap. Theorie von der Entstehung und Bildung der Erde. S. 197. I. Partikel. Klassifikation und Charakteristik der uranfänglichen oder der Urgebirge. S. 205. II. Partikel. Klassifikation und Charakteristik der Flötzgebirge. S. 232. III. Partikel

Klas-

Klassifikation und Charakteristik der vulkanischen Gebirgsarten. S. 307. IV. Partikel Charakteristik und Klassifikation der aufgeschwemmten Gebirgsarten. S 324 — 408.

Hier haben die Leser den Inhalt eines weitläuftigen, aber in einer fließenden Schreibart geschriebenen Buches. Gefällt ihnen eine oder die andere Rubrik zu lesen, so werden sie dieselbe gründlich nach den bisherigen bekannten Erfahrungen eines Voigt (S. XV. der Einl.) Humbold, Ritter, van Marum, van Mons, de Luc, Volta und andern Schriftstellern bewiesen finden.

---

7. Erdmann Hülfreichs Unterricht für Bauersleute, gesundes und starkes junges Vieh zu erziehen, und die zu heilenden Krankheiten der Pferde, des Hornviehes, der Schafe und der Schweine auf eine leichte Art zu kuriren. Dritte verbesserte und vermehrte Original-Auflage. Der Schriften I. Theil. Leipzig, bei Joh. Balth. Schiegg. 1802. gr. 8. 208. S. Ohne 6 S. Titel, Vorerinnerug und Inhalt.

Die dritte Auflage beweist die Güte des Buchs, das Recens. jetzt zu spät empfehlen würde. Noch mehr

mehr beweisen die Güte des Buchs die vielen Nachdrucke; deswegen steht auf dem Titel: — Originalausgabe.

Der Inhalt besteht aus Erzählungen Erdmann Hülfreichs (ein erdichteter Name), wie sie in dem Bekkerschen Noth- und Hülfsbüchlein gelesen werden, über die Erziehung und Pflege seiner Hausthiere, um gesundes, starkes und nutzbares Vieh zu haben. S. 1. I. Ueber die Pferde. S. 7. II. Wie Nachbar Hülfreich gesundes und starkes Rindvieh erziehet, und Ochsen und Kühe pfleget. S. 19. III. Nachbar Hülfreich bespricht sich mit den Bauern über die Erziehung und Pflege der Schafe und Ziegen. S. 38. IV. Wie Nachbar Hülfreich die Erziehung und Pflege seiner Schweine gelehrt. S. 54. — Krankheiten. Erstes Kap. E. H. lehrt die Bauern die gefährlichsten Krankheiten der Pferde kennen, und solche auf eine wohlfeile Art heilen. S. 64. Abhandlung von den innerlichen Krankheiten der Pferde. S. 67. Zweites Kap. H. Unterricht, die äußerl. ꝛc. S. 95. H. Belehrung über die Krankheiten der Füße. S. 113. Drittes Kap. H. Heilart der kranken Ochsen und Kühe. S. 126. H. Erfahrungen und guter Rath bei allgemeinen tödtl. Seuchen des Rindviehes. S. 158. Fünftes Kap. Wie E. H. den Krankheiten der Schafe begegnet, und was für einfache und sichre Mittel er dagegen mit Nutzen gebraucht. S. 164. Sechstes Kap.

H.

H. Erfahrungen über die Krankheiten der Schweine und die besten Mittel dagegen. S. 180. Anhang. Die einfachsten und wirksamsten Arzeneimittel in der thierischen Heilkunde, meistens solche, die die Landleute selbst zubereiten können. S. 192.

Ganz richtig nach Recens. Ueberzeugung heißt es vom Trokar: „Ohngefähr vier Zoll weit von der Spitze des Hüftbeins und der sogenannten Hungergrube auf der linken Seite wird damit ein Stich zwei Zoll tief in den Bauch gemacht.“ Und doch gibt es noch Männer, die geradezu behaupten, daß der Stich 4 bis 5 Zoll tief in den Wanst gehen müsse, wenn Hülfe erfolgen solle, wie auch schon in den Oekonom. Heften widerlegt worden ist.

S. 155 sagt der Hr. Verf.: „der Durchlauf, den die Saugekälber bekommen, rührt oft vom Ueberfluß der Milch her —“ Billig fragt Recens. woher denn die andern Male? — Recens. glaubt selbst vom Ueberfluß der Milch — und zwar so, daß die Milch zu Käse wird, welcher durch den Durchlauf abgeht. Man gehe nur hinzu, wenn Kälber geschlachtet werden, und frage die Metzger, und man wird richtig davon berichtet werden.

„Läuse und Teigmäler,“ heißt es S. 156, bekommen sie von einem unreinen Stalle und schlech-

schlechter Fütterung." Das läugnet Recens. ganz und gar. Ohne sich eine Lobrede hier zu halten, welche ganz überflüssig wäre, kann Recens. versichern, daß bei ihm reinlicher Stall und gutes Futter durchaus anzutreffen sind; und dennoch geschieht es dann und wann, daß die Kälber Läuse oder Teigmäler haben. Es muß also die Ursache tiefer liegen. Daß die Teigmäler eine Art Krätze sind, beweist Hr. H. das. dadurch, daß an den Orten, wo Grinder entstehen, die Haare ausfallen. Und Recens. setzt hinzu, weil sie anstecken. Das Mittel Nr. 29, S. 119, welches vorgeschlagen ist, bestehet darin: 1 Loth Sennesblätter, 2½ Pfund Wasser bis 2 Pfund; dann zugesetzt Glauberisches Wundersalz 6 Loth auf ein Mal. Recens. fragte seinen Nachbar, was da wohl zu brauchen wäre; und der Nachbar nahm ein Ziegelstück, und rieb damit das Teigmal bis es blutete. Nach drei Tagen war es weg. — Der Landmann weiß die Entstehung dieser Krankheit nicht anders, als aus der Etymologie des Worts zu erklären, und sagt: Teigmäler entstehen daher, wenn eine Frau den Teig macht, und mit ungewaschenen Händen sogleich in den Stall gehet und füttert.

---

8. Wilhelm Taplin's vollständiges Pferdearzneibuch. Zwei Theile. Aus dem Englischen. Zweite Auflage. Leipzig, bei Gerhard Fleischer d. J. 1804. (1 Rthlr. 12 Gr.)

Dieses Pferdearzeneibuch unterscheidet sich von allen seinen Brüdern auf eine vorzügliche Weise; und dieß ist wohl auch die Ursache gewesen, daß es eine zweite Auflage erlebte, welches bei Pferdearzeneibüchern gewiß ein seltener Fall ist. Um die Leser der Oekon. Hefte nur einiger Maßen zu überzeugen, wollen wir den Inhalt hier anzeigen.

Bemerkungen, S. 3. Erste Klasse. Ueberbeine, Spat, Gallen, Lahmheit und Verstauchen, S. 31. Zweite Klasse. Schrunke und Raspe, Unterküde und Mauke, S. 69. Dritte Klasse. Leberbund, Rehe, Raude und Wurm, S. 90. Vierte Klasse. Wunden, Geschwüre, Fistel und Genickfistel, S. 115. Fünfte Klasse. Geschwülste, Wirbel, Nabelgallen und Hornschwämme, S. 142. Sechste Klasse. Erkältung, Husten, Reitestich, Lungenentzündung, Bauchbläsigkeit und Schwindsucht, S. 155. Siebente Klasse. Fieber, Wurmbeißen und Gelbsucht, S. 187. Achte Klasse. Strengel, Rotz, Hirschkrankheit und Krämpfe, S. 227. Neunte Klasse. Kolik, Durchfall und Fettschmelzen, S. 259. Zehnte Klasse.

Stran-

Strangurie und andere Krankheiten der zur Absonderung und Ausscheidung des Harns gehörigen Theile, S. 290. Eilfte Klasse. Krankheiten des Auges, S. 302. Zwölfte Klasse. Raspe, Gaumengewüchs, Kurbe, Kronengeschwüre und Ringbein, S. 311. Nacherinnerungen, S. 319. Supplement, S. 337. Anhang über die Hundeseuche, S. 374.

Ich werde, sagt der Verf. S. 30 am Ende seiner Bemerkungen, meine Abhandlung, statt daß Andere ihre Werke aufschwellen, vielmehr ins Kurze zu ziehen suchen, so viel die Umstände erlauben, indem ich solche Zufälle und Krankheiten, welche einige Verwandtschaft mit einander haben, oder eine ähnliche Behandlung bedürfen, in Klassen bringe, und überdieß so viel möglich die unverständlichen Kunstwörter vermeide.

Löblich ists, daß der Hr. Verf. die Mittel gleich mit anführt, daß man nicht nöthig hat, erst noch viel nachzuschlagen, wie es in mehrern dergleichen Schriften, z. B. in denen von Hülsreich Ehrmann der Fall ist.

Die Mittel selbst anlangend, so sind sie sehr leicht von jedem Pferdebesitzer selbst zu machen. Und was d. Vf. von der einen Krankheit, Mauke, S. 88, sagt, das konnte er mit allem Rechte auch von den übrigen sagen: „So hätte ich denn diese Krankheit so vollständig erläutert, und jede Kur-Methode

so

so genau auseinandergesetzt, daß es dem Leser an keinem weitern Unterrichte hierin gebrechen kann, bei der Abwechselung von Vorschriften, die seine Absichten unterstützen können, wenn er es nur an Eifer und Ueberlegung nicht fehlen läßt.

Von der Raude S. 101 hat er im Anfange folgendes Mittel:

Man nehme Schwefel und fein geriebenen Spießglanz von jedem ein Pfund, reibe es in einem Mörsel wohl zusammen, und theile es in vier und zwanzig gleiche Theile ꝛc.

Oder (S. 102).

Fein geriebener Spießglanz und Schwefel, von jedem zwölf Unzen; Spießglanzleber und gereinigter Weinstein, von jedem ein halbes Pfund. Man mischt es wohl zusammen, und theilt es in vier und zwanzig gleiche Theile, die man, wie verordnet, eingiebt.

Die Nacherinnerungen S. 319 f. betreffen die vernachlässigte Besorgung und Abwartung der Arbeitspferde, welche ohne Widerspruch ihr Futter mit mehr Anstrengung verdienen müssen. Auch für diese hat Hr. T. vortrefflich gesorgt.

Das Supplement S. 337 betrifft Sechserlei: 1) Eine Unterweisung, wie das Eingeben der Pillen leicht und einfach einzurichten sei. 2) Eine gestochene Flechse, S. 339. 3) Glücklich geheilter Wurm,

Wurm, S. 344. 4) Eine glücklich geheilte Flechsenlahmheit, S. 349. 5) Ein Fall von einer gestochenen oder beschädigten Flechse, S. 352. 6) Gestochene oder Dornwunden, S. 362.

Der Anhang über die Hundeseuche, S. 374, gehört freilich nicht in ein Pferdearzeneibuch. Inzwischen wird man den Aufsatz eben so gern lesen, als die vorigen.

Es wird keinen Pferdeliebhaber, Fahnenschmid und Thierarzt gereuen, dieses Buch, nicht gelesen, sondern, studiert zu haben.

---

9. Anleitung zum landwirthschaftlichen Handel; oder über den mancherlei Gebrauch, Aufbewahrung und Handel ökonomischer und anderer Produckte der Erde, für Land- und Stadtwirthe. Von Carl Christian Adolph Neuenhahn, Herzogl. S. Weim. und Eisen. Commercien-Rathe, und vieler gelehrten Gesellschaften Mitgliede. Erster Band. A — E. Erfurt, bei Georg Adam Keyser. 1806. gr. 8. 822 S. ohne 10 S. Titel und Vorbericht, und 18 S. Einl. (2 Rthlr. 12 Gr.)

Ein

Ein schönes Buch, daß viel Gutes und Wissenswerthes in einer gedrängten Kürze, aber fließenden Schreibart, aus vielen Büchern zusammengeschrieben enthält. Hr. C. R. N. füllt damit eine Lücke in unsrer Litteratur aus, die unser großer Technologe, Hr. Hofrath Beckmann in Göttingen, schon vor 32 Jahren fühlte, und darauf aufmerksam machte, wenn er in seiner Landwirthschaft sagt: „Eine gründliche und vollständige Anleitung zum landwirthschaftlichen Handel fehlet noch. Inzwischen kann man hierher rechnen, was Eckhart S. 729 von Negotiiren in ökonomischen Dingen hat, und die Abhandlung vom Verkaufen des Getreides in den Oekonomischen Nachrichten VII. S. 630, ingleichen J. F. Ungers Ordnung der Fruchtpreise, Göttingen, 1752. 4." 32 Jahr darauf, fährt Hr. N. fort, in der 5. Auflage gedachter Landwirthschaft sagt derselbe das Nämliche; bei einer 6. Auflage wird es wahrscheinlich wiederholt werden rc. was in der That zu verwundern ist, daß unter der Menge ökonomischer Schriftsteller *) die

*) Recens. sammlet schon mehrere Jahre Materialien zu einem Handels-Lexikon; seine Muse ist aber zu beschränkt, als daß er viele Zeit darauf verwenden könnte. Um den Hrn. C. R. N. einen Beweis davon zu geben, wähle ich, um der Kürze willen, die Buchstaben C und E. Hier fehlet die Catharinenpflaume, welche die Kreuzzüge aus den

die fast keinen Zweig der Landwirthschaft unbearbeitet gelassen haben, und zwar zu einer Zeit, wo Alles, vom Fürsten an, bis zum kleinsten Landmann, auf die Vervollkommnung der Landwirthschaft denkt, noch Keiner es unternommen hat, jene Lücke auszufüllen. — Ich habe es gewagt, diese Arbeit zu übernehmen; aber nur schüchtern übergebe ich dem Publikum diesen ersten Band, ungewiß, wie er aufgenommen wird.

Man

den Morgenländern nach Frankreich brachten ꝛc. Claudie — die große — und die kleine — gehört unter die runden Pflaumen. Sie ist eine vortreffliche Frucht, und heißt auch die grüne Aprikose ꝛc. Clarettenbirn soll eine Teutsche Birn sein, und ihren Namen vom Französischen clairet, rother Wein, haben ꝛc. Colmarbirn ꝛc. Cyrusapfel ꝛc. Eiserapfel heißt auch der Rostocker, und darf nicht mit Eisenapfel vermischt werden ꝛc. Ernährungswerkzeuge der Bäume, Sträucher und Blumen, sind die Wurzeln und Blätter. Erdbeerapfel ꝛc., Erdmandel (Cyperus escul.) auch Erdkastanie ꝛc., Erdnuß ꝛc., Erdflöhe ꝛc., Eier ꝛc. Eierbaum ꝛc., Eidergans, mit deren Federn, Eiderdunen genannnt, ein starker Handel getrieben wird ꝛc., Erdbeere ꝛc., Erdäpfel ꝛc., Erdbirnen ꝛc. ꝛc. ꝛc. Ich weiß wohl, daß Erdflöhe und Ernährungswerkzeuge keine Handelsartikel sind; aber nach Hrn. Neuenhahns Art gehören sie allerdings auch darein.

Man wird wohl glauben, daß Hr. C. R. N. bei Bearbeitung dieses Buchs eine Menge Schriften gelesen habe, und einen gedrängten Auszug liefere. Natürlich folgt daraus, auch mit den Druckfehlern, die zwar hätten vermieden werden können, wenn Hr. C. R. N. aufmerksamer gewesen wäre. Z. B. S. 407 führt er den großen und Rheinischen Bohnenapfel auf, welche beide im 7. Bd. des T. O. G. beschrieben sind. Aber durch einen Druckfehler heißt es dort, wie hier: Bohnenapfel statt Bohnapfel, wie Hr. Hofrath Diel, der sie beide beschreibt, in einem der folgenden Bände berichtigt.

Wenn Recens. die Worte auf dem Titel: Produkte der Erde — recht faßt; so ist S. 800. die Elster; S. 165. der Auerhahn; S. 344. der Birkhahn, S. 375. die Blaumeise, und der Blauspecht; S. 676. die Drossel ꝛc.; so auch die Fische, Bleihe, S. 376; Barsch, S. 188; Barbe, S. 182; nicht unter die Produkte der Erde zu rechnen; so wenig als der Blitzableiter S. 279, und die Bienenzucht, S. 291, und Dreschen, ꝛc. darunter gerechnet werden können.

Wenn auch Hr. C. R. N. sich damit entschuldigen wollte, daß dieß alles zum landwirthschaftlichen Handel gehöre, so ist der Begriff von den meisten Artikeln auf den weitläuftigsten Sinn des Wortes gebauet, und doch nicht immer richtig.

Denn

Denn Elstern z. B. kommen doch nie in den wirthschaftlichen Handel. Eben so wenig der Auerhahn und der Birkhahn; denn diese gehören für die Hofküche; und wenn etwa deren zu viel auf ein Mal anlangen, so verkauft sie der Hofjäger, und dieß ist schlechterdings kein wirthschaftlicher Handel.

Eben so soll nach S. 668 das Dreschen zu den Produkten der Erde gehören; denn das Dreschen selbst kann nicht zu den Handelsartikeln gerechnet werden, wohl aber die Dreschmaschinen, die freilich nachher der Verf. anführt, aber das Dreschen billig hätte weglassen können.

Unter dem Artikel: Baum, findet man S. 208 f. einige Mittel, die Höhe eines Baums sowohl als auch den Kubikinhalt zu finden, weil jeder Landwirth auch verstehen müsse, sowohl die Länge als den kubischen Inhalt zu berechnen. Dieß gehört weder zu den Produkten der Erde, noch zum ökonom. Handel. Wenn aber doch davon geredet werden soll, so gibt es ja noch mehrere und leichtere Mittel, die Höhe und den kubischen Inhalt eines Baums zu erfahren, und diese hätten noch mit angeführet werden müssen.

S. 27 stehet unter dem Artikel: Ackerbefriedigung, ein Mittel, das Wildpret von Wiesen und Aeckern abzuhalten (Da das Mittel selbst aus andern Büchern genommen ist, so setzt Recens. nur

die Anfangsworte: Man nehme ein Pfund altes Unschlitt, ½ Pfund alten Schmeer, ½ Pfund zerriebenes Schießpulver rc.); aber es gibt noch mehrere Mittel, die hätten angeführet werden können, z. B. im R. Anz. d. J. 1806. Nr. 296. S. 3581 und Nr. 255.

Den Birkhahn rechnet Hr. N. unter die niedere Jagd; wo aber die Jagd in hohe, mittlere und niedere eingetheilt wird, gehört er zur mittlern Jagd.

S. 558 gedenket Hr. N. des Cardinals, der Pfirsche; aber des Cardinals, des Apfels — Sommer-, Herbst- und Winter — weiß und roth und rothgestreift — nicht.

Unter Damhirsch S. 628 hätte er die unrichtige Schreibart Dan- oder Tannhirsch nicht fortpflanzen sollen.

S. 661 wird der doppelt tragenden Birn (des doppelt tragenden Birnbaums) gedacht; es hätte aber dabei bemerkt werden sollen, daß es mehrere Arten derselben gibt, die sich durch Geschmack, Größe und Zeit der Zeitigung von einander unterscheiden, wie aus dem T. O. G. und andern Schriften in den ökonom. Heften bemerkt worden ist.

Vom Eichhörnchen wird S. 743 mit Recht behauptet, daß es ein sehr schädliches Thierchen sei, wie auch schon in den ökonom. Heften behauptet worden ist; und dennoch hat Hr. R. Bechstein

sie

sie als unschädlich gepriesen und in seinen Schutz genommen. Auch hier kann man fragen: Ist das Eichhörnchen ein Produkt der Erde, ein landwirthschaftlicher Handel?

Die Sommerbirn S. 751 soll in der Mitte des Septembers, und die Herbstbirn zu Anfange dieses Monats reif werden, wie nach Sicklers T. O. G. 6. (nicht 4.) Bande behauptet wird. Offenbar liegt aber ein Irrthum hier zum Grunde, und muß entweder die Sommerbirn im Anfange des Septembers, oder die Herbstbirn zu Anfange des Oktobers reifen.

Da Hr. N. die Obstfrüchte aus dem T. O. G. anführt, so hätte er auch noch mehrere aus Diels Schriften anführen können. Sonderbar, die Quelle der Obstfrüchte nennt er, und die übrigen Quellen, woraus er seine übrigen Sachen genommen hat, nicht. In seiner Baumhändler-Nachricht ist er S. 129 und 764 nicht vollständig.

Mit E. schließt sich also dieser erste Band, wie auf dem Titel steht, und Epheu ist das letzte Wort. Es könnten aber noch mehrere ökonom. Produkte angeführt werden, z. B. Erdbeeren, die rothe und weiße, die gemeine und kultivirte, die Europäische und Virginische rc. Und wenn man nach Art Hrn. Neuenhahns alles aufnehmen wollte, was nur irgend einen Bezug auf Oekonomie, oder Handel hat, als die Vögel, die doch

gewiß kein Produkt der Erde, und durchaus nicht überall landwirthschaftlicher Handel sind, als die Bachstelze S. 173. der Eisvogel S. 785. die Ente S. 807. — und die Fische, als: Asche S. 161. Braße D. 449. Elritze S. 799. — und noch andere Artikel, als; Austern S. 168. Backofen S. 172. Baum S. 193. Blutigel S. 390. Breme S. 456. das Buch S. 512. Diebe S. 633. Dienst-Frohndienst 640. Drechsler S. 662. und viele andere — ich sage: auch hier könnte noch Erdkrebs, Eidechse und mehrere andere stehen. Und obgleich der Verf. die Eierbirn und die Eierpflaume anführt, so hat Recens. doch nirgends das Ei, oder die Eier, die doch eben so gut ein zum landwirthschaftlicher Handel gehöriges Produkt sind, wie die Butter, gefunden. Eben so fehlt der Artikel: Apfelpflücker. — Nicht nur im T. O. G., sondern in la Roche's und andern Kochbüchern, woraus es der T. O. G. genommen hat, wird vom Einmachen der Abrikosen geredet (S. 152.).

Recens. glaubt durch diese kurze Anführung, verbunden mit der Note *), beweisen zu können, daß er den starken Band mit Aufmerksamkeit gelesen habe.

Er hat zwar noch Manches angestrichen, muß aber dasselbe der Kürze wegen übergehen.

Daß

Daß das Buch in alphabetischer Ordnung geschrieben ist, und ungefähr noch 4 Bände nachfolgen werden, zeigt der Titel selbst an.

VI.

Anmerkungen, Zusätze und Verbesserungen zu Sam. Dav. Ludv. Henne's Buche: Anweisung, wie man eine Baumschule von Obstbäumen im Großen anlegen und gehörig unterhalten solle ꝛc. Fünfte vollständig vermehrte Auflage, m. K. Halle, bei Hendel 1796.

Noch nie ist ein Buch erschienen, das nicht manche Verbesserungen zugelassen hätte; ein Beweis von der Schwachheit des menschlichen Geistes: — Und wie gut wäre es, wenn ein Jeder seine Verbesserungen in Rücksicht dieses oder jenes Buchs bekannt machte! so bekämen wir denn endlich einmal etwas Ganzes — So aber bleibt vieles Stückwerk. Ich habe mir zu Henne's Anweisung Anmerkungen und Verbesserungen gemacht, und theile sie dem ökonomischen Publikum mit, mit dem Wunsch

Wunsch, daß sie gefallen mögen. Dieses Buch erschien im Jahre 1770 *) zum ersten Mal **); und zwar gab der Landdrost von Münchhausen die erste Gelegenheit dazu, da er im ersten Theile seines Hausvaters im Jahre 1764 für die beste Anweisung zur Anlegung einer Baumschule zwölf Dukaten versprach ***). Den Preis erhielt Jacobi.

Dieses Buch soll 1795 auch nachgedruckt worden sein, in der: Auserlesenen Sammlung der besten und brauchbarsten Schriften über Oekonomie, Garten- und Forstwissenschaft 2c. Frankf. und Leipzig, gr. 8. 2. Bd. †); worauf der Verleger diese 5. Auflage veranstaltet und mit einigen Zusätzen ††) versehen hat.

Eine

*) Dieß findet man in der Vorrede zur zweiten Ausgabe, welche bei dieser Ausgabe S. 32. steht. Vergl. mit der Unterschrift.

**) Nach Webers Handbuch der Oekonom. Litteratur erschien die erste Auflage 1771.
d. Red.

***) Teutscher Obstgärtner, II. Bd. S. 36 f.

†) S. Magazin für Wochen- und Leichenpredigten. Leipz. 2. Bd. 2. St. 1795. den Umschlag.

††) In der Vorerinnerung sagt der Verleger: Um diesem Buche 2c. noch einen Zusatz von einigen Seiten zu geben 2c.

Eine Anweisung, wie man eine Baumschule im Großen anlegen und gehörig unterhalten soll, war bis jetzt noch nicht gedruckt worden, und der Gedanke des Pastor Henne verdient allen Beifall, ob er gleich öfters bloßer Nachahmer du Hamel's ist *).

„Eine Baumschule im Großen." — Davon schrieb in den neuern Zeiten 1) ein Ungenannter unter dem Titel: Gedanken über die Baumzucht im Großen, Leipzig, 1793. 8. 2) Hr. Rekt. Fischer in der Teutschen Monatsschrift Mon. Febr. 1795 sehr schön unter dem Titel: Die große Baumschule. Steht abgedruckt in den Annalen der Gärtnerei von Neuenhahn, 2. St. S. 15 ff. 3) J. C. Schiller unter dem Titel: Die Baumzucht im Großen, 1795. Neustrehlitz.

„Ein hiesiger vornehmer Besitzer" — den der Verleger nicht nennt — ist der Hr. Stiftsamtmann und Justiz-Kommissarius Büttner in Halle, ein großer Verehrer der Pomona.

„Wenn diese Aepfelsorte, wie er (Büttner) mir versicherte," heißt es ferner, „mit Wein gekocht und gehörig zubereitet würde, wäre es ein herrliches und stärkendes Essen. —" Wenn dieser Apfel (der Sibirische Eisapfel) sonst weiter keine Tugend hat,

*) T. O. G. 1. Bd. S. 80.

hat, als diese, so kann man ihn gar wohl entbehren, zumal bei dem enormen Preise des Weines. Auf ähnliche Weise versicherte der Ritter Michaelis in Göttingen auf dem Katheter und in Gesellschaft, daß Westphälinger Schinken, in Champagner Wein gekocht, sehr delikat wäre.

S. 8 f. „Wir wissen insonderheit von dem Cyrus" — Ein Mehreres hiervon enthält die Abhandlung: Der kurfürl. und königl. Obstbaumpflanzer Nr. I. dieses Stücks der Oekonom. Hefte. — Auch pflanzte die königl. Portugiesische Prinzessin in dem Garten des Pallastes zu Ceuta mit eigner Hand einen Baum — im Jahre 1450.

S. 34. „Zuerst habe ich bei einem Apfel oder einer Birn den Namen erforscht, und bin, wie ich hoffe, bei einigen Stücken ziemlich glücklich gewesen, wovon ich z. B. den Borsdorfer, Pomme Dapi, Kalwille, die Bergamotte und dergleichen (nämlich Velser Wein ꝛc.) nennen will."

Was den Borsdorferapfel anlangt, so konnte Henne freilich die Abhandlung in den Oek. Heften 1800, Septemb. S. 240 ff. über den Borsdorfer nicht einmal ahnen. Ich muß gestehen, je mehr ich darüber nachdenke, desto zuverlässiger scheint mir die Meinung, daß er seinen Namen von einem Manne habe ꝛc.

Den

Den Pomme Dapi betreffend, so muß er P. d'Aapi geschrieben werden. Hier hat der Verfasser einzig und allein richtig, wenn es nicht dem dû Hamel gehört. Hingegen bei

Kalwille *) und Bergamotte **) hat er wieder nicht richtig gerathen, wie die Abhandlungen in den Oekonom. Heften beweisen. Eben so findet man daselbst eine weit glücklichere Konjektur über den Velser Weinstock. Siehe Oek. Hefte, Mon. März 1805. S. 272. Mon. Aug. 1805. S. 134.

S. 33. „Freilich wäre es noch besser, wenn die beschriebenen Obstsorten (deren Abbildungen ich allesammt sehr sauber nach dem Leben gezeichnet liegen habe ***)) dabei in Kupferstichen mit natürlichen Farben ausgemahlt erschienen; aber hieran ist wohl wegen der damit verknüpften großen Unkosten für den Verleger und die Käufer nicht zu denken."

Was Henne damals nicht vermuthete, ist seit 13 Jahren geschehen, indem der T. O. G. die schönsten, reinsten Kupferstiche zu 24 Bänden liefert,

*) S. Oek. Hefte Mon. Dec. 1804. S. 548.

**) Oek. Hefte Mon. Okt. 1806. S. 362.

***) Wo mögen diese nach dem Leben gezeichneten Abbildungen nach dem Tode Henne's hingekommen sein?

sert, worin über hundert Aepfel, und über hundert Birnen, außer den Pflaumen, Pfirschen, Aprikosen, Kirschen, Stachel- und Erdbeeren, enthalten sind. — Es bedarf also der Verweisung auf du Hamel nicht mehr — zumal seine Kupferstiche nicht illuminirt sind. Wenn aber H. meint, daß dieß rare und theure Buch, das 26 Rthlr. kostet — schwerlich in Teutschland zu bekommen, auch nicht Jedermanns Kauf sei: so kostet der T. O. G. etliche 40 Rthlr. Sächs. und hat doch viele Liebhaber gefunden; ist auch dem du Hamelschen um deswillen weit vorzuziehen, da der Hr. Verleger keine Kosten gescheut hat, sie fein illuminiren zu lassen. Ja man kann diese Früchte alle in Wachs poussirt nach dem Leben bei demselben bekommen, 12 Stück 1 Karolin. Sie sind so täuschend gemacht, daß man sie für echte Früchte hält; bloß die Leichtigkeit verräth ihren Ursprung.

S. 39 der Vorrede: „Es werden ungefähr 15 Jahre sein, als der König von Preußen dergleichen Befehle (Bäume zu pflanzen) in allen seinen Landen gab.“

In den Jahren 1756, 1764 und 1772 wurden die Einwohner Schlesiens aufgefordert, Bäume zu pflanzen. S. T. O. G. 5. Bd. S. 155.

Dergleichen ist auch von dem ehemaligen Kurfürsten von Sachsen geschehen; unter dem Titel: Preisaufgaben, so auf höchsten Befehl Ihro Kurf.

Durchl.

Durchl. zu Sachsen zur Aufmunterung des Nahrungsstandes auf das gegenwärtige und folgende Jahre 1789, 1790, 1791, ausgesetzet worden sind. S. T. O. G. 3. Bd. S. 294. Im Jahre 1757 ist auch zu Eisenach: eine Fürstl. Sachs. Eisenach. Verordnung, die Pflanzung der Obstbäume, auch wilder Stämme betreffend, Fol. erschienen.

S. 42. „Wird nun nicht strenge über das Nachpflanzen gehalten, und im folgenden Jahre gehet von dem übriggebliebenen abermals die Hälfte aus, oder die Bäume werden von Niemanden für heilig gehalten, sondern muthwillig ruinirt (zu welcher Bosheit die spöttischen Reden einiger vornehmen hämischen Leute vieles beitragen können); so ist in wenig Jahren von der ganzen Anpflanzung kaum noch ein Strauch zu sehen."

Richtig! so sah ich einst eine von dem Hildburghäusischen Rath und Amtmann zu Heldburg, Wagner, von Holzhausen nach Heldburg angelegte Alee von wilden Obstbäumen. Als mich nach vier Jahren mein Weg wieder dahin führte, standen keine zwanzig mehr, und diese waren verdorrt.

Es ist freilich gar nicht löblich, daß sich einige vornehme Leute hämisch vom Herrn Pastor Henne nennen lassen müssen; er hat aber vollkommen recht: denn noch jetzt gibt es solche hämische vornehme Leute in Menge, denen ein Baum

eine

eine Kleinigkeit, aber ein Kuß vom Mädchen Engelswonne ist.

Um nun dieses zu verhindern, daß die Bäume nicht muthwillig ruinirt werden, bringe man bei seiner Obrigkeit die Einrichtung in Vorschlag, welche im Erfurtischen Lande gar vortrefflich gute Dienste geleistet hat —

Die sämmtlichen Ackerbesitzer ersetzen aus eignen Mitteln (nicht aus den Gemeinde-Kassen) den Schaden, der in ihrer Fluhr von bösen Menschen angerichtet worden; wird aber der Thäter bekannt, so muß er nicht nur für diesen, sondern auch für alle künftige Beschädigungen, und zwar so lange haften, bis wieder ein Feldfrevler ertappt wird.

Widerspruch kann eine solche Einrichtung nicht erregen, denn man würde sich dadurch verdächtig machen; und welche Obrigkeit steht nicht lieber ehrlichen Leuten bei? S. R. Anz. 1800, Nr. 159. S. 2054.

S. 45. „Ein solch Stück Acker (ein Morgen) würde in sich halten 120 Ruthen, die Ruthe zu 16 Fuß gerechnet, gemeines Tischlermaß. Wenn ein dergleichen Morgen viereckig sein sollte, so würde jede Seite ungefähr 11 Ruthen oder 176 Fuß lang sein."

Hier begeht Henne ein Versehen; denn er nennt ein Quadrat 176 Fuß lang Magdeburgisch, also mehr als $1\frac{1}{8}$ Morgen. Was soll da 1 Scheffel

Rog-

Roggen? In der Uckermark fallen 2 Scheffel in den Morgen, und im Halberstädtischen gewiß mehr, da er sagt, sein Boden sei gut; mithin können die Reihen nicht 2½ Fuß, sondern nur 2 Fuß angenommen werden; folglich gewinnt man mehr Raum.

S. 53. „Zwar findet man in allen großen Gärten eine Art von Baumschule; aber man zeige mir eine, worin 5000 hochstämmige wohlgezogene Bäume stehen.“

Damals, als Henne dieß schrieb, mag wohl keine so große Baumschule angetroffen worden sein. Aber schon seit 10 und 20 Jahren findet man sehr große, z. B. in Coburg bei Hrn. Kaufmann Beyer, von 40,000 Stück. S. Oek. Hefte, Mon. Juni 1802. S. 572.

S. 57. §. 2. „ꝛc. wenn man wilde Holzäpfel und Holzbirnstämme aus einem Walde ausgraben ließe —“ Ist Holzdiebstahl.

§. 3. „Nach 3 Jahren ist gewiß die Hälfte davon ausgegangen.“ Nein! denn alle Aepfel- und Birnbäume in den Gärten der Bauern und Pfarrer, die 50 bis 100 Jahre alt sind, sind auf wilde gepfropft, und stehen noch — und dick.

§. 6. „Dagegen ein auf einen wilden Holzapfel- oder Holzbirnstamm gepfropfter Baum unten sehr dünne bleibt, bei der Pfropfstelle einen dicken Knoten bekommt.“ Nicht alle Mal —

§. 9.

§. 9. S. 58. „Daher rathe ich zu zahmen Obstkernen. —"

Gerade das Gegentheil sagt man jetzt, z. B. T. O. G. 9. Bd. S. 56. Darin ist man ziemlich einverstanden, daß die auf Wildlingen von Holzäpfeln gezogenen und veredelten Bäume eine größere Dauer haben.

1) „sich von den Kindern die Obstkerne sammlen zu lassen —"

Die Kinder auf dem Lande essen mehr wilde Aepfel und Birnen, als gute; daher kann man sich dergleichen von den Schulkindern sammlen lassen. Auch werden viele Birnen geschält und gekocht — und zu Essig gebraucht. — Dadurch kann man zu einer Menge von Kernen gelangen. Vor zwei Jahren schüttete ein Bauer seine Trester vom Essig auf den Mist, und fuhr diesen noch bei gutem Wetter auf sein Erdäpfelfeld, ackerte ihn unter, und den folgenden Frühling hatte er eine Baumschule auf seinem Beete. Aber, wie diese Leute sind — er ackerte sie unter — und jetzt erfuhr ich erst, was geschehen war.

„Obstkerne sammlen" Dr. Faust verlangt, daß man das ganze Obst legen soll — es ist aber nicht nöthig, wie bewiesen ist. In einem Hauskalender (von welchem Jahre und Orte, weiß ich nicht, da ich den Bogen als Makulatur erhielt)

steht

steht S. 32 §. 3. Baumzucht. Veredlung der Obstbaumzucht durch Steckung der Kerne mit dem Kernhäuschen. Von beiden ist auch schon in den Oekon. Heften die Rede gewesen. Im R. A. N. 198. S. 2267. 1803, ist eine Nachricht, daß aus erfrornen und verfaulten Aepfeln die Obstkerne sehr freudig wachsen und schöne Stämmchen geben.

S. 61. o) In dieser Note werden die Aepfelkerne nach Gewicht angegeben; im T. O. G. 8. Bd. S. 417 nach Thüringischen Nöseln. Ein Nösel enthält, 7 bis 8000 Birnkerne, oder 9 bis 10,000 Aepfelkerne — ein Nösel kostet 16 Gr.

S. 70. §. 7. „Darauf beschneidet man die Wurzel, und der Baum selbst wird beinahe auf die Hälfte oben abgestutzt, und alle Zweige davon weggenommen —"

Die Wurzeln aber werden nicht weggeworfen, sondern in Reihen verpflanzt, indem man sie einen Zoll hervorragen lässet, und fleißig begießet. Es wird selten ein Setzling zurückbleiben. Wie haushälterisch ist die Natur mit allen ihren Gaben! R. Anz. 1801. Nr. 142. S. 3159. Vergl. Willdenow's Preisschrift S. 93. Neue Schriften der Gesellschaft Naturforsch. Freunde zu Berlin, 2. Bd. S. 367. — Agricola Kap. XIV. §. 9. T. O. G. 5. Bd. S. 58. Die Zweige — einen Finger stark — als Schnittlinge in die Erde gesteckt, und wenn

sie unten etwa einen Zoll lang von der Rinde entblößt, fleissig begossen und in Schatten gesetzt werden, schlagen zum Theil Wurzel, besonders wenn es im Juli und August geschieht. So geschieht es oft mit den Wasserreisern. Die Weiden und Pappeln beweisen den Satz, daß die stärkern Setzlinge besser wurzeln.

S. 79. g) „Eben der Theophrast sagt auch vom Kornelius-Kirschbaum, daß er männlich und weiblich sei." Vergl. T. O. G. 4. Bd. S. 166.

Conrad Geßner, Med. D. in der Schweiz, geb. 1516. † 1565 soll zuerst auf den Unterschied der Pflanzen mehr in ihren Befruchtungswerkzeugen, als in ihren Blättern aufmerksam gemacht haben — um ein System darüber zu machen. — Er selbst machte aber keins. Nach ihm trat

Cäsalpin, Prof. Med. zu Pisa in Italien auf, 1583.

Nach diesem

Fabius Columella, ein Italiener in Histor. Plant. 1616. Darauf folgten.

Bauhin, Morisson, Ray, Tournefort rc.

Am meisten hat hierin der Ritter Linné oder Linnäus gearbeitet, und es auch zu großer Vollkommenheit gebracht. Er war Lehrer der Pflanzenkunde zu Upsal in Schweden. Sein System, das sich vorzüglich auf die Befruchtungstheile

der

der Blüthen gründet, ist bereits allgemein angenommen worden. T. O. G. 2. Thl. S. 262 — 264. 1794.

Die Ueberzeugung von dem doppelten Geschlecht der Pflanzen ist ein Werk neuerer Zeit; denn was auch schon in der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts Daniel Sonnert, Athanasius, Johann Johnston u. a. Gelehrte in ihren Schriften davon angeführt haben, ist nicht viel mehr, als was die ganz Alten davon gewußt haben. Mosers Feld- und Gartenprodukte rc. 2. Bdch. S. 20.

S. 71. „Bei der zweiten Art darf man sich nur der Haselstaude erinnern. Daran ist die weibliche Blume sehr zart und roth. Die männlichen Blüthen sind die Kätzlein, die zu gewisser Zeit ihren gelben Staub in die weibliche Blüthe fallen lassen und solche beschwängern. Werden diese Kätzlein oder Lämmchen abgerissen, oder von dem Frost verdorben, daß sie keinen Staub können fallen lassen, so werden auch keine Nüsse.“

Einen bedeutenden Zweifel findet man dagegen in Dieterichs Oekon. botan. Garten-Journal, 3. Bdes 2. St., und 4. Bdes 2. St. S. 116.

Und ich bemerke noch, daß ich diesem nachgeahmt, und alles richtig befunden habe. Auch muß der Frost sehr stark sein. 1798 war es recht kalt, und doch gab es Nüsse genug.

S. 69. „ohne selbige (Zelternüsse) zu okuliren oder

oder ablaktiren, nöthig zu haben, wie doch fast alle Mal geschehen muß, wenn man Zelternüsse fort, pflanzen will —'

Die gewöhnlichste Methode ist, man biegt die jährigen Vorschüsse in die Erde, befestigt sie mit einem hölzernen Haken — und im Herbste sind sie vortrefflich bewurzelt.

Einer meiner Freunde versicherte mich, daß er schon Haselnüsse kopuliret habe. Weil es mir aber noch nicht geglückt ist, so will ich es nicht empfehlen.

S. 91. „So viel von Entstehung neuer Obstsorten —" nämlich aus Kernen. Es entstehen aber auch neue Obstsorten durchs Pelzen, Okuliren und Kopuliren auf verschiedne Stämmchen. Davon ist schon vor einigen Jahren in den Oekon. Heften die Rede gewesen, wo es aus Christs Handbuch der Obstbaumzucht etc. 1794, S. 32. 2. A. 1797, S. 29 bewiesen ist. Man vergleiche T. O. G. 2. St. 1794, S. 150, und 5. Bd. S. 329 aus Meyers Pomona Franconica.

S. 99. „und die 29 Gattungen (von Apfelbäumen), welche den Römern seitdem (seit Sextus Papinianus sie nach Rom gebracht hatte) bekannt waren —"

In Sicklers Geschichte der Obstkultur findet man sämmtliche Sorten in jedem Zeitalter; und vor 1800 Jahren auch in den Oekon. Heften. — Wie viel man ihrer heut zu Tage habe, läßt sich

theils aus dem T. O. G. und den Oekon. Heften — theils aus Diels Beschreibung rc., theils aus Christs Handbuch u. a. ersehen.

S. 101. „Bei einer so unermeßlichen Dauer der Aepfelbäume kann es sich leicht zutragen, daß wir noch Arten besitzen können, die Plinius aufs genaueste beschreibt. —" Hr. Manger hat sich die Mühe genommen, eine Vergleichung der neuen mit den alten Aepfeln und Birnen anzustellen. Sickler a. a. O hat sie aus ihm auch angeführt.

Nun folgt S. 101 der Aepfel-Katalog — und zwar ein auserlesener — weil er für Anfänger schreibe. Er besteht nur aus 16 Aepfeln — aber, es wäre nicht gut, wenn das die auserlesenen Aepfel alle wären. Wir haben durch Hrn. Oberpf. Christ, durch Hrn. Past. Sickler und Hrn. Hofrath Diel eine Menge auserlesener Aepfel erfahren, die in allen Gegenden Teutschlands zerstreut angetroffen werden.

Die vollständige Beschreibung der im vorstehenden Katalog benannten Aepfel — S. 103, ist bei weitem nicht vollständig, und ganz dem du Hamel nachgemacht.

Der erste Apfel ist Calville rouge d'été, Rothe Sommer-Kalville oder Sommer-Erdbeerapfel. Was Henne über das Wort Calville sagt, ist bloße Muthmaßung; besser in Meyers Pom. Francon.

1. Heft, III. Thl. S. 63. und in den Oekonom. Heften.

Dieser Apfel ist weit besser im T. O. G. 1. Bd. S. 309 beschrieben.

S. 111 heißt es: „Aus diesem erhellet nicht nur der wahre Geburtsort dieses Apfels" — nämlich des Borsdorfers, welchen Henne unrichtig Borstorfer schreibt. — Es ist aber in den Oekon. Heften gezeigt worden, daß er wahrscheinlich von einem Manne Borsdorf den Namen habe. Er heißt auch Prochain, Nachbarnapfel; warum? ist noch zu untersuchen. In Wien heißt er Marschanzker, S. T. O. G. 7. Thl. S. 288, oder Marschansker, das. 8. Thl. S. 139. Was ist das für ein Name, und was heißt er auf Teutsch?

Hier ist die Rede vom Winterborsdorfer. Es gibt aber auch einen Sommerborsdorfer; einen Zwiebel-, schwarzen, rothen, gestreiften, blauen, Borsdorfer. T. O. G. 6. Thl. S. 97. 5. Thl. S. 177. 98. 172.

Gewöhnlich trägt der Borsdorfer-Apfelbaum erst sehr spät. Damit er aber bald trage, d. h. in 8 oder 10 Jahren, so veredle man ihn mit rothem Tauben-, August- und Goldpeppin-Apfel; der Johannis-Apfel gehet diesem noch vor. R. Anz. 1797. Nr. 239. S. 2574; oder man pfropfe ihn auf Stämme, die schon 20 und mehrere Jahre alt

sind,

sind, und er wird im dritten Jahre Früchte tragen. R. Anz. 1797, Nr. 149, S. 1607.

S. 119. „Jerusalems-Apfel, weil die Stadt Jerusalem ein dergleichen gleichseitiges + in ihrem Wappen führt." Eben so Mayer in Pom. Francon.

Eine Abart vom Jerusalems-Apfel ist die Schafsnase.

VII.

Ueber die wahre Brunftzeit der Rehe.

Der Hr. Prof. Leonhardi hat in seinem Forst- und Jagd-Kalender 1795, S. 101, bei Beschreibung des Rehes behauptet, „daß der Rehbock und die Rieke zu Ende des Novembers und zu Anfange des Decembers in die Brunft treten." Freilich war das nicht nur wider den größten Theil der Jäger der Vorzeit (den Hauptmann derselben, Döbel, ausgenommen) behauptet; sondern auch wider die Matador's der jetzigen Zeit, einen Grafen von Mellin *), einen Freiherrn von Gemmingen,

*) Nicht nur in den Schriften der Gesellschaft naturforschender Freunde zu Berlin, sondern auch im Taschen-

gen, und Andere, denen auch Hr. von Wildungen in dem Neujahrsgeschenke für Forst- und Jagdliebhaber 1794, S. 78, beitritt. Die Sache war also so gut, als nicht ausgemacht, zumal Hr. Leonhardi nur Professor, und nicht Jäger von Profession ist.

Aber jetzt tritt ein Mann — aus dem Winkell — auf, der eigne mehrjährige Erfahrungen darüber machte, und sie uns mittheilt *). Sie verdienen in den Oekon. Heften aufbewahrt zu werden, und lauten:

S. 427. §. 7. 1. Thl. „Ueber die eigentliche Brunftzeit der Rehe stritten sich schon die ältern Jäger, indem einige behaupteten, sie falle in den Monat August, andere, sie fange gegen das Ende des Novembers an, und dauere bis zur Mitte des Decembers. Endlich schien man darin übereingekommen zu sein, den zuletzt angegebenen Zeitpunkt für den richtigen anzunehmen. Indessen trat ein neuerer,

Taschenbuch für Forst- und Jagdliebhaber von von Wildungen, 1797, S. 8. „Seine Brunft geht gewöhnlich zu Ausgang des Julius, oder Anfang des Augusts an."

*) Handbuch für Jäger, Jagdberechtigte und Jagdlieber. Von George Franz Dietrich aus dem Winkel. 3. Thl. Mit 1 K. Leipzig, 1805. bei Heinrich Gräff.

neuerer, sehr verdienstvoller Schriftsteller, der Herr Graf von Mellin auf, und behauptete wieder das Gegentheil.

Sollte ihm meine Schrift zu Gesicht kommen, so verzeihe er mir, wenn ich es gestehe, daß mich seine Gründe überhaupt nicht, und am wenigsten die, welche von in Rehgärten gemachten Beobachtungen hergenommen sind, überzeugen konnten; da mannichfaltige eigene Untersuchungen mich eines andern belehret hatten.

Schon der minder starke Körperbau des Rehes, als des Rothwildprets, macht es unwahrscheinlich, daß jenes einen ganzen Monat länger hoch beschlagen gehen sollte, als dieses.

Beispiele, daß schwächere Thierarten länger tragend wären, als stärkere, vorzüglich wenn der Abstand so groß ist, als zwischen den beiden erwähnten Wildgattungen, möchten in der ganzen Natur wohl schwer aufzufinden sein. Gleichwohl setzt das Reh nur selten früher, als das Rothwildpret.

Doch, alle diese schon so oft wiederholten Bemerkungen bei Seite gesetzt, will ich dem Leser die Erfahrungen mittheilen, welche mir das Zusammentreffen glücklicher Zufälle und Verhältnisse verschaffte.

Ich besaß ein Gut an der Dessauischen Grenze, auf welchem das Recht ruhte, die hohe,

Mittel-,

Mittel- und Nieder-Jagd zu jeder Jahreszeit auszuüben. Die vortheilhafteste Lage, in Rücksicht der Grenze mit einem Lande, das wegen seiner vortrefflich unterhaltenen Wildbahn berühmt ist; die außerordentlich gut bestandenen, zu diesem Gute gehörigen ansehnlichen Waldungen; die herrlichste Aesung aller Art, welche in einer der fruchtbarsten Augegenden nicht fehlen konnte — dieß alles machte, daß, besonders bis zu dem Jahre 1790, der Wechsel aus dem Dessauischen, in mein Revier fast zu stark war. Nächstdem liebte ich von Jugend auf die Jagd leidenschaftlich. Es war daher wohl kein Wunder, wenn ich, als unglückliche Familienverhältnisse — denn es fand sich in meinem Stammbaume ein Ahnenfehler — mir jede Aussicht versperrten, durch die im Forst- und Jagdwesen mir erworbenen Kenntnisse meinem Vaterlande, Sachsen, nützlich zu werden, und mich dazu zwangen, zu meinem Aufenthalte einen Ort zu wählen, welcher seiner so reitzenden als fruchtbaren Lage wegen ganz dazu geignet gewesen sein würde, mir eine höchst angenehme Existenz zu verschaffen, in so fern mein Vermögen mit dem so kostspieligen Aufwande, welchen große Wasserbaue und völlig vernachlässigte Gebäude nothwendig machten, im gehörigen Gleichgewichte gestanden hätte, wenn ich, sage ich, meiner Lieblingsneigung folgte und einen so guten Rehstand unterhielt, als es nur immer, ohne

Scha-

Schaden an Holz und Feldern zu leiden, geschehen konnte.

Es war kein großes Verdienst für mich, als Waidmann von Metier, wenn ich den Wechsel und Stand aller meiner Böcke und Ricken kannte, und, der täglichen Ansicht zu Folge, die erstern am Gehörn, die letztern am Körperbau und in der Farbe *) unterscheiden konnte.

Schon früher auf die verschiedenen Meinungen, wegen der Rehbrunst aufmerksam gemacht, verfuhr ich, um mir über diesen Gegenstand gewisse Ueberzeugung zu verschaffen, auf folgende Weise:

Vom Ende des Monats Juli an, den ganzen August hindurch, begab ich mich mehrere Jahre nach einander Morgens vor Tages Anbruch, Mittags gegen 12 Uhr, und Abends gegen Sonnenuntergang, an diejenigen Orte des Reviers, wo die meisten Rehe standen.

Geraume Zeit verstrich, ehe ich meinen Zweck, durch genaue Beobachtungen zu Resultaten zu gelangen, die mir wenigstens untrüglich schienen, erreichte.

Auch

*) Wie an allen Geschöpfen, wird man auch am Rehe zu bemerken Gelegenheit finden, daß in Rücksicht des Baues einige Auszeichnung, in Rücksicht der Farbe aber zu jeder Jahreszeit ein, obwohl oft schwer zu bemerkender Unterschied bei jedem einzelnen Statt findet.

Auch gestehe ich es gern, daß meine Geduld wohl kaum die harte Probe des Ausharrens bestanden haben würde, wenn mich nicht die Natur selbst durch reichliche Spenden wonnevoller Genüsse ihrer Schönheiten schadlos gehalten, und wenn sich nicht so manche Begebenheit dargeboten hätte, mich über die Eigenheiten der Kreaturen, deren genaueste Beobachtung mein Bestreben war, auf mannichfaltige Art zu erfreuen.

So bald die Zeit heran kam, zu welcher der Bock das Schmalreh zu jagen anfängt, suchte der Stärkere gewiß mit Wuth, den Schwächern aus der Nachbarschaft seines Standes zu vertreiben; dieser aber jenen durch Verschlagenheit zu berücken: aber kaum wagte es der verjagte, sich blicken zu lassen, so mußte er auch schon wieder die Flucht ergreifen.

Verfolgte auch wirklich der Stärkere eine Rieke; glaubte dann der Schwächere diesen Zeitpunkt zur Befriedigung seines nicht minder heftigen Begattungstriebes bei einem andern Schmalrehe benuzzen zu können: so ward diese Hoffnung doch mehrentheils dadurch vereitelt, daß die spröde Schöne dem leidenschaftlich Zudringlichen entfliehen zu wollen schien, und bei dieser Gelegenheit auf eine Wiese oder ein Gehau kam, wo der ältere Liebhaber eben im Begriff war, eine Untreue zu begehen. In dem Augenblick, wo dieser bemerkte, daß

das

das Vergeltungsrecht gar leicht gegen ihn ausgeübt werden könnte, entbrannte er nach Art aller Libertins, deren Kräfte doch so selten mit dem selbstsüchtigen Streben nach Alleingenuß im richtigen Verhältniß stehen, vor Eifersucht, und verließ den Gegenstand seiner neuen Liebe, um den Einbruch in sein Gehege zu bestrafen.

Schon dieß schien mir ein Wink, daß es mit der jetzigen Brunft nicht so ernstlich gemeint sein möchte, da der Rehbock der im November und December einmal gewählten Rieke nicht leicht, oder wahrscheinlich doch nicht eher untreu wird, bis sie hoch beschlagen ist. Und eben so wenig überläßt sich, in der zuletzt erwähnten Zeit, diese mehrmals einem Bocke. —

Eines Morgens endlich saß ich im August auf einer Kanzel, als der Bock ein Schmalreh, welchem zufällig als Kalb, das Gehör abgeschnitten worden war, jagte. Dicht an dem Baume, auf welchem ich mich verborgen hatte, ging der Beschlag förmlich vor sich. Gleich nach vollendetem Akt that sich der Bock auf der Stelle nieder, die Rieke aber nässete. Ich hielt mich ruhig; die Rieke zog sich äsend fort, der Bock folgte ihr bald, und nun entfernte ich mich.

Ein andermal glückte es mir wieder zu sehen, daß auch im August ein ausgezeichnetes Schmalreh beschla-

beschlagen ward, welches gleichfalls gleich darauf nässete.

Beide nicht zu verkennende Ricken schoß ich im Oktober desselben Jahres, in welchem ich Zeuge des Beschlags gewesen war; fand beim Aufbrechen sowohl die edlen, als Geburtstheile im vollkommenen und gesunden Zustande, in der Tracht aber nicht die geringste Spur von Befruchtung.

Um mich noch mehr zu überzeugen, ließ ich jedes folgende Jahr gegen Ende des Oktobers, oder im Anfange des November ein Schmalreh und eine alte Ricke schießen; aber nie habe ich eins hochbeschlagen gesehen.

Auch sind mir zwei Beispiele vorgekommen, daß der Bock alte sehr kenntliche Ricken im August beschlug; beide aber waren nach der vorjährigen Brunft gelt geblieben. Sie wurden gleichmäßig der Untersuchung dieses für die Naturgeschichte wichtigen Gegenstandes im November geopfert, und das Resultat derselben blieb dasselbe.

Wenn ich nun zwar zugebe, daß die beiden letztern Beispiele für den Satz: daß im August die Brunft nicht von fruchtbaren Folgen sei, nichts beweisen, weil alte Ricken, wenn sie nicht aus Mangel an Böcken gelt bleiben, selten wieder setzen; so scheinen mir doch die hier mitgetheilten Beobachtungen darzuthun:

„Daß

„Daß die Natur die Veranstaltung der geilen oder falschen Brunft — ich glaube die im August so benennen zu können — deshalb getroffen habe, um theils dadurch die Schmalrehe zur Befruchtung im November und December, als der wahren Brunftzeit, empfänglicher zu machen; theils dem Rehbocke eine Ausleerung der überflüssig gefüllten Samengefäße zu verschaffen, welche um so nöthiger wird, da er bei der wahren Brunft sich weniger als der Edel- und Dammhirsch erschöpft, auch von der unverarbeiteten Samenfeuchtigkeit verhältnißmäßig weniger zur Formirung des schwächern Gehörns bedarf, als jene."

Daß zuweilen eine alte gelte Rieke im August beschlagen wird, beweiset nichts gegen meinen Satz. Bei ihr, wie bei dem Bock und dem Schmalreh erweckte die gute Frühjahrs- und Sommeräsung den Trieb zur Begattung, welche aber, weil der männliche Same seine gehörig Reife zu dieser Zeit noch nicht erreicht hat, ohne befruchtenden Erfolg bleibt.

Hingegen weiß ich kein Beispiel, daß je zu dieser Jahreszeit eine Rieke sei beschlagen worden, welche in demselben Jahre gesetzt hatte; und könnte auch mit Grunde eins angeführt werden, so wäre, bis das Gegentheil bewiesen würde, immer noch vorauszusetzen, daß sie die Jungen sehr früh verloren haben könnte.

Alles

Alles im Vorhergehenden Gesagte bestimmt mich also, die wahre Brunftzeit der Rehe im November und December anzusetzen. Meinen Bemerkungen zu Folge fängt sie in der Mitte des erstgenannten Monats an, und dauert 3 bis 4 Wochen.

Wie beim Edel- und Dammwildpret, brunften auch bei den Rehen die starken Böcke und Rieken früher, als die schwächern; auch fangen sie bei guter Aesung gewöhnlich acht Tage früher an, als bei schlechter.

Beim Aufbrechen mehrerer zu Ende des Decembers geschossener Rieken, fand ich in der Tracht eine gallertartige, zähe Feuchtigkeit, aus welcher sich die ganze Gestalt des jungen Rehes nach und nach immer mehr entwickelt. Im Februar aber ist schon der kleinste Theil des Körpers sichtbar.

Zu Anfang der wahren Brunftzeit sowohl, als der falschen, erschweret die Rieke dem Bocke den süssen Genuß der Gattenrechte, und selbst späterhin überläßt sie sich ihm nie ohne Weigerung. Immer scheint sie entfliehen zu wollen, und giebt dabei den Laut von sich, welcher bereits im 3. 8. bemerkt worden ist. Er verfolgt sie unablässig, bis er sie ereilet. Nur einen Moment dauert der Akt des Beschlags, nach dessen Vollendung die Rieke gewöhnlich nässet, der Bock sich aber zur Erholung niederthut.

Doch

Doch bewacht er jeden ihrer Schritte eifersüchtig, und duldet keine Nebenbuhler. Bemerkt er einen, so erhebt sich zwar zuweilen ein ziemlich hartnäckiger Kampf: mir aber ist kein Beispiel merklicher Verletzung, als Folge desselben, vorgekommen.

Weder bei der wahren, noch bei der geilen Brunft hört man einen helltönenden Laut des Bocks, wie beim Hirsche; sondern nur, wenn er die Rieke jaget, oder einen Nebenbuhler vertreibt, ein durch das angestrengte Laufen erzeugtes Röcheln.

Anfragen.

Wo kann man

1) Die lange Englische Nieren-Kartoffel, welche bald reift und reichlich trägt,
2) die frühe gelbe Vierlands-Kartoffel, welche um Johannis zeitigt, und
3) die schwarze Kastanien-Kartoffel (the Chesnut. Sie ist die mehlreichste unter allen, wird beim Kochen schwarz, inwendig aber ganz eiergelb) —

zu kaufen bekommen, und wie theuer?

Inhalt.

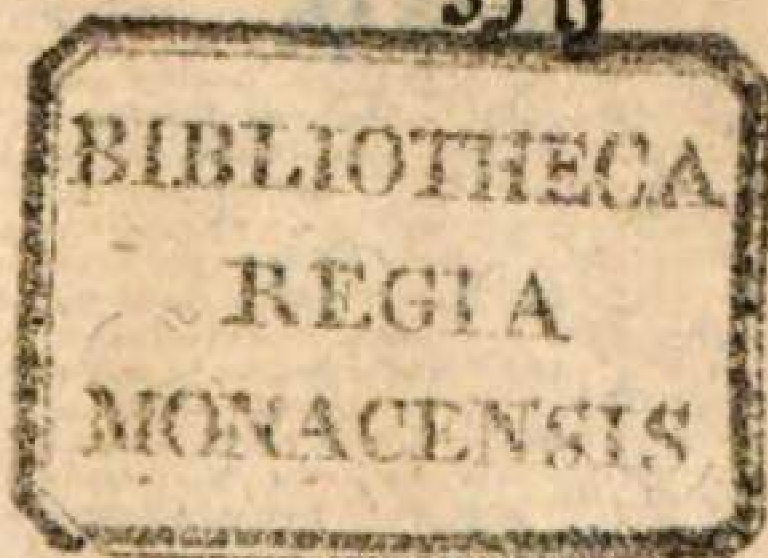
Oekonomische Hefte
für den
Stadt= und Landwirth.

December 1807.

I.

Nachricht, die Fortsetzung dieser Oekonomischen Hefte betreffend.

Aufgefordert von der Verlagshandlung dieser gemeinnützigen, seit 15 Jahren bestehenden, Zeitschrift, werde ich solche vom ersten Januar 1808 an, in Gemeinschaft mit dem bisherigen Redacteur, Herrn C. Kiesewald, unter dem Titel:



Oekonomische Hefte, oder Sammlungen von Erfahrungen und Beobachtungen aus dem Gebiete der Landwirthschaft,

herausgeben.

Da es eine unbestrittene Wahrheit ist, daß Landwirthschaft eine Erfahrungswissenschaft ist, so soll auch die Haupt-Tendenz die seyn: Beobachtungen, Erfahrungen und Resultate von wirklich gemachten Versuchen den Lesern derselben mitzutheilen.

Jeder Landwirth weiß, wie beschwerlich und langweilig es ist, durch Versuche zu richtigen Resultaten zu gelangen, da oft ein einziger drei, vier, ja oft fünf Jahre erfordert, bis man damit aufs Reine kommt, und daß die Frage: ist die Sache anwendbar oder nicht; bringt sie nur momentanen Gewinn und kommen größere Nachtheile hinterher, oder schafft sie wirklich durch eine ganze Rotation

kation einen nachhaltigen Nutzen? dennoch oft unentschieden bleibt, weil besonders günstige und ungünstige Witterung den Erfolg zweifelhaft läßt — und daß man dadurch am allergewissesten zu der Ueberzeugung gelangt, daß eines Menschen Leben nicht lang genug sey, um all' die nöthigen Versuche selbst machen zu können.

Es muß daher einem jeden Landwirthe eben so willkommen als nützlich seyn, wenn er in diesen Oekonomischen Heften eine Menge gemachter oder wiederholter Versuche findet, welche er nicht selbst anzustellen braucht. Er spart Zeit und Kosten, und wird belohnt für sein Lesen.

Wenn nun eine Menge forschender Landwirthe, von dieser Wahrheit lebhaft überzeugt, Versuche macht, diese an uns einzusenden die Güte hat, dafür wieder andere erfährt und man voraussetzen darf, daß jeder redlich ge-

nug seyn wird, richtige Resultate zu liefern, dann ist der Nutzen dieser Hefte unverkennbar.

Es muß ferner jedem Landwirthe, welcher seine gewonnenen Produkte zu Gelde machen will, angenehm seyn, wenn er aus einem Theile von Teutschland erfährt, wie die Conjuncturen stehen, ob an diesem oder jenem landwirthschaftlichen Producte Ueberfluß oder Mangel sey, wie die Ernte ausgefallen, die Saatzeit sich verhalte, ob die Heuernte reichlich oder ärmlich gewesen, wie die Preise vom Korn, dem magern und fetten Viehe stehen u. s. w.

Diese Nachrichten werden wir vierteljährlich unsern Lesern mittheilen.

Jeden Landwirth, welcher Sinn für die Erweiterung und Bereicherung dieser Wissenschaft hat, ersuchen wir, uns Beiträge dieser Art mitzutheilen, und versichern ihm dagegen, daß die Verlagshandlung seine Arbeit auf Verlangen annehmlich honoriren wird.

Ob uns gleich Aufsätze dieser Art die liebsten sind, so werden wir darum nicht minder gern gute Theorien und Hypothesen unter eben den Anerbietungen aufnehmen.

Unsere landwirthschaftlichen Freunde und Bekannten ersuchen wir hiedurch nochmals insbesondere, diese unsere gemeinnützige Arbeit mit unterstützen zu helfen.

Höchst angenehm wird es uns seyn, wenn uns Jeder, der etwas einschickt, die Erlaubniß ertheilt, seinen Namen und Wohnort mit abdrucken zu dürfen; wir versprechen aber zugleich dem, der dieß nicht will, Verschwiegenheit.

Ungeachtet wir nun eigentlich diese Hefte der Landwirthschafts-Kunde widmen, so werden uns doch auch Aufsätze und Abhandlungen über Gegenstände aus der Forstwissenschaft, die mit der Landwirthschaft in genauer Verbindung stehen, sehr willkommen seyn, und

sie

sie werden, gleich den übrigen Aufsätzen, von der Verlagshandlung honorirt werden.

Alle auf diese Sache Bezug habende Briefe wollen die Herren Einsender gefälligst unter der Aufschrift:

An die Verlagshandlung der Oekonomischen Hefte in Leipzig,

abgehen lassen.

Dieß erbitte ich ausdrücklich, theils der Porto- und Zeit-Ersparniß wegen, theils weil ich ohnedieß alle Posttage Sendungen von Leipzig erhalte.

An Recensionen nehme ich keinen Antheil, und es wird kein Aufsatz für oder gegen einen Schriftsteller aufgenommen, wenn sich der Einsender nicht genannt hat.

* * *

Ob nun gleich die Herausgabe dieser Hefte meine Arbeit sehr vermehren wird, so wird doch mein landwirthschaftliches Lehrinstitut seinen bisherigen Fortgang behalten.

Ungeachtet der kriegerischen Unruhen und des nach dem Frieden ausgesprengten Gerüchts, das wirklich auf nichts gegründet war, als wenn der Universität Helmstedt eine Verpflanzung oder Vereinbarung mit andern hohen Schulen bevorstände, übertraf bisher bei der beträchtlich zunehmenden Anzahl der Studierenden überhaupt der Fortgang dieser meiner ökonomischen Lehr- und Uebungs-Anstalt alle meine Erwartung. Dieß ermuntert mich, derselben, vornämlich in Hinsicht der nothwendigen Hülfswissenschaften, immer noch die eine und andere den Zweck fördernde Verbesserung anzueignen; und ich schätze mich glücklich, durch Unterstützung der hiesigen würdigen akademischen Lehrer, unter den-

denselben vornämlich folgende in Ausübung bringen zu können:

Der Herr Pastor Remer las sonst über Henrys Chemie für Dilettanten, und trug außerdem noch die Physik besonders vor. Da aber diese Wissenschaften in ihrem ganzen Umfange für einen Landwirth zu weitschichtig sind, so liest er in diesem Jahre eine von ihm selbst bearbeitete physikalisch-chemische Encyklopädie, wodurch der Landwirth aus beiden Wissenschaften nur dasjenige vortragen hört, was für ihn nothwendig und wissenswerth ist.

Der Umfang dieses Unterrichts wird hierdurch beträchtlich kleiner, so daß diese Vorlesung in einem halben Jahre beendigt werden wird. Da aber hierbei die vollständige Litteratur dieser Wissenschaften angegeben wird, so wird Jeder in den Stand gesetzt, wenn er sie in größerm Umfange kennen lernen

und studieren will, sich selbst zu helfen. Auch hat Jeder Gelegenheit, diese Wissenschaften einzeln in ihrem ganzen Umfange vortragen zu hören.

Herr Bartels, Professor der Anatomie, wird die thierische Physiologie, mit Anatomie verbunden, vortragen, und durch Gegenstände des thierischen Körpers den ganzen Organismus anschaulich zu machen suchen.

Herr Doctor Schultz wird über Kameralwissenschaft, Teutschen Styl und auch über das landwirthschaftliche Buchhalten lesen.

Herr Professor Sievers wird, wie bisher, ökonomische Botanik, und Herr Hofrath Pfaff die Mathematik lehren, auch auf Verlangen Anweisung zum Erdmessen und zu dem dem Landwirthe so nützlichen Nivelliren geben.

Herr

Herr Professor Kühne wird seinen Unterricht im Französischen und den wichtigsten lebenden Sprachen, Herr Stallmeister Mackeldey und Herr Haspelmacher den im Reiten und Fechten fortsetzen.

Kloster St. Ludgeri,
den 12. Oktober 1807.

Fried. Carl Gustav Gericke,
Oberamtmann.

* * *

Nachschrift des Verlegers.

Unterzeichneter war so glücklich, den Herrn Oberamtmann Gericke zu bewegen, von kommendem Jahre an die Herausgabe

der

der Oekonomischen Hefte zu übernehmen. Sein Name als Schriftsteller im Fache der Landwirthschaft, die Erfahrungen, welche seine großen Pachtungen zu machen Gelegenheit geben, seine Verbindungen mit allen denkenden und thätigen Oekonomen, können das Publikum nicht leicht mehr erwarten lassen, als es jetzt wirklich von der Fortsetzung dieser Hefte zu erwarten hat.

Obgleich alle Aufsätze vom Herrn Oberamtmann Gericke revidirt, und, wo es nöthig ist, mit Anmerkungen versehen werden, so besorgt doch auch fernerhin Herr C. Kiesewald die Redaction und Correspondenz für dieses Journal; an ihn oder an die Verlagshandlung wird daher Jedermann ersucht, Briefe und Manuscripte einzusenden.

Der Jahrgang in zwölf unzertrennlichen Heften kostet 5 Thlr. Sächs. oder 9 Fl. Rheinisch, für welchen Preis man dieses Journal durch ganz Teutschland bekommen kann. Die königl. Sächs. Zeitungs-Expedition in Leipzig hat die Hauptversendung, wie zeither, übernommen.

Leipzig, im November 1807.

Joh. Fried. Gleditsch,
Buchhändler.

II.

Ueber das Alter und über die Abstammung, Bedeutung und Rechtschreibung des Wortes Isenbart.

Wir haben eine unansehnliche Birn, die aber sehr butterartig und deswegen eine vortreffliche Tafelbirn ist, die wir gewöhnlich Isembart, Isenbart schreiben. Der eigentliche Französ. Name dieser Birn ist: Beurré gris, nicht, wie Einige schreiben, Poire gris; auf Teutsch: die graue Butterbirn. Der Name Isembart, Isenbart wird dieser Birn nicht an allen Orten gegeben, sondern nur in Wien und Hamburg, und in der Normandie soll es der Provinzialname sein *).

Ist denn diese Schreibart: Isembart, Isenbart richtig? Antwort: Nein; die richtige ist: Isanbert, oder Isanbart, welches ein Altteutscher Name **) ist, den bald Grafen, bald Advo-

*) T. O. G. 5. Bd. S. 391.

**) Oder sollte es ein Slavisches Wort sein? Zu jener Zeit sind die Slaven aus Böhmen in Teutschland, besonders ins Anspachische, Bairenthische, Cobur-

Advokaten führten. So findet man 771, 776 und 778, und also zu den Zeiten Karls des Großen, einen Grafen Isanbert, der zum Seelenheil seines Bruders Suabo eine Schenkung macht *). So heißt 873 ein Advokatus des Stifts Costnitz Isanbert **). Wenk schreibt ihn Isanbart.

Isanbert, Isanrich, Isangrim sind, wie Eckardt ***) sagt, gleichgeltende Namen. Die Alten benannten in der Fabel den personificirten Wolf Isangrim. Guibert sagt †): der

Coburgische, Bambergische, bis an die Rhön- und Haßberge — eingefallen.

*) Die Welfen. Hildburghausen, 4. 1801. S. 94. Note 35. 36. 39. sub Isanberto comite. Isanbert comes.

**) Das. die Anmerkungen zur V. Stammtafel: 21) aus Goldasti Scriptor. Rer. Alem. Thl. I. C. 28.

***) Commentar. Thl. II. S. 797.

†) Quibertus L. III. de vita sua c. 8. Solebat autem Episcopus eum Isengrinum irridendo vocare, propter lupinam scilicet speciem; sic enim aliqui solent appellare lupos. — „Der Name Isanbert ist weiter nichts, als eine andere Gestaltung des Namens Welf." Gensler — in dem Buche: Die Welfen. S. 98.

der Bischof pflegte ihn Isangrim spottweise zu nennen, wegen seines wolfähnlichen Gesichts, denn von Mehrern pflegen die Wölfe mit diesem Namen belegt zu werden.

Sei es nun, daß Jemand an dieser Birn eine wolfähnliche Figur, oder ein wolfähnliches Gesicht entdeckt haben wollte, und deswegen derselben den Namen Isanbert gab; oder daß ein Isanbert diesen Birnstamm zuerst gepflanzt *) oder wohl gar erzogen; oder auch die Frucht als seine Lieblings-

birn

*) Man wundere sich nicht, daß ich hier behaupte, eine so hohe Person habe diesen Birnbaum vielleicht zuerst gepflanzt. In den ältern und neuern Zeiten findet man Beispiele, daß hohe Personen, auch weiblichen Geschlechts, wenigstens einzelne Bäume gepflanzt haben. So heißt es in dem Buche: Der weis Kunig: „In dem Garten des Pallastes (zu Ceuta) hat die iung Kunigin mit ihrer eignen Handt ein Päml (Bäumlein) gepflanzt, ir zw ainer Gedächtnus vndt dasselb gepflanzt Päml dem Gärtner insonderheit bevohlen." — S. J. Beckmanns Vorrath kleiner Anmerkungen ꝛc. 1. Thl. S. 158. — Von einem der größten Helden, dem Türkenbesieger Laudon, wurde gemeldet, daß er vom Schlachtfelde an seine Gemahlin geschrieben habe, daß ja die in seinem Garten selbst gepflanzten Bäume gepflegt werden möchten. — S. Oekonom. Weisheit und Thorheit ꝛc. III. Thl. Vorr. S. III.

birn gegessen habe: so bleibt doch so viel wahr, daß diese Birn einen Altteutschen Namen hat, und sie aller Wahrscheinlichkeit nach auch eine Teutsche Birn ist.

Es ist also im T. G. O. 5. Bd. S. 391 nicht richtig gesagt, wenn es heißt: „das Französische Wort, Isambert, das der Wiener Pomologe anführt, ist übrigens ein Provinzialname der Beurré gris, den man ihr in der Provinz Normandie gibt.“

Eben so unrichtig sind S. 123 des 6. Bds. des T. O. G. die Worte: „Isambert für Beurré gris ist nicht recht; wohl Isembart;“ denn weder das Eine noch das Andere ist richtig, weil ein m statt n steht.

So hätte ich eine Birn, die man schon seit langer Zeit für Französischen Ursprungs gehalten hat, unserm Teutschen, als ihrem rechten Vaterlande, wiedergegeben.

Anmerkung.

Die Sylben: Isan, Isen, müssen schon etwas heißen — vielleicht der Wolf. Sie werden mit andern Sylben verbunden und beide Dörfern als Namen gegeben: Isanheim, am Mayn — S. die Welfen S. 95. Isanhuson, im Salgau

gau S. 59. Sollte nicht Isen in Isenburg davon herkommen? — Grin wird mit andern Sylben zusammen gesetzt und macht eines Mannes Namen — Piligrin, Erzkanzler im Jahr 918, S. 83, auch Grim, Piligrim, S. 85.

III.

Vom Bienenhalten in Städten.

Wer behauptet, das Bienenhalten in den Städten sei nicht vortheilhaft, hat Recht und Unrecht, je nachdem die Stadt, oder ein Theil ihrer Einwohner ist. Ist die Rede von Städten, in denen viele Lebküchler wohnen, so ist es wahr und richtig behauptet, das Bienenhalten ist in solchen Städten nicht vortheilhaft: denn wenn diese im Sommer mit dem Honig umgehen, so zieht der Honiggeruch die Bienen dahin, und die meisten Lebküchler, wie ich mit meinen Augen gesehen habe, gehen dann, zwar nicht mit Spießen, Stangen und Schwertern, aber doch mit Feuer und Besen auf sie los, und die wenigsten Bienen kommen davon; der Stock wird volkarm; die Raubbienen kommen darüber —

weg ist er. In kleinen Städten aber, und auch in denen, wo keine Lebküchler wohnen, gedeihen die Bienen so gut, wie in den Dörfern. Aber, sagt man, von den Städten aus haben die Bienen so weit in den Wald zu fliegen ꝛc. Das hat alles nichts zu sagen. Einsender dieses hat 1½ Stunde von Dörfern entfernt Bienen auf dem Felde angetroffen; und gewöhnlich ist über anderthalb Stunden das Holz von den wenigsten Städten entfernt. Ueberdieß ist es so ausgemacht noch nicht, daß die Bienen, die in das Holz fliegen, auch gerade Harz daselbst holen; es ist noch nicht so ausgemacht, daß die Bienen Harz, von den Kiefern und Tannen haben müssen, um die Deckel ihrer Stöcke zu verpichen; es ist noch nicht so ausgemacht, ob sie nicht dieses Harz an den Kirsch-, Zwetschen- und Pflaumen-Bäumen, an Weiden, Erlen und besonders Pappeln finden. — „Aber, man findet doch Bienen in dem Walde herumfliegen; was machen diese daselbst?" Antwort: In dem Walde gibt es auch viele Blumen, wenigstens Heideblumen, die bekanntlich gar häufig von den Bienen besucht werden.

IV.

Beantwortung der Anfrage, welches die richtige Benennung des Russischen durchsichtigen Apfels sei.

Wenn es in meiner gedruckten Abhandlung: Ueber Rußlands Wein- und Gartenbau, Oekon. Hefte 1807, Maistück, S. 431 heißt: „Eine besondere Merkwürdigkeit unter den Russischen Aepfeln sind die Naliwnüi, oder die sogenannten vollgegossenen, durchsichtigen, oder klaren Aepfel;" so ist dieß ein Druckfehler, denn sie heißen Naliwüi, wie ich auch in meinem Manuskripte es geschrieben hatte. Mithin ist weder die Schreibart Naliweny von Henne, noch Naliwû des Ungenannten im Reichsanzeiger, sondern einzig die meinige die richtige, wie die Eingebornen selbst auch diesen Apfel nennen und schreiben. Doch, in verbis simus faciles, si modo conveniamus in re. —

Sich von diesem und andern Nordischen Obstarten Pelzreiser kommen zu lassen, ist mit zu vielen Weitläuftigkeiten, Schwierigkeiten und Kosten

verbunden. Am besten und leichtesten ist es, wenn ein von dorther ins Vaterland zurück reisender Teutscher einmal selbst welche mitbringt und sie unter seiner eignen Aufsicht behält.

Erfurt.

Dr. Joh. Christ. Petri,
Prof.

V.

Zwiefalter geben Blutregen im Monat Juni.

Ich weiß nicht, ob je noch Einer die Muthmassung über den Blutregen im Monat Juni gewagt hat; aber das weiß ich, daß ich noch nichts davon gelesen habe.

Ich behaupte nämlich:

Der Blutregen, der im Monat Juni zum öftern gefallen ist, kann alle Jahre fallen, und rührt von Zwiefaltern her; und zwar von einer geringen Sorte, von einem Tagvogel, der weiß ist, und schwarze Adern im Flügel hat. Seine Puppe ist goldgelb, und die Raupe hat sich zu Anfange des Monats eingesponnen. Ich wurde die Puppe zuerst gewahr.

Der

Der Blutregen im Monat Juni kann alle Jahre fallen, sagte ich, und das geht so zu: der Zwiefalter läßt, nachdem er ungefähr 1, 2 bis 3 Stunden aus der Puppe gekrochen ist, Blut von sich. Dieß bemerkte ich nicht nur an dreien, die ich in einer Schachtel auskriechen ließ, sondern auch an zwei andern, die erst ausgekrochen waren, und die ich auf die Hand nahm. Wenn nun in einem Jahre, wie 1804, wo die Zwiefalter in erstaunlicher und unzählicher Menge angetroffen wurden, bei dem Auskriechen derselben ein Sturm mit Regen begleitet entsteht, so führt sie der Sturm in die Luft, und wirft sie an die Häuser und auf die Erde, wodurch dieselben gleichsam blutroth aussehen.

Sonst haben Böse und Fromme, Gelehrte und Ungelehrte, Städter und Landleute über einen solchen Blutregen gezittert, und waren voller Erwartung der Dinge, die da kommen würden. Jetzt aber zittern wir nicht mehr. Je tiefer wir in die Geheimnisse der Natur eindringen, desto mehr bewundern wir die Weisheit des Schöpfers und legen eine Furcht nach der andern ab.

VI.

Die Feldwanze.

Ich habe dieses Jahr (1807) im Augustmonat Etwas an einem Flachsstängel gefunden, das wie beinahe von einer Raupe eingesponnen schien. Ich nahm es mit nach Hause, um zu erfahren, welches Insekt daraus kommen möchte — und siehe da! es waren Feldwanzen. Wahrscheinlich waren sie vorher in Eiern. Ich sage wahrscheinlich; denn das Verwebte oder Eingespinst, die Hülle, habe ich vorher nicht geöffnet, weil ich sonst das Lebendigwerden verhindert haben würde. Ich mache es deswegen bekannt, damit, wenn Andere dergleichen Verpuppungen finden, sie dieselben öffnen und nachsehen, ob Eier darin sind, oder ob die Feldwanzen lebendige Junge gebähren. Wir sind noch nicht so weit in der Naturlehre vorgerückt, daß diese Bemerkung für unnöthig oder wohl gar für unnütz gehalten werden sollte. Jeder kleine Beitrag zur Aufklärung der Naturlehre ist gewiß jedem Freunde derselben willkommen.

VII.

Ein probates Mittel wider das Aufblähen des Viehes.

Kühe und Schafe fressen bekanntlich Luzerne, und Klee sehr begierig. Durch die Gährung, in welche diese grünen Kräuter vor und selbst während der Verdauung gerathen, entwickelt sich ein mephitisches Gas, welches den Wanst dieser Thiere so sehr ausdehnt, daß sie in Gefahr kommen zu plazzen und schnell umzukommen. Gegen diesen gefährlichen Zufall gibt uns die Chemie ein eben so einfaches und wirksames als schnell und leicht anzuwendendes Mittel an die Hand. Es kommt bloß darauf an, dieses im Uebermaß vorhandene Gas zu neutralisiren, welchen Zweck man durch ein Alkali erreicht. Man braucht also dem Thiere nur eine Kanne (pinte) sehr starke Aschenlauge (welches Mittel überall bei der Hand ist) einzugeben; oder noch besser: man löst eine Unze Potasche in einer Kanne Wasser auf, nimmt ein Glas voll von dieser Auflösung, verdünnt sie in einem Nösel (chopine) Wasser und läßt diese Portion jedes aufgeblähte Stück Rindvieh auf ein Mal verschlucken.

Für

Für ein Schaf wird die Dosis um die Hälfte kleiner genommen. Funfzehn Tropfen Ammoniak (Alcali volatile fluor) in ein Glas Wasser getröpfelt, würden das nämliche Resultat und noch schneller hervorbringen.

Es gibt keinen Landwirth, welcher sich nicht im voraus mit etwas Potasche oder flüchtigem Alkali versehen könnte, um sich im Nothfall desselben zu bedienen.

Mehrere Mitglieder der Ackerbaugesellschaft der Seine und Oise, welche obiges Mittel bekannt gemacht hat, haben den Nutzen desselben durch den glücklichen Erfolg aus Erfahrung bestätigt.

Kd.

VIII.

Anzeige.

Carl Ludwig Müllers Geprüfte Anweisung zu der Kunst, mit weit weniger Aufwand als bisher ein weit vorzüglicheres Bier zu brauen. Nach Anleitung chemischer Grundsätze. Mit einer einleitenden Vorrede begleitet vom Herrn

Pro:

Professor Walther in Gießen. Mit 4 Kupfertafeln. Gießen und Darmstadt 1807, bei G. F. Heyer. VI. 258 S. 8. (1 Thlr. 8 Gr.)

„Eine Menge zum Theil ganz vortrefflicher Schriften", sagt der Hr. Prof. Walther in der einleitenden Vorrede zu diesem schon im Oktober Hefte vortheilhaft erwähnten Buche, „belehren uns über das Bierbrauen, so daß es scheint, als ob hierüber Alles bereits gesagt wäre, was gesagt werden könne. Allein wer nur in Etwas mit praktischen Arbeiten dieser Art und den kleinen oft ganz unbedeutend scheinenden Umständen, die in das Gelingen oder Mißlingen derselben Einfluß haben, bekannt ist, wird sich gar leicht überzeugen können, daß diese Materie noch nichts weniger als erschöpft sei; auch wird sie es vielleicht niemals werden."

„In der vorliegenden Schrift wird das ganze Braugeschäft in natürlicher Ordnung, von den ersten Vorarbeiten bis zum Einkellern, auf eine sehr unterrichtende Weise, in einem bescheidenen und sehr deutlichen Vortrage abgehandelt."

„Der Hr. Verf. ist mit den Grundsätzen der neuen Chemie hinreichend vertraut. Eine achtzehnjährige häusliche Erfahrung kommt ihm dabei zu statten, und wenn seine Vorschriften

von

von andern hier und da abweichen, so verdienen sie keineswegs einer Vernachlässigung: denn diese Schrift enthält so viel Neues und Eigenes, daß sie vorzügliche Aufmerksamkeit und Nachahmung der Manipulationen, die ihr Hr. Verf. vorgeschlagen hat, verdient" ꝛc. „Was den selbstdenkenden Schriftsteller verräth, bedarf keiner Anpreisung."

Der nähere Inhalt dieser Schrift, welchem noch eine sehr zu beherzigenden Vorrede und Einleitung des Verfassers, von S. 1 ꞉ 24, vorangeht, ist in folgende 21 Paragraphen vertheilt: §. 1. Von der Erfindung des Biers, S. 27 ꞉ 32. — §. 2. Von den Materialien des Biers, S. 33 ꞉ 38. — §. 3. Von den Pflanzenfrüchten, welche zum Bierbrauen angewendet werden, S. 39 ꞉ 52. — §. 4. Worauf hat man beim Einkauf der zum Bierbrauen nöthigen Früchte zu sehen? S. 53 ꞉ 61. — §. 5. Wie bereitet man das Malz zum Brauen des Bieres zu? S. 62 69. — §. 6. Wie trocknet oder dörret man das Malz? S. 70 ꞉ 74. — §. 7. Welches ist die beste und zugleich die vortheilhafteste Malzdarre? S. 75 ꞉ 85. — §. 8. Was hat man bei dem Malzschroten zu beobachten? S. 86 ꞉ 95. — §. 9. Wie muß die Braustätte eingerichtet sein? S. 96 ꞉ 102. — §. 10. Wie setzt man die Braukessel und Pfannen auf, um die Kon-

sumtion

sumtion der Feuer-Materialien zu ersparen? S. 103-118. — §. 11. Wie müssen die Maisch- und Braubütten beschaffen sein? S. 119-122. — §. 12. Von dem eigentlichen Brau-Processe, oder wie verfährt man beim Brauen? S. 123-141. — §. 13. Welches sind die Mittel, welche zur Prüfung und Erforschung des Gehalts der Biere angewendet werden? S. 142-146. — §. 14. Worauf hat man beim Einkauf des Hopfens zu sehen, wie wird derselbe aufbewahrt und wie wird diese Substanz beim Brauen behandelt? S. 147-157. §. 15. Von der Gährung, S. 158-182. — §. 16. Stehende cylinderartige Tonnen, S. 183-194. — §. 17. Von der Vermehrung und Aufbewahrung der Hefen, S. 195-198. — §. 18. Von den Krankheiten des Bieres und den Mitteln, ihnen zuvorzukommen oder sie zu heben, S. 199-209. — §. 19. Vom Klären oder Schönen, S. 210-211. — §. 20. Vom Aufbrennen oder Schwefeln der Fässer, S. 212-213. — §. 21. Ertragsberechnung, S. 214-237. — Erklärung der Kupfertafeln, S. 237-244.

Zuletzt wird die Brauchbarkeit dieses Buchs noch durch ein 12 Seiten langes Register vermehrt.

IX.

Mittelpreis des Weitzens in den verschiedenen Departements von Frankreich, im Juni 1807.

Es hat vielleicht für manche Leser Interesse, die Preise des Weitzens in Frankreich mit denen in Teutschland zu vergleichen und zugleich die große Verschiedenheit derselben in Frankreich selbst zu bemerken. Für diese theilen wir folgende Uebersicht mit. Die Preise sind nach dem Hectolitre bestimmt: dieser enthält 5046 $\frac{1}{10}$ Kubikzoll, oder beinahe 1 Dresdner Scheffel. Der Franc gilt bekanntlich nach dem Konventions-Fuß 6 Gr. 2 $\frac{1}{2}$ Pfennig und der Centime $\frac{3}{4}$ Pfennig; 100 Centimen machen 1 Franc.

Departements.	Preis des Hectol.	
Ain . . .	22 Fr.	46 Cent.
Aisne . .	17	43
Allier . .	14	87
Ober-Alpen . .	27	60
Nieder-Alpen . .	29	69
See-Alpen . .	24	45

Apenni-

Departements.	Preis des Hectol.	
Apenninen . .	. 28 Fr.	38 Cent.
Ardeche . .	. 26	55
Ardennes . .	. 16	. 91
Ariege . .	. 24	54
Aube . .	. 17	51
Aude — . — .	. 25	74
Aveyron . .	. 22	16
Rhone-Mündungen	. 27	27
Calvados . .	. 17	36
Cantal . .	. 18	62
Charente . .	. 22	76
Unter-Charente .	. 24	88
Cher . .	. 16	62
Correze . .	. 23	92
Goldküste . .	. 20	—
Nordküsten . .	. 13	63
Creuse . .	. 17	63
Doire . .	. 20	62
Dordogne . .	. 24	17
Doubs . .	. 22	88
Drome . .	. 25	24
Dyle . .	. 15	79
Schelde . .	. 14	73
Eure . .	. 19	16
Eure und Loir .	. 19	32
Finistere . .	. 14	84
Wälder . .	. 12	95

Gard

Departements.	Preis des Hectol.	
Gard . .	. 28 Fr.	62 Cent.
Ober-Garonne .	. 23	30
Genua . .	. 24	88
Gers .	. 23	39
Gironde .	. 27	32
Golo .	. —	—
Herault .	. 28	11
Ille und Vilaine	. 14	29
Indre .	. 17	62
Indre und Loire .	. 17	80
Isere .	. 22	55
Jemmappes .	. 16	13
Jura .	. 21	71
Landes .	. 20	38
Leman .	. 24	68
Liamone .	. 28	34
Loir und Cher . .	. 18	75
Loire . .	. 20	66
Ober-Loire . .	. 21	70
Unter-Loire .	. 17	34
Loiret . .	. 17	92
Lot . . .	. 25	15
Lot und Garonne .	. 26	8
Lozere . .	. 22	49
Lys . . .	. 15	40
Maine und Loire .	. 17	33

Manche

Departements.	Preis des Hectol.	
Manche	13 Fr.	82 Cent.
Marengo	20	99
Marne	16	54
Ober = Marne	16	53
Mayenne	14	37
Meurthe	14	57
Maas	14	40
Unter = Maas	13	86
Mont = Blanc	23	67
Montenotte	22	74
Donnersberg	14	55
Morbihan	16	46
Mosel	12	70
Beide Nethen	15	27
Nievre	18	1
Nord	16	27
Oise	17	64
Orne	17	86
Ourthe	14	80
Staaten von Parma	20	66
Pas = de = Calais	15	59
Po	18	64
Puy de Dome	15	73
Ober = Pyrenäen	24	57
Unter = Pyrenäen	22	56
Ost = Pyrenäen	28	98

Ober=

Departements.	Preis des Hectol.	
Ober-Rhein	21 Fr.	60 Cent.
Nieder-Rhein	16	36
Rhein und Mosel	13	47
Rhone	20	75
Ruhr (Roër)	12	46
Sambre und Maas	13	74
Ober-Saone	15	25
Saone und Loire	20	5
Saar (Sarre)	21	73
Sarthe	17	17
Seine	17	90
Nieder Seine	16	29
Seine und Marne	18	51
Seine und Oise	19	52
Sesia	16	82
Beide Sevren	17	71
Somme	16	70
Stura	18	71
Tanaro	—	—
Tarn	24	39
Var	28	38
Vauclüse	26	37
Vendee	17	33
Vienne	17	71
Ober-Vienne	18	50
Wasgau (Vosges)	17	13
Yonne	17	60

X.

Wie in den Niederlanden die Feldmäuse vertrieben werden.

Hamster sind in den Niederlanden gar nicht bekannt, desto mehr aber die Feldmäuse. Ihr Entstehen kommt oft so plötzlich und unerwartet, als ihr Verschwinden. Sie richten nicht selten in dem Wintergetreide und vornehmlich im jungen Klee, großen Schaden an. Der Bohrer ist hier nicht unbekannt, und ich sahe ihn mit Vortheil auf dem Klee anwenden; aber sein Gebrauch im Großen ist sehr beschwerlich. Viele Personen streuen geschnittene Möhren, Kartoffeln und Kohlblätter über die angefallenen Fruchtfelder, um dadurch die Freßlust der Mäuse von dem Getreide abzulenken; einige mischen sogar Gift unter dieses Futter. — Noch andere bedienen sich eines Mittels, welches ich sehr wirksam gefunden habe; sie geben sich nämlich die Mühe, die Gänge der Mäuse ein- oder mehrmal zuzutreten. Ein Pachter, der solches im Winter $\frac{1804}{1805}$ zu thun versäumt hatte, zeigte mir ein fremdes Stück Roggen, das mitten in dem seinigen lag. Dieses Stück war durchaus ohne allen Scha-

den, statt das sein Feld, zumal da, wo es an das fremde anstieß, durchaus von den Mäusen verheert war. Der Nachbar hatte nämlich durch das öftere Zutreten der Löcher die Mäuse von seinem Eigenthume verjagt und dem saumseligen Pachter die ungebetenen Gäste auf den Hals geschickt. (Schwerz Anleit. z. Belg. Landw. S. 303 f.)

XI.

Recensionen.

1. Der kluge und sorgfältige Bienenfreund (,) oder gründlicher Unterricht in allen zur Bienenzucht nöthigen und nützlichen Stücken, von J. G. Cramer. Altona und Leipzig, bei Joh. Heinr. Kaven. 1800. 152 S. 8. (14 Gr.)

Dieses Buch, welches auch noch den Titel: Neues vollständiges Bienenbuch (,) von der Pflege und Abwartung der Bienen, wie auch vom Honig- und Wachsmachen und Läutern ꝛc. hat, besteht a) aus der Einleitung S. 5 ff. die von den Bienen überhaupt und ins Besondere handelt — und b) aus sieben Abtheilungen. Die 1. redet vom Honig- und Wabenbau der Bienen, S. 44. Die 2. von der

der Ausstellung der Bienen und dem tauglichsten Stande derselben, S. 70. Darin noch: Von der Pflege und Wartung (auf dem Titel steht: Abwartung) der Bienen zur Frühlingszeit, S. 82. Vom Kaufen der Bienen und der besten Gattung ihrer Körbe, S. 88. 3. Abth. Von der Einstellung der Bienen, S. 95. 4. Abth. Von den Bienenschwärmen, S. 104. 5. Abth. Vom Schöpfen und Fassen der Bienen in den Korb, S. 115. 6. Abth. Von dem Zusammenkuppeln der Bienenschwärme, S. 127. Darin: Vom Honigwaben-Ausschneiden, S. 130. Von den Raubbienen und andern Bienenfeinden, S. 133. Vom Füttern der schwachen Bienen, S. 138. 7. Abth. Vom Honig-, Wachsmachen und Läutern, S. 142. Dazu noch: Von Verwahrungsmitteln vorm Bienenstechen, S. 150.

Diese Inhaltsanzeige gibt es schon, daß nur das bisher Bekannte abgehandelt sei, und Recens. versichert, manches darin gefunden zu haben, das weit schicklicher hätte ausgedrückt werden können; Einiges, das wider alle bisherige Systeme der Bienenlehre läuft, z. B. S. 6. „der Bienenkönig ist der einzige Stammvogel, durch welchen ganze Bienenschwärme vermehrt werden. Die in seinem Leib sich selbst erzeugenden Saameneierlein ꝛc. !?! Wie kann man sagen: die Biene hat am Bauche einen Stachel? — Ueberall schreibt Hr. Cramer Threnenbienen,

 statt

statt des richtigern: Drohnen — und läßt diese Drohnen den Honig in dem Leibe kochen, S. 16. Und wenn es S. 27 heißt: Würde der König (,) wie die Wespen und Hummeln sich allein vermehren sollen ꝛc. so sieht man offenbar daraus die geringen Kenntnisse des Verf. in der Naturgeschichte. — Vorher schon heißt es: Wollte man einwenden: wenn die Drohnen zu einem Schwarm nothwendig gehörten, so würden sie sich auch wie die Wespen und Feldhummeln selbst fortpflanzen ꝛc. S. 42 f. sagt uns auch der Verf., daß die Bienen durch Büchsen- und Kanonen-Schüsse erschrekket und währendem (während des) Schwärmen betäubt und verwirrt gemacht werden — daß sie entweder wieder in ihre Körbe zurückkehren, oder gar davon fliegen. — Der Meinung S. 53, daß die Bienen kein wirkliches Harz, sondern nur den Saft suchen ꝛc. woraus erst durch die Sonnenhitze das Harz gezeitiget wird; und S. 133. „wenn man den Bienen (im Frühjahre) zu viel Honig ausschneidet, daß sie auf den Raub ausgehen müssen" ꝛc. tritt Rec. völlig bei.

2. Die ökonomische Hausmutter (,) oder praktischer Unterricht in der Oekonomie, Hauswirthschaft, Kochkunst, Zuckerbäckerei und Kellerei,

für

für deutsche wirthliche Weiber und Mädchen. Bearbeitet und herausgegeben von Freundinnen ökonomischer Wirthschaftlichkeit. Erfurt, in der Henningsschen Buchhandl., med. 8. Erster Band. 1802. Zweiter Band, 1803. 293 S. Dritter Band, 1804. 514 S.

Schwerlich dürften Freundinnen ökonomischer Wirthschaftlichkeit die Verfasserinnen sein; denn Frauenzimmer haben nicht wohl Zeit und Lust, 3 solche Bändchen aus andern Büchern zusammen zu setzen. — Recens. übergeht den ersten Band, und bleibt bei den beiden letzten stehen. Diese sind alphabetisch eingerichtet; der 2. geht von A — G, der 3. von H — Z. — Manche Artikel sind kurz, manche lang, je nachdem die Freundinnen ökonom. Wirthschaftlichkeit viel oder wenig Materien fanden. S. hat z. B. der Artikel Bier 36½ S. der Artitikel Kirschen 22½ S. u. a. m. Der Artikel Kalbfleisch ist mit 18 Zeilen; Hühner mit 14 Zeilen, abgefertigt u. a. m.

S. 180, 3. Bd. steht: Marillen, s. Pfirschen. Recens. schlug den Artikel Pfirschen nach, und fand nichts von Marillen*). So heißt es daselbst

*) Marillen ist eine Aprikosen-Art, S. T.O.G. 2. Bd. 1. St. S. 61. und sind zu bekommen beim Hrn. Ritter von Bienenberg, Gubernial-Rath und Hauptmann in Prag.

daselbst unter dem Wort: Marellen, auch Amarellen genannt, sind eine Art Aprikosen. S. Aprikosen. — Recens. schlug dieses Wort nach, und fand nichts daselbst von Marellen. Es würde leicht sein, noch weit mehrere solcher Stellen zu finden; es würde aber zu weitläuftig werden.

S. 179 liest man unter dem Wort: Mannagras, Mannaschwingel, unter andern: „der Same ist eine sehr nahrhafte Speise und quilt beim Kochen so auf, daß eine einzige Person nicht mehr als ein Loth zur Sättigung brauchet, und mit einer Metze Schwaden (d. i. Mannagras) lassen sich so viele Personen sättigen, als mit zwei Metzen Reis oder mit drei Metzen Hirse. Diese Mannagrütze wird zu breiartigen Speisen mehr, als zum Backwerk angewendet ꝛc.“ Das wäre also ein gutes Nahrungsmittel für Arme. Wächst es denn auch im Ueberfluß? — Wer macht es den Armen bekannt?

Von Tauben heißt es S. 378 des 3. Thls. „das Aufbewahren derselben für einige Tage; s. Drosseln.“ Und unter diesem Wort steht keine Sylbe von Tauben. Der Artikel: Fische — fehlt ganz, indem jeder Fisch unter seinem Anfangsbuchstaben zu suchen ist.

Mit

Mit S. 416 folgt: Anhang. I. das Aufbewahren der Gemüse in Kellern, Gruben und Gewölben, S. 452. II. das Trocknen des Obstes, S. 466. III. das Trocknen der Gemüse, der Küchen- und Gewürzkräuter, S. 474. IV. das Einmachen der Obst- und Gartenfrüchte, S. 481. V. das Schlachten. (Hier wird natürlich noch viel von Würsten geredet, das alles S. 412 unter das Wort Würste schicklich hätte gebracht werden können.) S. 404. Ueber das Hausschlachten des Rindviehes — füge ich nur — da unter der Rubrik Rindfleisch das Nöthige schon erwähnt ist, folgendes noch bei; schreiben die angeblichen Verfasserinnen. Warum haben sie es denn nun nicht an dem rechten Orte eingeflickt? S. 508. VI. das Mariniren, Einpökeln und Räuchern der Fische.

Der klare, und mit unter elende Druck macht das Lesen dieser ökonomischen Hausmutter sehr beschwerlich.

---

3. Deutsche Vieharznei-Kunde (,) oder theoretisch-praktische Behandluug der Pferde und des Hornviehes in gesundem und krankem Zustande. Nebst einem Anhange von chemischen Kunststücken und von Zurechtweisungen in Bezug auf Reitzeug und

und Fuhrwerk. Gotha, in der Ettingerschen Buchh. 1803. gr. 8. 512 S. ohne XVI S. Titel und Inhaltsanzeige. (1 Thlr. 20 Gr. Fränkisch oder 1 Laubthaler.)

Dem anonymen Verf. dieses Buchs hat es nicht gefallen, uns in jener Vorrede zu sagen, ob dieß alles sein Eigenthum sei, oder Kompilation aus andern Schriften. Rec. scheint letzteres der Fall zu sein; denn er kann nicht sagen, daß er auch nur in einem Stücke belehret worden sei. Ueberdieß ist dieses Buch mit grober Schrift gedruckt, und hätte füglich, durch feinern Druck, ein Drittel Raum erspart werden können.

Die Inhaltsanzeige ist beinahe vierzehn Seiten lang. Recens. kann also weiter nichts thun, als nur die Bücher mit ihren Abtheilungen nennen und die Kapitel im Allgemeinen nach der Anzahl angeben.

Erstes Buch. 1. Abtheilung. Vom Beschlagen der Pferde — in 34 Kapiteln — bis S. 47. 2. Abth. Von der Reiterei — in 10 Kap. bis S. 82. 3. Abth. Vom Fahren und den dazu erforderlichen Personen — in 10 Kap. bis S. 106. 4. Abth. Von der Equipage und deren Gebrauch — in 33 Kap. bis S. 167. 5. Abth. Vom innerlichen Stalldienste, Sattelkammer und dem Bau des

Stalles

Stalles — in 3 Kap. nebst einem Anhang — bis S. 186.

Ob nicht vieles in einer Teutschen Viehgarzenei-Kunde ganz füglich hätte wegbleiben können, diese Frage mögen sich die Leser der Oekon. Hefte selbst beantworten.

Zweites Buch. 1. Abschn. Von dem Wiesenbau, der Fütterung, Wartung, Erziehung und Kur des Rindviehes. Erster Abschnitt. Von Behandlung und Benutzung der Wiesen in 3 Kap. bis S. 205. 2. Abschn. Von Erziehung und Benutzung des Rindviehes — in 2 Kap. bis S. 211. 3. Abschn. Von Landseuchen, deren Kur, der Inokulation, und einigen andern Krankheiten des Rindviehes — in 30 Kap. bis S. 483.

Ob dieß alles in ein Buch von der Teutschen Arzenei-Kunde des Hornviehes gehöre, diese Frage möchte Recens. nicht bejahend beantworten. Und wenn nur in dem 1. und 2. Abschn. etwas Neues anzutreffen wäre, so läse man es gern um des Neuen willen; aber das Alte 99 Mal vorgetragen, noch ein Mal aufgewärmt und vorgetragen, erweckt Ekel. Freilich kann sich der anonyme Verf. über den Tadel des zweiten Buchs der zwei ersten Kapitel dadurch vertheidigen, daß er auf den Titel gesetzt: in seinem gesunden — Zustande: aber dann müßte Recens. ihn tadeln, daß er bei vielen zu

zu kurz sei, und manches gar weggelassen habe, sich auch Wiederholungen zu Schulden kommen lassen. Z. B. auf S. 205 lieset man: Nutzbare Pflanzen auf nassen Wiesen. Unter 2) Alopecurus pratensis L. Wiesenfuchsschwanz, wächst auf mäßig nassen auch feuchten bergigten Orten sehr gut, und treibt Blätter einer halben Elle hoch. Es kommt im Frühjahre als eines der ersten Gräser hervor, blühet zwei Mal in einem Jahr, hat einen starken Trieb, wächst schnell rc. S. 286. Wiesenfuchsschwanz. XXIV. Alopecurus pratensis L. Wiesenfuchsschwanz wird als ein vorzügliches Wiesengras geschätzt. Es ist eines der Gräser, die im Frühjahre zeitig hervorkommen und zwei Mal im Jahre blühen, hat einen starken Trieb, wächst schnell und macht ansehnliche Stökke rc.

Die Nutzung einer Kuh berechnet der Verf. S. 307 also: „Wird die Milch frisch verkauft, die Kanne zu 1 Gr., so beträgt von einer Kuh die jährliche Milchnutzung an Gelde

	58 Thlr. 8 Gr. *)	
Sie gibt jährlich 8 Fuder Düngung (bei der Stallfütterung nämlich)	5 Thlr. 8 Gr.	à 16 Gr.
Ein Kalb von 4 Wochen	3 Thlr. —	
	66 Thlr. 16 Gr.	

Die

*) Nämlich: „jede große Kuh gibt täglich 5 Kannen, oder

Die Unterhaltung dieser Kuh kostet 8 Centner Heu, die grüne Fütterung zu Heu gerechnet à 8 Gr. . .	26 Thlr.	16 Gr.
1 Viertel Salz . . .	— —	16 Gr.
Sommer und Winter Gesinde-Aufwand zum zehnten Theil .	5 —	— —
150 Gebund Stroh à 6 Pfen.	3 —	— —
jährlicher Aufwand	35 Thlr.	8 Gr.
bleibt jährlicher Gewinn	31 Thlr.	8 Gr.

Aber in den wenigsten Gegenden, außer Städten und Fabrik-Orten, würde diese Rechnung ganz passend sein, weil die Milch zu Butter und Käse gemacht werden muß, und dann wegen des Abganges weniger daraus gelößt werden würde. In dem Folgenden sagt er, daß bei Butter und Käse $\frac{1}{3}$ verloren gehe; mithin wolle er 11 Thlr. 8 Gr. schwinden lassen, und es bliebe ein jährlicher Gewinn von 20 Thlrn. übrig 2c.

Recens. kann diese Rechnung nicht billigen. Die erste zwar zugestanden, ob sie gleich auch in so

oder 10 Maß Milch, wöchentlich 35, in 40 Wochen 1400 Kannen. 12 Wochen werden zum Trockenstehen und zur Nährung des Kalbes, auch zum Nutzen angewendet 2c."

so fern nicht ganz richtig ist, weil alle Tage 5 Kannen oder 10 Maß zu Anfange, wie zu der Zeit, wo sie versiegt stehen wird, angenommen worden sind; so ist die andere viel zu niedrig angesetzt. Der Centner Heu wird wenigstens zu 16 Gr. verkauft, mithin nicht 26 Thlr. 16 Gr., sondern

53 Thlr. 8 Gr.	stehen muß. Auch das Salz ist theuer; so daß wenigstens
1 Thlr. 4 Gr.	gerechnet werden darf.
5 Thlr. —	Der Aufwand mag stehen bleiben. Aber 1 Gebund Stroh um 6 Pfennige, wo wird das so verkauft? Zu 1 Gr. 4 — 6 Pfennige auch wohl 2 Gr. wird es verkauft; wir wollen aber nur noch ein Mal so viel annehmen,
6 Thlr. 6 Gr.	als der Verf., und es bleibt nur
65 Thlr. 18 Gr.	
	22 Gr. Ueberschuß, oder jährlicher Gewinn; ja es verschwindet auch der noch, wie Rec. nächstens in den Oekon. Heften zeigen wird.

Eine solche Rechnung macht die Städter verwirrt; nun muß freilich der Pachter reich werden, wenn er schon an 20 Kühen 400 Thlr. Profit hat. Nicht doch, mein Herr! Sie haben noch Häcksel, Spreu, Untersichkohlrabi und Runkeln vergessen; ver-

vergessen, daß der Kuh auch eingestreut werden muß; vergessen, daß nicht alle Kühe wieder ordentlich rindern; vergessen, daß manches Kalb drauf geht — und wie vieles noch —*) so daß man gewiß 10 bis 12 Thlr. Schaden von einer Kuh hat. Aber man muß sie um der Düngung willen haben.

Denjenigen, die gern wissen möchten, wie sich das Gothaische Gemäß zu dem Nürnberger Gewicht verhält, will Rec. die Berechnung nach S. 471 abschreiben.

1 Gothaische Kanne wiegt 4 Pfund.
1 dergl. Maß wiegt 2 Pfund.
1 dergl. Nösel wiegt 1 Pfund.
1 dergl. ½ Nösel wiegt 16 Loth.

Ein Löffel voll hält etwas mehr als 1 Loth. Eine Kaffeetasse 4 Loth, ein Weinglas 4 Loth. Ein Bierglas 8 Loth. —

Was der anonyme Verf. mit dem Ausdruck S. 233 sagen will: „Auch hält man für besser, auf Tagelohn als im Gedünge mähen zu lassen, würde man nicht verstehen, wenn nicht der Ausdruck Tagelohn bezeichnete, daß es Gedinge heißen solle.

Ueber-

*) Z. B. Interesse der Kuh, mit Keller, Bohren und Reifen — u. s. w.

Ueberdieß findet man auch nichts vom Bruchbrand der Kälber in diesem Buche; nichts nichts vom Rausetzen ꝛc. Es ist also nicht einmal vollständig.

Endlich die: Einigen ökonomischen und chemischen Experimente betreffend, von S. 484—512, so sind sie aus Martins natürlicher Magie — vermehrt von Hrn. Wiegleb, und auch aus Martins Staffirmahler abgeschrieben, und dieß gab Rec. auch die Vermuthung, daß das vorige aus andern Schriften zusammen getragen worden sein müsse*). Wozu aber auch: Leder roth zu färben, dergl. rosenroth, himmelblau u. s. w. in einem Teutschen Vieharzeneibuch?

Inzwischen hat sich S. 491 ein Experiment verirrt, das dem ökonomischen Publikum, das es noch nicht

*) Diese Vermuthung wird noch mehr bestärkt, wenn man S. 420 liest: „und ein anhaltendes Klystier (S. 1. Thl. S. 561. Nr. 12 oder 13) gebrauchen." Und S. 458. „Im 1. Thl. Kap. 65. S. 343 f. wird ausführlich vom Beinbruche gehandelt." Ingl. S. 459. „im 1. Thl. das 62. 63. 64. Kap. S. 336." — Dieß alles kommt im gegenwärtigen Buche, das keine 2 Theile, und keine 561 Seiten (und 65 Kap. sondern 95 Kap. und 436 S.) hat, nicht vor, und S. 418 nennt er uns den: Veterinarius. Ergo etc.

nicht kennt, nicht anders als angenehm sein wird, nämlich:

17. Aus Molken Essig zu machen.

Man thut etliche Maß Molken in eine Flasche, schüttet ohngefähr 4 Loth Weinstein, nebst 2 Hände voll Stiele von Rosinen, und $\frac{1}{4}$ Nösel Weinessig darein, und stellt solche etliche Wochen lang an einen gelinden warmen Ort. In den Molken steckt eine wirkliche Säure verborgen; diese wird durch die zugesetzten sauren Hülfsmittel entwickelt, verstärkt, und auf solche Art in einen wahren Essig verwandelt.

Rec. bemerkt noch, daß auch die Art und Weise, 12 Sorten Siegellack zu machen, S. 492 — 495 angeführt ist. Und nach diesen steht noch S. 496.

30. Ein guter Kitt, zerbrochene Gläser oder porzellanene Gefäße wieder zu ergänzen.

Hierzu wird frischer ungelöschter Kalk zu einem sehr zarten Pulver gerieben, hernach mit Eiweiß, Sauermilch, oder bloßer Käsematten, so viel als zu einer breiigen Form nöthig ist, vermischt, und schnell zur Zusammenkittung angewendet.

Oder:

Man mischet frischen ungelöschten Kalk, Glas, von jedem ein Theil, Silberglätte 4 Theile, reibt alles dem Maße nach zu einen zartem Pulver, und macht es mit einem guten alten Leinölfirniß zu einem

nem Teige. Dieses letztere gibt einen Kitt ab, dem besonders kein Wasser schaden wird, und der sehr dauerhaft ist.

Aufgeblähtem Viehe gibt der anonyme Verf. nach S. 303, 3 bis 4 Pfund frisch gemolkene Milch von einer gesunden Kuh laulicht ein, und führt sie darauf außer dem Stalle herum, und versichert, es würden wenig Minuten vergehen, so würde das Vieh genesen sein.

---

4. Ueber die Viehweide und ihre Vorzüge vor der Stallfütterung, von D. G. R. Böhmer. Aus dem Lateinischen frei übersetzt von D. Tob. Fr. Lochner. Nürnberg, im Verlag der J. L. S. Lechner'schen Buchhandlung. 1804. IV. 568 S. 8. (4 Gr.)

Dieß ist eine Uebersetzung einer vor dreißig Jahren geschriebenen Dissertation *), und also von einer Zeit, wo man unmöglich die großen Vortheile der Stallfütterung schon kennen konnte, und sich vielmehr allerlei Uebel, die aus derselben entsprin-
gen

*) D. G. R. Boehmer dissertat. an pastus pecorum potius in stabulis quam in pratis instituendus? 1775. Viteb. 4.

gen sollten, erdachte. Daher nicht nur Oekonomen, sondern auch Aerzte die Sache beleuchteten, wozu auch Dr. Böhmer gehöret. Jetzt gehört die Abhandlung selbst nicht mehr für den Richterstuhl der Kritik, und die Oekon. Hefte sind nicht dazu geeignet, den Werth oder Unwerth der Uebersetzung zu bestimmen. So viel ist aber gewiß, daß Hr. Dr. Lochner sich weiter kein Verdienst damit erworben hat, zumal wir eine sehr gute Schrift vom Gegentheil unter dem Titel haben:

Die Stallfütterung, nach medizinischen Grundsätzen abgehandelt von Dr. A. H. L. Bruhm, aus dem Latein. *) übersetzt von M. Fr. Lebr. Schönemann, und mit Anmerkungen begleitet vom Amtsrathe Riem. Dresden und Leipzig. 1786. 27 S. 8. Hätte Hr. Dr. L. diese Abhandlung gelesen und studiert gehabt; hätte er die Gründe derer richtig geprüft, die das Gegentheil behauptet haben **); wäre er selbst praktischer Oekonom:

*) Dr. Ant. Henr. Ludov. Bruhm, praes. Plattnero, dissert. quaestio de pastu pecorum in stabulis secundum analogiam disciplinae medicae tractata. Lips. 1784. 4.

**) Vergl. in den Oekon. Heften Mon. Juni 1807. S. 338, das Zeugniß eines durchaus praktischen Oekonomen — Schwerz.

nom: er würde schwerlich jetzt diese Uebersetzung geliefert haben.

Rec. bemerkt bei dieser Gelegenheit, daß die Rubrik: Stallfütterung in Webers Handbuch der Oekon. Litteratur nicht anzutreffen ist, welche also noch dahin mit diesen Schriften beigeschrieben werden kann.

---

5. Ueber die höchste Benutzung der Birke (.) Ein Nachtrag zu der von Herrn C. P. Laurop herausgegebenen Schrift (,) über den Anbau der Birke (,) von C. Adolph Freiherrn von Seckendorf. Leipzig, in Commission der von Kleefeldischen Buchhandlung. 1800. 83 S. 8. (6 Gr.)

Bis S. 41 geht der Hr. Verf. gleichsam als Vorredner einher, und sagt uns unter andern viel Wahres, mit unter aber auch Einiges, das einer Berichtigung bedarf. So heißt es z. B. S. 9. „die Acacie, dieser schöne Gartenbaum, kommt, wie jedem hellsehenden Forstmanne bekannt ist, in Verhältniß mit der Birke in gar keine Betrachtung." Obgleich Rec. überzeugt ist, daß er den Unterschied zwischen Birke und Acacie recht hell sehe, so möchte Hr. v. S. ihn doch zu den hell-

hellsehenden nicht rechnen, wenn er dieser Behauptung widerspricht; er hofft aber von seinen Lesern Beifall zu erhalten, wenn er anführt, daß Hr. v. S. wohl nur örtlich spreche, welches daraus erhellet, weil Rec. zwei eilfjährige Acacien vor seiner Hausthüre stehen hat, denen keine eilfjährige Birke gleich kommt, ob jene gleich auf schlechtem Boden stehen.

Mit S. 42 wird die Frage: wie ist also die höchste Benutzung der Birke zu bewirken? — beantwortet, und von S 49 bis 58 der Beweis der höchsten Benutzung geführet, den jeder Liebhaber selbst nachlesen muß.

S. 43 verlangt Hr. v. S. mit Recht, jeder Forstbediente sollte eine Baumschule von jungen Birken haben — Allein — warum haben sie sie nicht? *) — Daselbst verlangt er mit Hrn. Laurop, daß die jungen Birken, wenn sie drei Jahre nach dem Versetzen gestanden hätten, dicht von der Erde weggeschnitten werden sollten. Rec. führt dieß an, um seinen Lesern zu sagen, daß er es mit seinen Zöglingen in der Obstbaumschule so mache, und vortreffliche schlanke Bäumchen erhalte.

*) Wie jeder Förster eine leicht erlangen kann, steht S. 60.

S. 59 folgen nun: Einige allgemeine Bemerkungen über die vorgeschlagene höchste Benutzung der Birke, die Jeder selbst nachlesen muß, den es besonders angeht. Wenn aber der Hr. Verf. S. 62 behauptet, daß erst nach 33 Jahren die Birke abgeschlagen werden soll, so zweifelt Rec. gar sehr, daß dieß zur höchsten Benutzung derselben gehöre, indem ein 15=jähriger, auch wohl 10=jähriger Schlag, wenigstens bei der Aussat der Birke, weit nutzbarer ist, indem eben dadurch die Wurzeln sich vergrößern, und die Stämme desto dicker ausschlagen.

S. 70 verlangt Hr. v. S., daß das Abschlagen im Herbste geschehe. Dieß ist gewiß eine Behauptung, die Niemand beifallswürdig finden wird, der weiß, daß da der Landmann seine volle Arbeit hat: es wäre denn, daß es Orte gäbe, wo die Taglöhner nach der Ernte nichts mehr zu thun hätten; und alsdann wäre diese Anempfehlung nur örtlich zu verstehen.

Uebrigens versichert Rec., daß er diese Schrift mit Vergnügen gelesen habe.

---

6. Die Fleischökonomie ꝛc. von Phil. Franz Breitenbach ꝛc. Zweiter Theil, Weimar 1804. gedruckt und verlegt bei den Gebrüdern Gädicke,

mit

mit fortlaufenden Zahlen, von S. 405 — 728. Nebst 14 S. Inhaltsanzeige, 4 S. Titel und Vorr. und 1 S. Druckfehler.

Rec. beruft sich im Ganzen auf die Recension des ersten Theils *), und führt nur aus dem Inhalt die Kapitel, nebst einigen Unterabtheilungen an, und überläßt den Lesern der Oekon: Hefte, ob sie z. B. sich so vielerlei Würste machen wollen lassen, als hier angegeben ist.

Fortsetzung des dritten Abschnitts. Sechstes Kapitel. Vom Einsalzen und Mariniren der Fische.

Das Einsalzen des Aals, S. 406. Eine andere Einsalzungsart der Aale, S. 407. Aal einzubeitzen, S. 408 ꝛc. Aalraupen zu mariniren, S. 416. Forellen einzusalzen, S. 418 ꝛc. Eben so von Hechten, Karpfen, Lachs, Karauschen, Barben, Pärschen, Brachsen, Stöhren, Strömlingen, Schnepeln, Weißfischen, Schleien, Gründlingen und Schmerlen, Sandern und noch mehreren, auch auf mehrere Arten. Vierter Abschnitt. Von Bereitung der vorzüglichsten Arten Würste und verschiedenen andern

*) im August-Hefte von 1807. — Der erste Theil dieses Buchs ist nicht, wie dort steht, 1805, sondern 1803 erschienen.

andern dahin einschlagenden Gegenständen. 1. Kap. Von einigen allgemeinen Bemerkungen, die vor dem Wurstmachen zu beobachten sind, S. 521 — 547. 2. Kap. Von Bereitung der Würste vom Rindvieh. 1) Die Bereitung der Leberwürste, S. 548. 2) Auf eine andere Art, S. 549. 3) Noch auf eine andere Art, ebend. 3) Noch eine andere, S. 550. 5) Die Bereitung der Leberwürste für den Herrschaftstisch, S. 557. Von der Grützwurst, Blutwurst, Schabwurst, Rindswurst und andern bis 24) — S. 566. 3. Kap. Von Bereitung der Würste vom Schweinevieh. Gewöhnliche Bereitung der Blutwurst, der Leberwurst und anderer auf verschiedene Art, 35 Nummern — ohne Zahl. Hier fehlt der Göttinger Feldgicker. 4. Kap. Von Bereitung der Würste vom Schafvieh. 5. Kap. Von Bereitung der Würste vom Federvieh. 6. Kap. Von Bereitung der Würste von Fischen — von 50erlei Fischen, und 1 Krebswurst. 7. Kap. Von Bereitung des Preskopfs, der Sülzen und anderer dahin einschlagender Gegenstände. 8. Kap. Vom Räuchern des Fleisches, der Würste und Schinken bei gewöhnlichem, als auch bei Torf- und Steinkohlenrauch. (Darunter sind auch 4) die Gänse gerechnet und 5) die Fische.) 9. Kap. Vom Aufbewahren der geräucherten Produkte.

Rec. hat unter den Würsten keine bemerkt, die aus Hasengeräusch, das ist, von Lungen und Leber gemacht

gemacht werden. Kann man von Rehböcken der- gleichen dazu thun, so ist es desto besser. Freilich ist das nicht in jeder Haushaltung anwendbar, aber doch gewiß auch nicht die Fischwürste. Inzwischen, wer Gelegenheit hat, und sich solche Würste machen lassen kann, wird sie gewiß recht gut finden.

---

6. Geschichte der Einführung der feinwolligen Spanischen Schafe rc. 2. Theil. Leipzig, bei Gerh. Fleischer d. J. 1805. 205 S. med. 8. ohne 8 S. Titel, Vorrede und Inhalt.

Das Urtheil, welches Rec. über den ersten Theil dieses Buches *) gefällt hat, gilt auch von diesem. Hier will er theils aus dem Buche, theils aus den Anmerkungen Sr. herzogl. Durchl. für die Leser der Oekon. Hefte Einiges anführen.

Hr. Lasteyrie sagt nach der Teutschen Uebersetzung S. 125. „Ich habe in England und neuerdings in Teutschland Wirthschaften kennen gelernt, welche den hohen Grad ihrer Vollkommenheit nur den Einsichten ihrer wohlunterrichteten Eigenthümer zu verdanken haben.“ Welch ein Ruhm für diejenigen Teutschen Landwirthe, die es angeht!

Wie

*) im Auguststück dieser Hefte von diesem Jahre.

Wie angenehm würde es uns aber sein, wenn wir diese den hohen Grad der Vollkommenheit habenden Wirthschaften auch kennen gelernt hätten! Vielleicht, daß sich Mancher darnach gebildet hätte! Inzwischen finden wir einen O. A. Fink zu Lößitz S. 51, einen Grafen von Magni in Oberschlesien S. 110, 123 rc. angeführt, die Hr. L. gewiß besonders gemeint hat.

S. 131 lesen wir: „Aus der Milch der Schafe macht man (im Oestreichischen nämlich) Butter und Käse. In der Gegend von Brünn in Mähren, und von Brauau, wird der unter dem Namen Brinse bekannte Käse gemacht, wovon in Wien sehr viel verzehrt wird.“ In den übrigen Theilen von Teuschland wurden noch vor 50 Jahren die Schafe auch gemolken und Käse daraus gemacht, aber seit jener Zeit nicht mehr. Warum, kann Rec. nicht sagen.

In der Note 7 S. 14 sagt der Hr. Uebersetzer: „Die Lämmer verschlucken viel Wolle bei dem Saugen.“ Rec. wundert sich nicht wenig, daß in den dortigen Gegenden die Methode noch nicht bekannt sein soll, die Mütter um das Euter zu entwollen — dann könnnen die Lämmer keine Wolle mehr verschlucken. Gegen die Fäule empfiehlt derselbe, als specifisches Mittel, Roßkastanien. Man sehe darüber die Wichmannsche Uebersetzung des Dau-

benton-

bentonschen Schäferkatechismus, S. 164 f. 174 f. Die Schafe wollen diese Kastanien anfangs nicht fressen, wenn sie aber solche erst kennen, werden sie so begierig darnach, daß man Mühe hat, sie von dem Orte mit Gewalt wegzubringen. — Mit Recht tadelt der durchl. Hr. Uebers. S. 18 Note 11, die unbarmherzigen Menschen, die ihren Schafen das Saufen verwehren, und setzt hinzu: Könnte man diese Menschen doch auch dursten lassen! — S. 42 heißt es von einigen Sächsischen Schäfereien: In einigen läßt man die Schafe des Winters nicht zur Tränke gehen, sondern setzt ihnen das Wasser in die Ställe. Das Quell- oder Brunnen-Wasser wird durch Röhren in Tröge geleitet, woraus die Schafe, so oft sie wollen, saufen; dadurch saufen sie öfter, aber jedes Mal nur wenig, welches der Gesundheit zuträglich ist.

Wenn Hr. L. S. 24 sagt: Im Anfange des Julius werden die Schafe geschoren, so ist dieß gewiß ein Druckfehler für Junius — und es ist da im Grunde schon spät im südlichen Teutschland.

Wenn der Verf. 43 sagt: das Salz wird 4 bis 5 Wochen vor der Lammzeit den Mutterschafen entzogen, weil man der Meinung ist, daß es bei trächtigen Schafen die Geburt erschwert — und der durchl. Hr. Uebers. in der 29. Note anführt, daß seine Schafe größtentheils immer Steinsalz im

Stalle hängen hätten, die schweren Geburten wären aber selten; so ist es doch ganz natürlich, daß ein Schaf, das viel Salz geleckt hat, mehr säuft, als ein anderes, das keins geleckt hat. Das viele Wasser aber bleibt den trächtigen Schafmüttern alle Mal schädlich.

Der Schwanz ist, nach der Meinung des Hrn. L. S. 177. für das Schaf eine unbequeme und beinahe überflüssige Last. Mit Recht sagt der durchl. Uebersetzer in der Note 88 dagegen: Sollte die Natur den Schafen die Schwänze nicht gegeben haben, um die Fliegen und Bremsen zu hindern, in den After und das Geburtsglied zu kriechen, und dort ihre Eier abzusetzen? — Der Schwanz scheint ihnen auch bei dem Misten Dienste zu thun, indem das Schaf alle Mal denselben bewegt. Auch trägt der Schwanz seinen Theil Wolle. —

S. 7. redet Hr. L. von den Schwedischen Schafen, und sagt von ihnen, daß die vernachläßigten nicht nur, wie an allen Orten, mehreren Krankheiten ausgesetzt wären, als die gutgehaltenen, sondern daß sie auch gewöhnlich die Wolle verlören. — Dazu machen Se. herzogl. Durchl. die 2. Note: Man hält das Verlieren oder Abstoßen der Wolle gewöhnlich und allein für einen aus Hunger herrührenden Krankheitszustand der Schafe; aber der Altvater der Teutschen

ver-

veredelten Schafzucht, Hr. Oberamtmann Fink, hält es für einen Fehler der Race, wie man aus seinem Schreiben an den Obr. v. R** zu Ohlau in Schlesien in Nr. 15 der Landwirthsch. Zeit. von 1803 ersehen kann. Meine eigne Erfahrung lehrt es mir, daß er Recht hat. — Rec. Meinung steht schon bei der Recension des ersten Theils dieses Buchs, und besteht nach mehrjähriger Erfahrung darin, daß nicht die Race daran Schuld ist, sondern eine eigne Krankheit. Rec. hatte eine vortreffliche Race Schafe — und auf einmal ließen zwei die Wolle aus. — Sie wurden abgeschafft, und nach drei Jahren ließen 5 die Wolle aus. Auch diese wurden abgeschafft, und nach 4 und 5 Jahren ließen 9 Stück die Wolle aus.

So gern Rec. noch Eins und das Andere aus diesem nützlichen Buche mittheilen möchte, so muß er doch abbrechen; führt aber noch den Unterschied des Breslauer, Berliner und Leipziger Gewichts aus S. 117 Note 62 an, wo es heißt: $115\frac{5}{8}$ Pf. Breslauer Gewicht betragen 100 Berliner Pf. Der Centner wiegt 132 Breslauer Pf. Sie kommen dem Leipziger sehr nahe und sind nur um ein Geringes verschieden; denn $115\frac{9}{16}$ Breslauer Pf. sind gleich $115\frac{3}{16}$ Leipziger Pf.

Das vierte Kapitel, das von den Preußischen Staaten handelt, ist nach dem Französischen abgekürzt,

kürzt: und wollen Se. herzogl. Durchl. der veredelten Schafzucht in den königl. Preußischen Staaten einen eignen Band widmen, welcher als der dritte Theil des Lasteyrischen Werkes, zugleich aber auch als ein eignes Werk angesehen werden kann.

---

7. Bemerkungen auf einer vorzüglich in landwirthschaftlicher Hinsicht im Sommer 1801 durch einen Theil von Schwaben, des Elsasses, der beiden Rheinischen Kreise, dann Ober- und Nieder-Sachsens angestellten Reise, mit beigefügten Notizen über verschiedene Natur-Gegenstände, Kunstprodukte, polizeil. Anstalten und Anlagen ꝛc. von Karl Cranz, königl. Preuß. Oekonomie-Kommissär. Erster Theil. Leipzig, in der Baumgärtnerischen Buchhandlung. 1805. 175 S. gr. 8. Zweiter Theil. Mit 7 Kupf. 146 S. (2 Thlr. 12 Gr. Fränk.)

Die Absicht des Hrn. Verf. war, zu Erweiterung seiner ökonomischen Kenntnisse im Allgemeinen, und besonders, um den verbesserten Fruchtwechsel, Futter- und Handels-Gewächsbau anderer Länder, die Drillwirthschaft, dann die Hand-

arbeit bei dem Anbaue der behackten Früchte in die Brache erleichternden Englischen Ackerwerkzeuge, und andere dem Landwirthe nützliche Maschinen kennen zu lernen, und um sich die persönliche Bekanntschaft mehrerer erfahrnen Landwirthe zu verschaffen, eine Reise durch die auf dem Titel genannten Länder zu machen. Freilich dauerte die Reise nur 3½ Monat — aber die ökonomischen Nachrichten sind treu und richtig bemerkt; wären es aber bloß ökonomische Bemerkungen, so würde dieses Buch kaum den vierten Theil so groß, und nicht so angenehm zu lesen sein, als da er uns seine Bemerkungen über Natur-Gegenstände, Kunstprodukte ꝛc. mit anführt. Sie sind größtentheils solche, die wir noch nicht beschrieben haben, und die also nur von Reisenden gesehen worden sind.

Die Reise geht von Crailsheim über Schwäbisch-Hall, Heilbronn, Heilbronn am Neckar, Freudenthal, Ludwigsburg, Stuttgardt, Hohenheim, Tübingen, Eytingen, über den Schwarzwald, das Gutacher und Kinzinger Thal, Strasburg, Bischweiler, Rastadt, Karlsruhe, Bruchsal, Schwetzingen und Mannheim, Heidelberg, Heppenheim, Worms und Pfeddersheim, Monsheim, Oppenheim, Mainz, Frankfurt am Main, Hanau und Wilhelmsbad, Kronberg, Homburg, Usingen, Gießen, Marburg, Wabern, Cassel, Göttingen, Einbeck,

Einbeck, Wittenburg, Tiedenwiese und Hannover. — So weit der erste Theil.

Hier nur einige Auszüge. Rec. übergeht die Bemerkungen, wo in Schwaben ꝛc. an den Chausseen Obstbäume stehen, oder wo Stallfütterung eingeführt ist, und andere — führt den S. 17 zu Ludwigsburg lebenden Kanguru (Jaculus giganteus), welchen der Herzog von Stuttgard aus England erhalten hatte, an. Dieses, durch Cooks Reise nach der Südsee bekannt gewordne Thier lebt heerdenweise auf der von ihm entdeckten Ostküste nach Neuholland, und ist wegen seines ganz eignen Baues allein eine Reise nach Ludwigsburg werth. — In der Nähe von Stutgardt (S. 21) wird wenig Getreide, meistens Wein, Obst ꝛc. gebauet; unter diesen solches, das nicht vom Baume zu essen ist und dennoch viel Wein gibt, als die Weinbirn, und ein dort unter dem Namen Luiken bekannter Apfel, den Hr. Cr. in keiner Pomologie auffinden konnte. — Bei Tübingen (S. 25) wächst das sogenannte Fielderkraut, welches ein spitziger weißer Kopfkohl ist. — Der botanische Gärtner Hr. Schöllhammer zu Straßburg hat (S. 50) von dem sogenannten Hopfenbaum, Ptelea trifoliata, Bier brauen lassen. — Rec. überschlug nun alle übrige Orte, um auf Kronsberg und den dasigen Oberpfarrer Christ zu

kommen. Kronberg verkauft in etwas guten Jahren für 40,000 Thlr. Obst, Obstwein und Essig. „Trefflich ist die Obstkultur in der ganzen Gegend," schreibt Hr. Cr., „beinahe alle Felder sind mit den schönsten Obstbäumen besetzt, und die Dörfer stehen durchgängig in den herrlichsten Obstwäldern, von deren Existenz man in andern Theilen von Teutschland kaum eine Idee hat. Kronberg ist ein kleines, schlecht gebautes Mainzisches Städtchen ꝛc. Ungefähr ¾ Morgen á 160 Quadratruthen zu 16 Fuß — gewährt öfters in einem Jahr 25 Centner getrocknete Mirabellen, welche 4 bis 500 Fl. kosten. — Auch in der Nähe des Orts ist ein ganzer Wald von den schönsten süßen Kastanienbäumen. Die Christischen Baumschulen mögen wohl mehr als 2 Morgen halten und sind voll der herrlichsten Bäume. Er deckt seine Pfirsch- und Aprikosen-Spalier-Bäume im Winter nicht zu, weil er glaubt, daß sie dadurch weichlich würden. Er hat auf der ganzen Kronberger Markung den Zehenten vom Winterobst, besitzet neben seinen Pfarrgärten mit Bäumen eigene und Pfarräcker, die mit Obstbäumen besetzt sind — und erhält also in guten Jahren eine unendliche Menge Obst. Sehr interessant war Hrn. Cranz die Christische Bienenzucht, wovon er in seinem Hofe nach der von ihm herausgegebenen Anweisung zwölf Magazin-Stöcke mit 4 bis 5 Aufsätzen hat, unter einem

Da-

Dache. Hierdurch widerlegen sich also die falschen Gerüchte von diesem vortrefflichen Manne. — Der Buchhändler in Marburg, Hr. Ritter, unterhält eine Baumschule von 30,000 Stücken. — Hr. Nebelthau in Cassel hat Versuche mit der Reisgerste (Horteum zeocriton) und dem Honiggras angestellt; der Hr. Verf. auch, der sie aber nicht lobt, S. 116. — Hr. Hofrath Blumenbach in Göttingen zeigte Hrn. Cranz ein Exemplar des Schnabelthiers aus Neuseeland, Ornithorhynchus paradoxus, eine schöne Brotfrucht von Otaheite in Spiritus, und ein Stück Rohzucker von Zucker-Ahorn aus Amerika. — An Hrn. Professor Hofmann hatte Hr. v. Jaquin aus Wien einige neue Getreidesorten, und vorzüglich sieben Arten des besten Tabaks aus Persien, China, der Türkei, Aegypten, gesendet. Bei dem Prof. der Mathematik, Hrn. Obrist-Lieutenant Müller, fand er zuerst den in Franken noch unbekannten sogenannten Rosenkohl, eine Abart des Wirsing, Savoier-Kohl, der auf seiner hohen Stange einen Kopf und an jedem Blattstiele kleinere, äusserst gutschmeckende Köpfchen hat. Hr. Cr. nahm sich Samen mit. Rec wünscht auch einigen zu besitzen. Nach S. 130 hat der Ober-Kommissär Hr. Westfeld zu Weende bei Göttingen, der ein Mann von ausgebreiteten ökonomischen Kenntnissen und Erfahrungen ist, mit verschiedenen Vorwerken

2000

2000 Morgen Land gepachtet zu 120 Quadrat-Ruthen zu 16 Fuß. — Vom Chinesischen Oelrettig hat er wohl schönes Oel, aber von geringem Ertrag erhalten. Hrn. Cr. Pflanzen wurden im Frühjahre von Erdflöhen begierig abgefressen. — S. 142 gedenkt Hr. Cr. eines Mitteldings zwischen Sense und Sichel, Sayet, auch Seichte, Sichte genannt — bei Wittenburg; ein Holzschnitt steht S. 143. —

Hier sind noch 5 Beilagen angehängt, worin eins und das Andere im Buche Gesagte bewiesen wird.

Die Reise ging (nach dem zweiten Theile) ferner nach Celle, Braunschweig, Wolfsburg, den Drömling, Züchtau, Magdeburg, Wanzleben und Eggeln, Athemsleben, Calbe und Gottesgnaden, Aken und Dessau, Köthen, Gröbzig und Halle, Lauchstädt, Naumburg, Weimar, Erfurt, Gotha, Meiningen (nicht Meinungen *), Neustadt an der Saale, Schweinfurt, Würzburg. —

Ob das Plaggenhauen in der Lüneburger Heide nothwendig sei? diese Frage wird S. 2 gar schön beantwortet. Es gibt im Lüneburgischen Haus-

*) Eine andere unrichtige Schreibart hat Hr. Cr. in dem Flusse Werre, der aber Werra heißt ꝛc. an mehrern Orten.

Hauswirthe, welche im Sommer 2 bis 300 Bienenstökke haben. Die Versuche mit der Magazin-Bienenzucht sind nicht gut ausgefallen. Die Schafzucht wird meistens mit einer eigentlichen Art, welche den Namen Heide-Schmüke führt, betrieben. Dieß ist eine ganz kleine, kaum 1½ Fuß hohe Race von Schafen mit Hörnern, und meistens grauer oder schwarzer, harig grober Wolle. Sie werden jährlich 2 Mal geschoren, und dann erhält man das erste Mal aufs höchste 2 bis 3 Pf., und nachher noch 1 Pf. Wolle. S. 6.

In Celle besuchte der Vf. den Hrn. Leibmedikus Thaer, und rühmt ihn als seinen Lehrer S. 7 in der Note. Hr. Thaer hat da die fünffelderige Wirthschaft eingeführt, S. 9. — Hr. Thaer und Hr. Hoffischer Duwe bauen den grossen Schottischen Kohl, S. 26, so wie letzterer auch noch den Englischen Johannis-Kohl. — In Braunschweig trägt ein Morgen 60 — 70 auch wohl 137 Cntr. Cichorien, à 1 Fl. S. 34. —

In der Heide gegen Magdeburg waren überall Bienenkörbe auf ebner Erde. — In etwas guten Jahren, wenn die Heide schön blühet, geben 8 Stöcke öfters 1 Tonne Honig zu 100 Maß. Fremde, welche ihre Bienen in diese dem Hrn. Landrath von Alvensleben zuständigen Heide bringen wollen, bezahlen für 6 Wochen 1 — 3 Gr.

an

an denselben. Das Plaggenhauen ist auch hier gewöhnlich — ein Wagen voll wird für 6 Gr. verkauft, S. 56 f. — Der Hr. Staatsminister von Alvensleben hat zu Hardisburg viele Spanische Schafe, à 1 Stück (20 Pf.) 10—11 Thlr. Preuß. Cour. Man sieht hier wenig reine Brache, S. 58. Hr. Amtsrath Kühn zu Wanzleben berechnet den Ertrag von 220 Kühen, meistens von Friesischer Race, auf dem Stalle, jährlich auf 28 Thlr. 18 Gr. S. 80. — In Wörlitz hat der Fürst von Dessau eine große Oekonomie, die jeder Fremde, wenn er auch kein Freund der Landwirthschaft ist, nicht unbesucht lassen sollte, S. 94, 95 f.

Der Fruchtwechsel ist auf diesem Gute folgender:

1) Winterrübsamen, aus dem Stalle und mit Hordenpferch gedüngt,

2) Weitzen,

3) Gerste, etwas gedüngt,

4) Erbsen,

5) Weitzen,

6) Gerste oder Hafer, zum Theil mit untergesäetem Klee,

7) Klee und reine Brache.

Alle Wege sind mit doppelten Alleen von Obst-

bäumen bepflanzt, S. 96. Alle Straßen (in der Nähe der Dörfer um Köthen, S. 97) sind mit Kirschen- und Pflaumen-Bäumen besetzt.

In Gröbzig hat Hr. O. A. Holzhaußen eine große Landwirthschaft mit Stallfütterung des Rindviehes, schreibt Hr. Cr. S. 97; aber ungeachtet der Boden sehr fruchtbar ist, und meistens, ausgenommen etwas Klee, Kartoffeln und Runkelrüben, reine Brache, weil, wie er sagt, der Erbprinz den Anbau derselben nicht haben will. — Bei Halle hat Hr. Cr. des Kümmelbaues gar nicht gedacht.

Im ganzen Weimarischen *) (S. 105) ist die Dreifelder-Wirthschaft mit reiner Brache, so weit nicht Klee, Runkelrüben ꝛc. darin angebaut sind. Das Vieh wird im Stalle gefüttert, da es keine Weide gibt. (Also eine Natur-Stallfütterung) S. 106 ist ein Druckfehler, deren Rec. noch mehrere gefunden hat, in: verbauet für verbrauet.

S. 107 ist eine schöne Bemerkung, von dem Einfluß eines wärmern Klimas, des Badens und der

*) Der Hr. Verf. gedenkt ganz kurz des herzogl. Parkes in Weimar, S. 105. Wer mehr davon lesen will, lese das 6. Stück der Annalen der Gärtnerei ꝛc. v. Neuenhahn d. J. S. 1 ff.

der zufälligen örtlichen Lage auf die Vegetation und frühere Reife der Gewächse auf dieser Reise des Hrn. Verf.

Im Erfurthischen (S. 111) wurden alle Gemeinden, welche nur noch etwas ungetheiltes Land besaßen, durch die Kommerz-Deputation veranlaßt, hiervon ein verhältnißmäßiges Stück zur gemeinschaftlichen Baumschule herzurichten, und dem Schulmeister im Dorfe zur Besorgung mit Bedingung zu übergeben.

Der erste Weitzen gibt das 24. bis 30. Korn — und der letzte in 11 Jahren immer noch das 12. und 13., S. 114. — Welch ein gesegnetes Land, da andere mit dem 3. und 4. vorlieb nehmen müssen!

Hier bemerket Rec. noch das Erfurther Malter nach Gewicht: Ein Erfurther Malter wiegt 1000—1100 Pfund (Nürnberger oder Leipziger Gewicht?) und ist $7\frac{1}{2}$ Dresdner Scheffel gleich.

In Erfurt wird alljährlich wenigstens für 10 bis 12,000 Thlr. Brunnenkresse verkauft. Eine ungeheuere Summe aus einer anderwärts gar nicht geachteten Pflanze! S. 116.

Der Gemüse-Sämerei-Handel ist äußerst beträcht-

trächtlich. Hr. Haage *) hatte 9 Centner meistens in diesem Jahre selbst erbauten und von andern erkauften Kopfsalat-Samen vorräthig, von dem, wie er sagte, im Frühjahre nichts mehr übrig wäre, S. 117.

Im Gothaischen ist überall die Dreifelder-Wirthschaft, mit reiner Brache, in so weit diese nicht mit etwas Futterkräutern angebauet ist, S. 120.

S. 121 findet man Nachricht, wie in den Gegenden zwischen Erfurt und Gotha große zweistöckige Gebäude ganz von Lehmpatzen (terre pisée) gefertiget werden, welches, wie alles übrige, Liebhaber nachlesen müssen. Inzwischen versichert Rec., daß es gewiß keinen gereuen wird, diese Reisebemerkungen gelesen zu haben.

*) schreibt sich selbst Hage. S. Annalen der Gärtnerei ꝛc. v. Neuenhahn d. J. 4. St. S. 123.

XII.

XII.

Die Runkelrüben-Zucker-Fabrikation, als Sache der Menschheit betrachtet *).

Die Westindischen Inseln und das feste Land von Amerika bringen größten Theils den Europäischen Zuckerbedarf hervor, und dessen Bereitung geschieht durch Sklaven.

Von den, alle menschliche Gefühle empörenden traurigen Verhältnissen dieser unserer Mitmenschen, gibt Hr. Braumüller folgende sehr treffende Schilderung, die ich hier wörtlich mittheile.

„Diese unglücklichen Menschen sind meistens Bewohner von Guinea und des innern Theils von Afrika, wo, durch die Gewinnsucht der Europäer angereitzt, die benachbarten Völker stets Krieg führen, um Gefangene zu bekommen, die dann an die Europäer als Sklaven verkauft werden. Der geringste Sklave wird wenigstens mit 80 Thalern nach Preußischem Gelde bezahlt, und die geringste An-

*) Von einem Freunde des Verf. zum Abdruck eingesandt.

d. Red.

Anzahl, die jährlich aus Afrika nach Amerika von den Europäern weggeführt wird, beträgt 70,000: also erhält Afrika von Europa jährlich 5,600,000 Thlr. durch diesen grausamen Menschenhandel. Es ist (sagt Hr. Braumüller *) und mit ihm jeder Mensch, dessen moralisches Gefühl nicht ganz abgestumpft ist) eine Vorstellung, die alles menschliche Gefühl empört, wenn man bedenkt, wie die Menschen als Thiere verkauft, behandelt, von ihrem Vaterlande, ihrer Familie und allem, was ihnen das liebste ist, weggerissen werden, und dagegen Grausamkeit, schlechte Kost und Kleidung, und immerwährende Krankheiten, so lange sie leben, zu erdulden haben. Glücklich schätzen die Gefährten der Elenden diejenigen, die auf der Reise sterben, das zu erwartende Elend nicht erleben, und bald von dem Schmerz getödtet werden, den sie durch die Trennung von ihren Freunden empfinden. Man hat berechnet, daß wenigstens die Hälfte stirbt, ehe sie zu Schiffe die Westindischen Gräber erreichen. Es dauert nicht lange, so werden die neuangekommenen Sklaven durch böse und bis jetzt unheilbare Krank-

*) S. über die Veredlung einiger vorzüglichen Landesprodukte, herausgegeben auf Veranlassung der Schrift: der neueste Stellvertreter des Indischen Zuckers. Von J. G. Braumüller, Berlin, 1799, 8. in Commission bei Maurer.

Kranheiten befallen, die in einem beständigen Magenweh, Pian genannt, und bösartigen Ausschlägen bestehen. Hierzu kommt noch die grausame und unmenschliche Behandlung der allermeisten Pflanzer, ihre selbst ungesunde und beschwerliche Arbeit auf den sumpfichten Zuckerpflanzungen bei der Bebauung und Ernte, desgleichen des Zuckerrohrs, auf den Zuckermühlen, wo ihre schon ungesunden Körper vollends entkräftet werden. Diese ungesunden gemarterten mit bösen Ausschlägen stets geplagten Menschengestalten sind es, die uns den Zucker bereiten. Daß dieses alles wahr und nicht übertrieben ist (fährt Hr. Braumüller fort), kann ich versichern, ich habe dieses von einigen Westindischen Pflanzern auf meiner Reise nach Frankreich selbst erzählen gehört, und von glaubwürdigen Schriftstellern bestätigt gefunden." *)

Die

*) Noch weit empörender, als diese hier geschilderte Lage der schwarzen Sklaven ist der Handel, der in den Nordamerikanischen Freistaaten mit weissen Sklaven getrieben wird, und die größten Theils aus Schottländern, Irländern und Teutschen bestehen. Das Loos dieser, eine bessere Lebensart gewohnter, meist durch List zur Auswanderung bewegter und dann in ihren Erwartungen gänzlich getäuschter Menschen, ist bei weitem schrecklicher als das der Schwarzen, die von Jugend auf wenig Bedürfnisse kennen. Die Anzahl unserer

Die Zuckermühlen, oder bestimmter die Preßwalzen, durch welche man den Saft aus dem Zukkerrohre preßt, ziehen, wenn sie geschwind bewegt werden, alles, was sie fassen, mit Gewalt durch, so daß ein Sklave sogleich mit hineingerissen wird, wenn er nur mit der Spitze des Fingers oder mit einen Zipfel seiner Kleidung an die Stelle kommt, wo sich die Walzen beinahe berühren. Ganz erbärmlich würde er zermalmt werden, wenn nicht augenblicklich mit einem scharfen Beile die gepakte Hand oder der Arm weggehauen würde, deshalb man auch immer ein scharfes Beil bei der Hand hat, womit der Aufseher den Unglücklichen mit Verlust eines Armes das Leben zu retten sucht. Wer schaudert nicht vor dem Gedanken, daß, statt Vorrichtungen zu treffen, wodurch ein solches Unglück verhütet werden

unserer Teutschen Landsleute, die unter der Gefühllosigkeit jener Neuengländer mit der Verzweiflung ringen, ist gewiß nicht klein, und welcher Menschenfreund wollte nicht gern das Seinige nach Kräften dazu beitrageu, daß wenigstens in Zukunft Jeder von dem Gedankeu, in Amerika sein Glück zu machen, abgeschreckt werde? Wer sich einen Begriff von dem Elende dieser weißen Sklaven machen will, der findet es in Hrn. Lt. Nemnichs neuester Reise durch England, Schottland und Ireland (Tübingen, 1807) S. 472 ff. geschildert.

d. Red.

werden könnte, man beliebter Kürze wegen lieber ein so grausames Mittel anwendet, um das unglückliche Dasein eines Menschen zu erhalten, wobei man freilich weniger auf seine noch mögliche Erhaltung, als darauf Rücksicht nimmt, daß der Zuckerrohrsaft durch seine Zermalmung nicht verunreinigt werde.

Der Dr. Benjamin Moseley, in seiner Abhandlung über den Zucker, setzt die Anzahl der mit dem Zuckerbau in den Inseln beschäftigten Afrikaner auf eine halbe Million an. 50,000 unserer Mitmenschen schleppen also im qualvollsten Zustande, unter der grausamsten Behandlung, in Entbehrung eines jeden Lebensgenusses, ihr trauriges Dasein dahin, um einen Stoff zu produciren, den Luxus und Wohlgeschmack zum scheinbaren Bedürfniß der Europäer, zur merkantilischen Spekulation, zu einem lukrativen Handelszweige einer Nation gemacht haben.

Schrecklich und empörend ist es, wenn man bedenkt, zu welchem niedrigen Preis die Afrikaner ihre Landsleute, welche das Unglück haben, in die Gewalt ihrer stärkern Gegner zu fallen, verkaufen; und es läßt sich daraus schließen, wie geringe der Werth ist, den sie auf die Schlachtopfer ihres Eigennutzes und das Glück oder Unglück eines Menschenleben setzen. Gewöhnlich werden die Sklaven

mit Europäischen Waaren im Tausch verhandelt, und ihre Preise richten sich nach der größern oder geringern Zufuhr von den Küsten, und nach den Besorgnissen der Kriege im Lande. In Kamelia galt in den Jahren 1795 bis 1797 ein Sklave von der besten Güte 9 bis 12 Minkalli *). 18 Flintensteine, 48 Rollen Tabak, 20 Ladungen Schießpulver und 1 Hirschfänger, galten 1 Minkalli; 1 Flinte 3 bis 4 Minkalli; 1 Pferd 10 bis 17; 1 Ochse 1 Minkalli **). Welches Schauder erregende Verhältniß zwischen dem Werth eines Pferdes oder Ochsen, und dem, welchen der Sklavenhändler auf das Wohl und Weh seines Gleichen setzt!

Diesen Gräueln Einhalt zu thun, trat in Nordamerika eine Gesellschaft von Quakern zusammen, welche sich der Vernichtung der Sklaverei widmete, und ihren Zweck dadurch zu erreichen suchte, daß sie die Ahornzucker-Fabrikation ausbreitete und vervollkommente. Ihre Bemühungen haben auch in Nordamerika, wo es natürliche Anhorn-Wälder gibt,

*) Ein Minkalli beträgt ungefähr [illegible] Dukaten.

**) S. Reisen im Innern von Afrika auf Veranstalstaltung der Afrikanischen Gesellschaft in den Jahren 1795 bis 1797, unternommen von Mungo Park.

gibt, einen erwünschten Erfolg in Betreff der Ausbreitung der Ahornzucker-Fabrikation gehabt.

Die Dänische Regierung gab das erste Beispiel der menschlichen Gefühle, welche dem Regenten und dem Privatmann in gleichem Grade zur Ehre gereichen, indem sie schon vor mehrern Jahren den Sklavenhandel und die Neger-Einfuhre in ihren Westindischen Kolonien durch ein Verbot aufhob, das seiner Bestimmung nach dem 1. Januar 1804, in Kraft getreten, und, ohnerachtet der dagegen gemachten Gesuche, sich in Kraft erhalten hat.

Obgleich durch diese Rückkehr der Regierungen einiger Europäischen Nationen zu menschlichen Gefühlen schon viel für die unglücklichen Afrikaner gewonnen wird, so ist dennoch die Selbsterzeugung des Zuckers in Europa ein noch weit zuverlässigeres und sicherers Mittel, den Sklavenhandel zu zernichten. Die Möglichkeit, solches durch Erzeugung des Ahornbaumes zu bewirken, ist unläugbar. Die große Schwierigkeit aber, welche die Ahornzucker-Fabrikation dadurch findet, daß der Anbau des Ahornbaumes 15 bis 30 Jahre erfordert, bis er zur Zucker-Fabrikation brauchbar wird, und nur 10 bis 12 Jahr bleibt, so daß schon zur Vorbereitung des Betriebes dieses Erwerbzweiges wenigstens ein Viertel-Jahrhundert gehört, ist so äusserst schwer zu überwinden, daß, wenn gleich die

Regie-

Regierungen selbst zu dem Ahornbau auf alle Arten ermunterten, dennoch wahrscheinlich Jahrhunderte vergehen würden, ehe der Anbau des Ahorns so allgemein würde, als es der von andern unsere Forsten ausmachenden Waldbäumen ist. Dieses müßte aber sein, wenn der Ahornzucker in Europa eben so vortheilhaft als in Nordamerika, wo sich große Ahorn-Wälder finden, erzeugt werden sollte. Es gehört auch in der That ein wohl schwer aufzufindender Patriotismus, Beharrlichkeit, Geduld, und Vorsorge für folgende Generationen dazu, um mit dem Ernst und der vieljährigen anhaltenden Sorgfalt, welche die Baumzucht im Großen erfordert, ein Unternehmen dieser Art zu beginnen, welches zu beendigen man nach dem Laufe der Natur, wenn es in mittlern Jahren angefangen wird, nicht hoffen darf, und dessen Früchte, wenn man auch frühzeitig sich damit beschäftiget, einen Genuß von sehr kurzer Dauer, der deshalb wenig anlokkend ist, versprechen.

Das Material zur Zucker-Fabrikation aus Runkelrüben wird in 5 Monaten erzeugt, und es findet daher bei solcher nicht das fast unüberwindliche ihrer Ausführung entgegenstehende Hinderniß Statt, welches bei der Ahornzucker Fabrikation in der abschreckenden Zeit eines Viertel-Jahrhunderts aufzusuchen ist, die auf die Vorbereitungen verwendet

werden

werden muß, und deßhalb gibt die Zucker-Fabrikation aus Runkelrüben das leichteste und ausführbarste Mittel, den Europäischen Zuckerbedarf in kurzem durch Europäische Industrie selbst zu erzeugen, und dadurch die Bande der Unglücklichen zu lösen, die unter den Gründen der Sklaverei in den Kolonien jetzt zur Erzeugung des Europäischen Zuckerbedarfs gebraucht werden.

Ein Rückblick auf die gegebene Schilderung des harten schrecklichen Schicksals der Neger-Sklaven, verbunden mit der Aussicht, durch die Runkelrüben-Zucker-Fabrikation solchem abzuhelfen, erhebt die Erzeugung des Zuckers aus Runkelrüben zur Sache der Menschheit. Als Mittel, den Nationalreichthum zu vergrößern, politische Unabhängigkeit zu bezwecken, am Getreide durch die damit in Verbindung stehende Branntwein- und Essig-Fabrikation, zur Erleichterung der dürftigen Klasse zu ersparen, durch das viele Viehfutter, das sie abwirft, den Ertrag der Aecker zu vergrößern und die Viehzucht zu erweitern, wird zwar schon die Runkelrüben-Zucker-Fabrikation den Regierungen und den Patrioten sehr wichtig; als Mittel aber betrachtet, das Elend einer halben Million im Joche der härtesten Tirannei seufzender Menschen aufzuheben, wird diese Angelegenheit für die gesammte Menschheit äußerst wichtig und wohlthätig.

thätig. Wer solches nicht fühlt, und sogar diesem Gefühle nicht Privat-Interesse, wenn solches durch die Ausführung der inländischen Zucker-Fabrikation auch leiden sollte, willig und gern aufopfert, den mag ich zum Freunde nicht haben, denn die Natur machte einen Mißgriff, als sie ihm die menschliche Form gab.

Achard.

XIII.

Haben wir gegenwärtig Ursache, in Furcht vor der Viehseuche zu leben?

Kriege haben von jeher und zu jeder Zeit die Viehseuche veranlaßt und verbreitet. Die Ursachen lassen sich auffinden und beweisen. So weit wir bereits in die Kenntniß der Krankheit selbst eingedrungen sind, so ist uns ihre fürchterliche und schnelle Verbreitung bekannter als ihre Entstehungsart. Unsere belobtesten Vieharzte bestreiten wechselseitig ihre Theorien. Aus allem aber scheint sich doch das zu ergeben, daß Fütterung, Getränke, Anstrengung und Haltung des Viehes die ersten

Veranlassungen dieser verheerenden Krankheit selbst sind. Dieß wird um so einleuchtender, wenn wir auf die Erfahrung Rücksicht nehmen, daß in der Regel die Viehseuche in angetriebenen fremden Heerden zuerst ausbricht. Kaum darf man glauben, daß das Vieh schon angesteckt war, als es von seinem entfernten Pflegeorte weggetrieben ward; nur die Fälle ausgenommen, wenn der Weg nicht weit war, z. B. aus dem benachbarten Lande.

Der Krieg muß bei so bewandten Umständen die meiste Veranlassung zur Entstehung und Verbreitung der Viehseuche geben. Entweder wird wegen eintretender Kriegsverhältnisse die Wartung des Viehes unterlassen, oder es wird Fütterung und Getränk geändert. Man treibt z. B. die Heerden, um sie zu sichern, mit Eile in tiefe Waldungen, unzugängliche Gebirge, Sümpfe, oder bringt sie in andere Schlupfwinkel, welches alles der Gesundheit gänzlich zuwider sein muß. Es darf uns nicht wundern, wenn dadurch Krankheiten entstehen, die vielleicht anfänglich die Seuche nicht selbst sind, aber am Ende doch den Stoff und die Erzeugung dazu geben. Ist nun diese einmal veranlaßt, so werden die Besitzer auch eilen, das Vieh, unter welchem Vorwande es auch immer sei, zu veräußern. Die Wachsamkeit der Polizei kann hier leicht hintergangen werden, denn der Krieg hat sie gelähmt und der Mittel beraubt,

auch dann, wenn sich Ungebührnisse ihren Augen nicht entziehen können, ihre Kräfte aufzubieten. Schwerlich wird man daher unter solchen Verhältnissen den Ort der Entstehung von der Viehseuche entdecken oder zeitig genug wahrnehmen, um ihre Verbreitung durch angewandte Mittel zu verhindern. Es geht hier, wie bei einem unterdrückten Feuer, das mit um so größerer Gewalt ausbricht, als es gelang dasselbe zu verheimlichen. Gemeiniglich wird die erste angesteckte Heerde fortgetrieben werden, ohne daß es die Obrigkeit ahnet und vermag, dagegen Verkehrungen zu treffen. Und ist das Uebel einmal so weit gedrungen, so verbreitet sich die Seuche schnell, ohne zu ahnen und ohne zu wissen, woher, über ganze Distrikte und Länder.

Laut traurigen Erfahrungen hat unser Vaterland Sachsen seine meisten Viehseuchen dem angetriebenen Polnischen Schlachtvieh zu verdanken. Es haben darüber auch sachverständige Patrioten schon mehrmals geeifert und mit Recht behauptet, daß wir einestheils dieses Viehes gar nicht bedürfen, anderntheils schon wegen der mit seinem Antriebe verknüpften Gefahr dasselbe ganz und gar nicht ins Land lassen sollten. Man begünstige doch unsere Viehmast mehr — und wir werden Fleisch genug haben. Die Liebhaber vom Polnischen Ochsenfleische werden zwar, nebst den Finanziers, gleich mit der Bemerkung einkommen, daß man nur ge-

sund

sunde Heerden einlassen und angesteckte von den Straßen verweisen könnte. Man wird es aber nicht verhindern, angesteckte Heerden zurück zu halten, wenn den gesunden der Antrieb unverwehrt ist, auch wenn alle Zoll-, Gleits-, Brücken- und Wegegeld-Einnehmer, Officianten und Arbeiter an Straßen wirklich Kenntniß von der Seuche selbst hätten. Der Viehtreiber findet gewiß Mittel und Wege, sein Vieh an den Ort seiner Bestimmung zu bringen, oder es früher zu veräußern. Gesetzt, einer von den Pflichthabenden bemerkte Unrath bei der durchtreibenden Heerde, so wird er am Ende der Versicherung des Viehtreibers mehr glauben als seiner Ueberzeugung, und die Heerde wird theurer und geringer weiter getrieben werden. Gesetzt auch, einer und der andere trüge Bedenken, dieselbe weiter zu lassen und käme mit dem Viehtreiber nicht überein, so wird sich dieser an des letztern Behörde wenden und einen Schein zurück bringen, daß er ohne Aufenthalt, bei erwiesener Unbedenklichkeit, seines Weges weiter ziehen könne. Einsender hat um und neben sich Gelegenheit gehabt, sich Belege hierzu zu sammeln. Gegenwärtig erzählen öffentliche Blätter eine ähnliche und in vieler Rücksicht so merkwürdige Tagesgeschichte, daß sie auch hier eine Stelle verdient.

Eine dem Juden Cheim aus Warschau zugehörige Heerde von 119 Stück Ochsen kam mit einem

Gesundheits-Atteste von Landsberg vom 2. Mai versehen, am 4. Mai zu Giesdorf hinter Namslau an. Hier besichtigte sie der Namslauische Kreis-Physikus Dr. Fabri am 5. Mai. Er fand nur 117 Ochsen; einer war den Abend zuvor geschlachtet worden, der andere in der Nacht auf den 5. gefallen. Bestimmte Anzeigen einer ansteckenden Krankheit waren nicht zu finden. Indessen verordnete der Dr. Fabri, aus Rücksicht auf das gemeine Wohl, daß die Heerde vom Markte entfernt bleiben, zwei Tage unter strenger Aufsicht entfernt gehalten, und erst, wenn nichts weiter vorfiel, unter Aufsicht eines Land-Dragoners weiter getrieben werden sollte. Ohne sein Wissen aber ging sie schon den Tag darauf, den 8. auf Verwendung des Juden Chams unter Begleitung des Zollbereiters Haase ab. Sie nahm ihren Weg über Böhmwitz, Polnisch-Marchwitz, Windisch-Marchwitz, Riefe, Groß-Mühlatschütz, Melaschwitz, Groß-Nädlitz und Kavallen, wo sie den 12. Mai eintraf, nach Breslau. In allen den Dörfern, Groß-Michlatschütz und Groß-Nädlitz ausgenommen, wo die Heerde mit dem Viehe nicht zusammentraf, ist nachher die Viehseuche ausgebrochen. Von 6. zum 7. übernachtete die Heerde zu Windisch-Marchwitz in dem Garten des Schulzen Daniel Esche. Dieser ließ seinen Garten drei Tage darauf mit 14 Ochsen umarbeiten; alle erkrankten

ten sogleich und fielen, bis auf einen. Zu gleicher Zeit fielen zwei andern Einwohnern dieses Dorfes, deren Stallungen dicht an der Straße liegen, wo diese enge ist, und mithin das Vieh sich drängte und länger aufgehalten wurde, jedem 2 Kühe. Von diesen Häusern und dem Garten des Schulzen breitete sich das Sterben über das ganze Dorf aus. Am 7. Juni waren bereits 64 Kühe gefallen; die meisten übrigen erkrankten und mehrere von ihnen waren dem Tode nahe. Zu Prietzen ging die Heerde dicht an den Stallungen des evangelischen Predigers vorbei. Vom 18. bis 27. Mai fiel ihm ein Bulle, ein Ochse und drei Kälber. Da auch sein übriges Vieh zu erkranken anfing, so wurde der Hof gesperrt. Zu Groß-Mühlatschütz wurde die Heerde nur auf 110 angegeben. Hier wurden 3 gefallene Ochsen dicht an der Landstraße in der Nähe der Stallungen des Wirthshauses, nur ganz seicht in den Sand gescharrt. Erst der Herr Medicinalrath Mogalla rügte bei seiner Vorbeireisung die Unvorsichtigkeit und gab dem Schulzen auf, damit durch das Aufscharren der Thiere das Uebel nicht weiter um sich griffe, für eine sichere Einzäunung des Platzes und mehrere Beschüttung des Hügels mit Erde zu sorgen. Am 8. Mai Vormittags ging die Heerde durch Melaschwitz, eben wie das Rindvieh eingetrieben wurde, und kam mit diesem in Annäherung. Zu Kavallen

erkrankte

erkrankte am 20. Mai das erste Stück. Auf die Anzeige des königl. Kollegium medicum zu Breslau, trug die königl. Kammer dem Medicinalrathe Mogalla die Bereisung der verpesteten Dörfer auf. Er unterzog sich ihr mit seinem bekannten Eifer in den ersten Tagen des Juni, forschte dem Entstehen und Gange der Krankheit nach, und stellte ab, was er abzustellen vermochte. Er bemerkte an dem Viehe einen allgemeinen Schauer, während dessen sich die glanzlosen Haare sträubten und gleichsam wellenförmig bewegt wurden, thränende Augen, einen ganz eigenen, trocknen, hohlen, nur aus einem Stoße bestehenden, kurzen, nicht oft wiederkehrenden Husten, beträchtliche Verminderung oder gänzliches Ausbleiben der Milch, besonders Aufhören des Wiederkäuens; nach seinem Urtheile alles Zeichen einer pestartigen Krankheit. Zu ihrer Abstellung hat die königl. Kammer nach den Vorschlägen des Kommissärs zweckmäßige Maßregeln getroffen und besonders strenge Sperre verordnet. Dieser ist es wahrscheinlich zuzuschreiben, daß das Sterben sich nur auf die Dörfer, welche die Heerde passirt hat, beschränkt. In Melaschwitz aber waren bis zum 18. Juni bereits 115 Stück und in Kavallen 84 gefallen.

Eben vernimmt man aus Baiern, daß eine gefährliche und schnell um sich greifende Seuche ausgebro-

gebrochen sei, die Pferde, Rinder und Schweine befällt. Es ist der sogenannte gelbe Schelm oder Milzbrand, der unter andern das Eigene hat, daß er alle Hausthiere, selbst das Federvieh und das Wild im Walde angeht und sich mit einer unglaublichen Schnelligkeit verbreitet. Man hat nur wenig äußere Kennzeichen, woraus man die Nähe der Krankheit entdecken und ihr vorbeugen könnte. Das Einzige ist, was man bemerkt, daß angesteckte Thiere meistens 2 Tage vor dem heftigen Ausbruche der Krankheit mit Heißhunger fressen und doch dabei leere Bäuche behalten. Bei der Krankheit selbst zeigen sich an der Oberfläche der Haut mit einer gelben Flüssigkeit angefüllte Beulen. In dem Baierschen Landgerichte Landsberg (am Lech) ist diese Krankheit mit ihrer gewöhnlichen Wuth ausgebrochen und hat sich nicht nur über den ganzen Bezirk dieses Landgerichts verbreitet, sondern auch noch einige angrenzende Ortschaften des Schwaben-Münchner Landgerichts angegriffen.

Eben so hat sich diese Seuche um Schwabenhausen, wo 6 Hirsche daran verendeten, und selbst in der Umgebung der Haupt- und Residenz-Stadt München gezeigt. Die Polizei-Direktion verordnete daher unter dem 12. Juli, die Häuser und Ablaufrinnen auf den Straßen rein zu halten, die Ställe sorgfältig zu reinigen, öfters mit Wach-

holder-

holderbeeren zu räuchern, das Vieh fleißig mit frischem Wasser zu baden, und bevor es auf die Weide gelassen wird, ihm etwas Futter zu reichen, frisches gesundes Futter und reines Wasser auszusuchen, getrocknete und zerstossene Wachholderbeeren auf das Futter zu streuen und Steinsalz zum Lekken zu geben. Auch für die Menschen hat sich diese Seuche von gefährlichen Folgen gezeigt. Einige Landleute in der Gegend von Landsberg verheimlichten die Krankheiten ihres Viehes, schafften es heimlich auf die Seite, und zogen ihm in der Meinung die Haut ab, durch diese ihren Schaden zu verringern. Die Polizei hat einige höchst traurige Folgen dieses unvernünftigen Verfahrens bekannt gemacht.

Ein Bauer in Holzhausen, George Hofmeier, zog am 24. Juni einer an dieser Krankheit krepirten Kuh die Haut ab; am 25. verspürte er schon Mattigkeit und Ueblichkeit, sagte aber dem zur Untersuchung dahin verordneten Landgerichts-Physikus nichts davon; am 26. nahm er von dem Bader des Orts ein schweißtreibendes Mittel; am 27. befand er sich wohl, aber am 28. verlor er nach und nach alle Besinnung, und mit steigenden Kopfschmerzen starb er um 12 Uhr Mittags. Sein Leichnam erhielt sogleich einen stinkenden Geruch, und wurde so schnell als möglich tief in die Erde verscharrt. Der Hirte dieses Orts, welcher schon

am 17. eine erkrankte Kuh dieses Hofmeiers gestochen und abgehäutet hatte, bekam erst 8 Tage nachher, am 24. Juni, starkes Erbrechen und eine starke Geschwulst unter der Achselgrube. Die Geschwulst verbreitete sich auf die linke Brust, seine Hände wurden kalt, der Puls ging klein und matt und er starb am 30. Juni.

Neuern Nachrichten aus Augsburg vom 20. Juli zu Folge, hat sich die im Landgerichte Landsberg ausgebrochene Viehseuche bis jetzt nicht weiter verbreitet, weil dagegen die zweckmäßigsten Maßregeln getroffen worden sind.

Im Monat August 1807.

P.

XIV.

Kurze Nachrichten.

Römhild, den 28. Septr. 1807.

Der Recensent der praktischen Anweisung, alles Federvieh wohlfeil zu mästen — Coburg 1807, im Septbr. St., S. 253 der Oek. Hefte, v. 1807, glaubt, daß Zizmann, als Pfarrer zu

Aicha

Aicha im Römhildischen, noch lebe. Man kann aber versichern, daß derselbe seit beinahe vier Jahren todt ist, mithin diese Ausgabe nicht hat besorgen können; wenigstens sollte man glauben, Zizmann habe sie in dieser Gestalt nicht erscheinen lassen.

* * *

Durch einen Beschluß vom 24. Septr. hat der Minister des Innern in Frankreich die Ausfuhr des Mangkorns, durch die nämlichen Zollstätten wie Roggen und Gerste, und gegen dieselben Abgaben, wie diese beiden Getreidearten, jedoch unter der Bedingung, erlaubt, daß das Mangkorn ⅕ Weitzen und ⅘ Roggen enthalte.

* * *

Unter dem 26. September ist von der herzogl. Landesregierung zu Coburg der zur Handhabung der Sperre wegen der Viehseuche angeordnete Grenz-Cordon entlassen, und die Verordnung wegen der Viehseuche aufgehoben worden, weil die Ursachen derselben nicht mehr eintreten.

Für dieses Jahr ist ebendaselbst der Verkauf der Fichten- und Kiefernzapfen ins Ausland zum Firnißkochen unterm 1. Oktober untersagt, weil Vorrath in das Samen-Magazin zu Mönchröden gesammlet werden soll, indem seit drei Jahren kein Samenjahr gewesen sei.

Unter

Unter eben dem 1. Oktober ist ebendaselbst ein General-Reskript an sämmtliche Forstbehörden, Rittergutsbesitzer, Kommunen und sonstige Eigenthümer, die Vorkehrung gegen den Borkenkäfer betreffend, erlassen worden: 1) weil der verflossene Sommer sich durch anhaltende Dürre ausgezeichnet hat, welche der Uebervölkerung des Borkenkäfers in den Fichtenwaldungen überaus günstig sei; 2) weil die wiederholten Windstürme an vielen Bäumen, die sie nicht niederreissen konnten, die Wurzelfasern losgerissen, wodurch eine Stockung in der Zirkulation des Saftes unter der Basthaut entstehet, die eine der ersten Ursachen des Borkenkäfers sei; 3) weil sich dieses Insekt unglaublich schnell vermehre, und unglaublich schnell unsäglichen Schaden anrichte; 4) weil an der Grenze von Coburg sich schon Spuren dieses Uebels gezeigt haben. Sechs Vorschriften werden nun angegeben, die hier anzuführen, zu weitläuftig wäre.

* * *

In Hildburghausen hat der Herzog das Einbringen und Verschenken der fremden Biere gegen Entrichtung der gewöhnlichen Tranksteuer und übrigen Abgaben bis dahin, wo wieder, wie ehedem, die Stadt mit gutem trinkbaren daselbst gebrauten Bier wird versehen werden können, verstat-

stattet. — Im Anfange des an die Kammer erlassenen Reskripts vom 29. Septr. 1807 heißt es:

„Schon seit geraumer Zeit war in der hiesigen Stadt das Bier immer von der schlechtesten Beschaffenheit, ungeachtet Wir zur Aufreizung der Brauerei alles gethan haben, was geschehen konnte *). In unserm ganzen Lande sind die Bierbrauereien emporgekommen, nur der Residenzstadt war das unglückliche Loos beschieden, in diesem Punkte sogar den nahe liegenden Dörfern nachzustehen **). Um jedoch das Publikum bei dem schlechten Zustande der hiesigen Brauerei nicht noch länger leiden zu lassen, finden wir Uns bewogen rc. ***).

* * *

Gedei-

*) Z. B. Es wurde Jedem erlaubt, sein Bier um einen Preis zu verschenken, um welchen er wollte, weil man glaubte, dadurch gutes Bier zu erhalten. Man erhielt es auch bei einigen, aber um einen enormen Preis.

**) Dadurch wird der Bürger verleitet, auf das Dorf zu spazieren, und seine Arbeit liegen zu lassen.

***) Das ist das erste Reskript, das Einsendern dieses über schlechtes Bier in der Residenz-Stadt bekannt ist.

Gedeihen der fremden Getreidearten auf Coburgischem Boden *).

Dem vaterländischen ökonomischen Publikum kann die Erfahrung nicht gleichgültig sein, daß alle die fremden Getreidearten, welche der um das gemeine Beste verdiente Rath und Polizei-Direktor Fischer zu Dünkelsbühl, so wohl in einer eignen Abhandlung **), als erst neulich Nr. 294 des A. Anzeigers anbietet, heuer, ohne Unterschied, die Winter- wie die Sommerfrucht, in einem eben nicht mit besonderer Mühe zubereiteten Mittelboden, dahier eine kleine Stunde von Coburg, zum Bewundern gut gerathen sind, und reichlich belohnt haben.

Auch hat sogenanntes Staudenkorn, wozu der Same aus der Hofmannschen Samenhandlung in Sömmerda bei Erfurt bezogen worden, im April 1806 sehr dünne gesäet, im verwichenen Jahre noch zwei Mal zum Futter abgegraset, dieses

*) Aus dem herzogl. Sachsen-Coburg-Saalfeldischen Regierungs- und Intelligenzblatt, 3. Stück, den 22. Aug. 1807. S. 63 f.

d. Eins.

**) Sie ist recensirt Mon. Okt. 1805. der Oekon. Hefte, S. 315—322.

d. Eins.

dieses Jahr auf mannslangen Halmen und zum Theil achtzölligen Aehren eine ganz ungemein reichliche Ernte gegeben; und von einem einzigen Weitzenkorn, welches zu einer gleichmäßigen Probe im Jahre 1806 ausgesäet worden, und von mehreren das einzige beim Umgraben des Beets dieses Frühjahr übrig geblieben, in 49 Aehren 1605 vollkommene schöne Körner getragen.

Möge doch dieses Wenige auf die gewissenhafteste Wahrheit begründete, mehrern patriotisch gesinnten Oekonomen zu gemeinnützigen Versuchen mit dem einen oder dem andern Veranlassung werden! ꝛc.

N. *) — im Aug. 1807.

Schon seit einigen Jahren ist der Hr. Pfarrer Büttner zu Oettingshausen im Coburgischen damit beschäftiget, Versuche mit diesen auswärtigen Getreidearten anzustellen, und hat in Rücksicht des Sibirischen Leins, der vier, fünf Jahre dauern soll, verschiedenes in die Oekon. Hefte einrücken lassen.

*) N. — soll eine kleine Stunde von Coburg liegen. Dieß wäre entweder Neuhof oder Niederfüllbach.

lassen. Nächstens wird derselbe uns den Ertrag von zweijähriger Ernte für die Oekon. Hefte mittheilen.

Der anonyme Einsender hätte dieses Standenkorn näher ungeben sollen, denn Hr. Fischer gibt dreierlei Staudenkorn an: 1) Archangelsches. 2) Norwegisches; 3) Wallachischen Stauden-Roggen, und sagt nichts von dem, was derselbe davon sagt.

Eben erfahren wir, daß der Hr. Revier-Jäger Dickhaut zu Erlebach im Hildburghausischen Amt Heldburg ebenfalls Versuche mit dem Sibirischen Lein mache.

Inhalt.

Inhalt.

Oekonomische Hefte,

oder

Sammlung

von

Nachrichten, Erfahrungen und Beobachtungen

für den

Stadt- und Landwirth.

Neun und zwanzigsten Bandes Sechstes Heft.

Jahrgang 1807.

Dezember.

Leipzig,
in der Niemannschen Buchhandlung.

Nachricht.

Von dieser Zeitschrift erscheint zu Anfange eines jeden Monats ein Heft von sechs Bogen, in einem farbigen Umschlage. Sechs Hefte machen einen Band aus. So oft es nöthig ist, werden die einzelnen Abhandlungen durch Kupfer erläutert. Diese Oekonomischen Hefte verbreiten sich über alle Gegenstände der Stadt- und Landwirthschaft. In der Einleitung zum Januar-Hefte von 1801 hat sie der Herausgeber, besonders für diejenigen, welche etwa als Mitarbeiter an diesem Institute Theil nehmen wollen, nochmals näher angegeben.

Jeder praktische Oekonom wird hierdurch eingeladen, uns mit Beiträgen zu unterstützen. Es mag freilich den Ungeübten schwer fallen, ihre Aufsätze in schriftmäßiger Form abzufassen. Indessen dürfen sie sich dadurch nicht abhalten lassen; wenn nur die Sachen gut sind, so wird der Herausgeber schon dafür sorgen, daß sie in einem anständigen Gewande vor dem Publikum erscheinen können.

Die eingeschickten Abhandlungen werden auf Verlangen und getroffener Verabredung gemäß nach dem Schlusse eines jeden Jahres honorirt. Dagegen machen sich die resp. Verfasser verbindlich, ihre Aufsätze vor Verlauf von drei Jahren nicht wieder besonders abdrucken zu lassen.

Anzeigen, Bekanntmachungen und Nachrichten, welche bloß das Interesse der Einsender angehen, werden in das, jedem Monatshefte beigefügte Intelligenz-Blatt gegen die Gebühr von einem Groschen für die Zeile eingerückt.

Die Versendung dieser Oekonomischen Hefte geschieht, wo möglich, immer zu Anfange eines jeden Monats. Sie sind auf allen Postämtern und in allen Buchhandlungen Teutschlands und der angrenzenden Länder zu haben. Das Abonnement für den ganzen Jahrgang geschiehet beim Empfange des ersten Stücks mit 3 Rthlr.

Die zwei ersten Bände dieser periodischen Schrift, jeder zu 4 Heften à 10 bis 12 Bogen, kosten 3 Rthlr. 8 Gr., einzelne Hefte davon werden zu 10 Gr. abgelassen.

Der dritte Band, oder die Monate Juli bis December 1794. 1 Rthlr. 6 Gr.

Der vierte und fünfte Band, oder der Jahrgang 1795. 2 Rthlr. 12 Gr.

Der sechste und siebente Band, oder der Jahrgang 1796. 3 Rthlr.

Der achte und neunte Band, oder der Jahrgang 1797. 3 Rthlr.

Der zehnte und eilfte Band, oder der Jahrgang 1798. 3 Rthlr.

Der zwölfte und dreizehnte Band, oder der Jahrgang 1799. 3 Rthlr.

Der vierzehnte und funfzehnte Band, oder der Jahrgang 1800. 3 Rthlr.

Register über den ersten bis funfzehnten Band oder die Jahrgänge 1792 bis mit 1800 kostet 1 Rthlr. 12 Gr.

Der sechzehnte und siebzehnte Band, oder der Jahrgang 1801. 3 Rthlr.

Der achtzehnte und neunzehnte Band, oder der Jahrgang 1802. 3 Rthlr.

Der zwanzigste und einundzwanzigste Band, oder der Jahrgang 1803. 3 Rthlr.

Der zweiundzwanzigste und dreiundzwanzigste Band, oder der Jahrgang 1804. 3 Rthlr.

Der vierundzwanzigste und fünfundzwanzigste Band, oder der Jahrgang 1805. 3 Rthlr.

Der sechsundzwanzigste und siebenundzwanzigste Band, oder der Jahrgang 1806. 3 Rthlr.

Demjenigen, welchem die Einrichtung dieser Anstalt, erst nach Erscheinung der erstern Stücke bekannt wird, und seinen Beifall erhält, steht das Abonnement zu allen Zeiten offen; er macht sich aber dabei auf den ganzen Jahrgang verbindlich.

Interessenten, welche den künftigen Jahrgang nicht fortzuhalten gesonnen sind, werden gebeten, es 3 Monate vorher bei der Behörde anzuzeigen, indem später keine Aufkündigung gelten kann.

Briefe, Bekanntmachungen und Aufträge erbittet sich frankirt die

Leipzig. Niemannsche Buchhandlung.



